

HENNING MANKELL

*Der Chronist der Winde*

ROMAN ZSOLNAY



Nelio, ein zehnjähriges Straßenkind, erzählt um sein Leben. Er liegt mit einer Schußwunde auf dem Dach eines afrikanischen Hauses und weiß, daß er sterben wird, sobald seine Geschichte zu Ende ist. Er erzählt, wie die Banditen sein Dorf überfielen, seine Schwester massakrierten und ihn zwingen wollten, seine Verwandten zu töten. Wie er floh, den Weg in die große Stadt fand und Anführer einer Bande von Straßenkindern wurde. Vor allem aber erzählt er vom Leben dieser schwarzen Kinder. Von Mandioca, der Tomaten und Zwiebeln in seinen Taschen wachsen läßt, und von Deolinda, einem Albinomädchen, das die sexuellen Phantasien der Jungen erregt. Vom Geheimnis des Reichtums, einer vertrockneten Eidechse in einem gestohlenen Aktenkoffer und einem nächtlichen Besuch beim Präsidenten. Und vom Paradies, das auf keiner Landkarte verzeichnet ist und das man dennoch finden kann.

»Man kann fliegen, ohne sichtbare Flügel zu haben«, dachte Nelio.

»Die Flügel sind in uns, wenn es uns nur vergönnt ist, sie zu sehen.«





Henning Mankell

# Der Chronist der Winde

R O M A N

*Aus dem Schwedischen  
von Verena Reichel*

Paul Zsolnay Verlag

Die Originalausgabe erschien 1995 unter dem Titel  
*Comédia infantil* im Ordfront Verlag, Stockholm.

1 2 3 4 5 04 03 02 01 00

ISBN 3-552-04981-9

© Henning Mankell 1995

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2000

Satz: Filmsatz Schrotet GmbH, München

Druck und Bindung: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm

Printed in Germany

»Der Mensch hat zwei Augen;  
eins sieht nur, was sich in flüchtiger Zeit bewegt,  
das andere  
was ewig ist und göttlich.«

ANGELUS SILESIIUS

»Wenn dies die beste aller Welten ist  
wie müssen dann erst die anderen sein?«

VOLTAIRE: CANDIDE

»Da die Tiefen noch nicht waren,  
da war ich schon geboren;  
da die Brunnen noch nicht mit Wasser quollen ...«

SPRÜCHE, 8, 24-25





## José Antonio Maria Vaz

*Auf einem Hausdach aus sonnengebranntem, rötlichem Lehm stehe ich, José Antonio Maria Vaz, in einer schwülen, feuchten Nacht und warte auf den Untergang der Erde. Ich bin schmutzig und fiebrig, meine Kleider hängen in Fetzen, als wären sie auf wilder Flucht vor meinem dürren Leib. In den Taschen habe ich Mehl, und das ist für mich kostbarer als Gold. Denn vor einem Jahr stellte ich noch etwas dar, ich war Bäcker, im Gegensatz zu heute, da ich nichts bin, ein Bettler, der tagsüber rastlos unter der sengenden Sonne umherstreift und die endlosen Nächte auf einem verlassenen Hausdach verbringt. Aber auch Bettler haben Zeichen, die ihnen eine Identität verleihen, sie von allen anderen unterscheiden, die ihre Hände an den Straßenecken feilbieten, als wollten sie sie weggeben oder ihre Finger verkaufen, einen um den andern. José Antonio Maria Vaz ist der zerlumpte Kerl, der bekannt wurde als Chronist der Winde. Tag und Nacht, ununterbrochen, bewegen sich meine Lippen, als würde ich eine Geschichte erzählen, die niemand je anzuhören bereit war. Es ist, als hätte ich schließlich akzeptiert, daß der Monsun, der vom Meer herantreibt, mein einziger Zuhörer ist, immer aufmerksam, geduldig wie ein alter Priester darauf wartend, daß das Bekenntnis schließlich zu einem Ende kommt.*

*In den Nächten nehme ich Zuflucht zu diesem verlassenen Dach, da ich meine, dort Überblick und Raum zu gewinnen. Die Sternbilder sind stumm, sie applaudieren mir nicht, aber ihre Augen funkeln, und ich habe das Gefühl, ich könnte direkt in das Ohr der Ewigkeit sprechen. Und*

*wenn ich den Kopf neige, sehe ich, wie die Stadt sich ausbreitet, die Nachtstadt, wo unruhige Feuer flackern und tanzen, unsichtbare Hunde lachen, und ich staune über all die Menschen, die da schlafen, atmen und träumen und lieben, während ich auf meinem Dach stehe und von einem Menschen spreche, den es nicht mehr gibt.*

*Ich, José Antonio Maria Vaz, bin auch ein Teil dieser Stadt, die sich an den Steilhängen zur breiten Flußmündung hinab festklammert. Die Häuser klettern wie Affen an den Hängen empor, und mit jedem Tag scheinen sich die Menschen, die da wohnen, zu vermehren. Sie kommen aus dem unbekannten Inland, aus der Savanne und den fernen, abgestorbenen Wäldern zur Küste hinabgewandert, an der die Stadt liegt. Dort lassen sie sich nieder und bemerken scheinbar nicht all die feindseligen Blicke, die ihnen begegnen. Niemand kann mit Sicherheit sagen, wovon sie leben oder wo sie Unterschlupf finden. Sie werden von der Stadt verschluckt, werden ein Teil von ihr. Und jeden Tag kommen neue Fremde, alle mit ihren Bündeln und Körben, die hochgewachsenen schwarzen Frauen mit riesigen Stoffballen auf ihren majestätischen Köpfen, wie Reihen von kleinen schwarzen Punkten vor dem Horizont dahinwandernd. Mehr und mehr Kinder werden geboren, neue Häuser klettern die Hänge empor, um weggespült zu werden, wenn die Wolken schwarz sind und Orkane wie mörderische Banditen wüten. So geht es nun schon seit Menschengedenken, und viele Leute liegen nachts wach und grübeln, wie das wohl enden wird.*

*Wann wird die Stadt die Abhänge hinabstürzen und vom Meer verschlungen werden?*

*Wann wird das Gewicht all dieser Menschen zu schwer?*

*Wann wird die Erde untergehen?*

*Einst habe auch ich, José Antonio Maria Vaz, nachts grübelnd wach gelegen.*

*Aber jetzt nicht mehr. Nicht mehr, seit ich Nelio begegnet bin und ihn aufs Dach getragen habe und ihn sterben sah.*

*Die Unruhe, die mich früher manchmal überkam, ist jetzt vorbei. Besser gesagt, ich habe begriffen, daß es einen entscheidenden Unterschied macht, ob man Angst hat oder beunruhigt ist.*

*Auch das hat Nelio mir erklärt.*

*- Wenn man Angst hat, ist das, als würde man an einem unstillbaren Hunger leiden, sagte er. Ist man dagegen beunruhigt, leistet man der Unruhe Widerstand.*

*Ich erinnere mich an seine Worte, und heute weiß ich, daß er recht hatte. Mitunter stehe ich hier und schaue hinaus auf die nächtliche Stadt, die unruhig flackernden Feuer, und ich erinnere mich an alles, was er in den neun Nächten gesagt hat, die ich bei ihm war und ihn sterben sah.*

*Aber auch das Dach ist ein lebendiger Teil der Geschichte. Es ist, als befände ich mich auf dem Meeresgrund, ich bin gesunken und kann nicht tiefer kommen. Ich stehe auf dem Grund meiner eigenen Geschichte, hier, auf diesem Dach, hat alles angefangen, und hier hat es geendet.*

*Manchmal stelle ich mir genau das als meine Aufgabe vor: daß ich für immer auf dem Boden dieses Dachs herumwandere und meine Worte an die Sterne richte. Genau das ist meine Aufgabe, für immer.*

*Dies ist meine merkwürdige Geschichte, wie mir scheint, unmöglich zu vergessen.*

Es war an jenem Abend, gegen Ende November, vor einem Jahr, als Vollmond war und der Himmel nach heftigen Regenfällen aufgeklart hatte, als ich Nelio auf die schmutzige Matratze legte, wo er neun Tage später, in der ersten Morgendämmerung, sterben sollte. Da hatte er bereits viel Blut verloren, der Verband, notdürftig hergestellt aus Stoffetzen, die ich aus meinen eigenen zerschlissenen Kleidern riß, half nicht viel. Lange vor mir wußte er, daß er bald nicht mehr dasein würde.

Damals hat auch alles von vorn angefangen, als wäre eine neue, besondere Zeitrechnung plötzlich in Kraft getreten. Das weiß ich noch ganz genau, obwohl seit diesem Abend über ein Jahr vergangen und viel passiert ist in meinem Leben.

Ich erinnere mich an den Mond am dunklen Himmel.

Ich erinnere mich an ihn als Widerschein von Nelios bleichem Gesicht, auf dem die salzigen Schweißtropfen glitzerten, während das Leben langsam, fast vorsichtig, als gelte es, einen Schlafenden nicht zu wecken, seinen Körper verließ.

An diesem frühen Morgen, nach der neunten Nacht, als Nelio starb, ist etwas Wichtiges zu Ende gegangen. Es fällt mir schwer zu erklären, was ich meine. Aber mitunter fühlt es sich in meinem Leben so an, als wäre ich von einer großen Leere umgeben. Als befände ich mich in einem riesigen Raum aus unsichtbarem Gewebe, aus dem ich mich nicht befreien kann.

So habe ich es an dem Morgen empfunden, als Nelio im Sterben lag, von allen verlassen, mit mir als einzigem Zeugen.

Später, als alles vorbei war, tat ich, worum er mich gebeten hatte.

Ich trug seinen Körper die Wendeltreppe hinab, in die Bäckerei, wo die Hitze so groß ist, daß ich mich nie daran gewöhnt habe.

Ich war allein dort in der Nacht, der große Ofen war heiß in Erwartung des Brotes, das bald für den hungrigen Tag gebacken werden sollte. Ich schob seinen Körper in den Ofen, schlug die Klappe zu und wartete genau eine Stunde. So lange würde es dauern, hatte er gesagt, bis sein Körper verschwunden wäre. Später, als ich die Klappe wieder öffnete, war nichts mehr übrig. Sein Geist wehte an mir vorbei, wie ein kühler Hauch aus der höllischen Hitze, und das war alles.

Ich ging zurück aufs Dach. Dort blieb ich, bis es wieder Nacht wurde. Und da, unter den Sternen und der kaum sichtbaren dünnen Mondsichel, während der milde Wind vom Indischen Ozean mir das Gesicht fächelte, inmitten der Trauer, wurde mir bewußt, daß ich es war, der Nelios Geschichte erzählen mußte.

Kein anderer könnte es tun.

Keiner außer mir. Niemand.

Und die Geschichte mußte erzählt werden. Sie durfte nicht einfach als abgelegtes und friedloses Erinnerungsbild in der Rumpelkammer liegenbleiben, die es in jedem menschlichen Gehirn gibt.

Denn es war ja so: Nelio war nicht nur ein armes, schmutziges Straßenkind gewesen. Er war vor allem ein bemerkenswerter Mensch, ungreifbar, vieldeutig, wie ein seltener Vogel, von dem alle reden, obwohl ihn nie jemand wirklich gesehen hat. Obwohl er erst zehn Jahre alt war, als er starb, verfügte er über eine Erfahrung und Lebensweisheit,

als hätte er hundert Jahre gelebt. Nelio - wenn er denn tatsächlich so hieß, mitunter nannte er sich nämlich ganz anders - umgab sich mit einem unsichtbaren magnetischen Feld, das niemand durchdringen konnte. Von allen - sogar von den brutalen Polizisten und den unentwegt nervösen indischen Händlern - wurde er mit Ehrerbietung behandelt. Viele suchten seinen Rat oder hielten sich nur vorsorglich in seiner Nähe auf, in der Hoffnung, etwas von seinen geheimnisvollen Kräften würde sich auf sie übertragen.

Und jetzt war Nelio tot.

Tief im Fieber versunken hatte er mühsam seinen letzten Atemzug ausgeschwitz.

Eine einsame Dünung hatte sich über die Weltmeere fortgepflanzt, dann war alles vorüber, und die Stille erschreckend in ihrer Leere. Ich sah zum Firmament auf und dachte, nichts würde mehr so sein, wie es war.

Ich wußte, was viele dachten. Ich hatte es selbst gedacht. Daß Nelio eigentlich kein Mensch war. Sondern ein Gott. Einer der alten, vergessenen Götter, die trotzig oder vielleicht tollkühn auf die Erde zurückgekehrt waren und sich in Nelios mageren Körper geschlichen hatten. Oder, wenn schon kein Gott, so war er wenigstens ein Heiliger. Ein Straßenkindheiliger.

Und jetzt war er tot. Fort.

Der milde Wind vom Meer, der über mein Gesicht strich, fühlte sich plötzlich kalt und bedrohlich an. Ich sah hinaus auf die dunkle Stadt, die an den Hängen zum Meer hinabkletterte, sah die flackernden Feuer und die vereinzelt Straßenlaternen, von Faltern umtanzt, und dachte: Hier hat Nelio eine kurze Zeit gelebt, mitten unter uns. Und ich bin der einzige, der seine ganze Geschichte kennt. Mir hat er sich anvertraut, nachdem man auf ihn geschossen hatte

und ich ihn aufs Dach getragen und auf die schmutzige Matratze gelegt hatte, von der er sich nicht mehr erheben sollte.

- Es ist nicht, weil ich Angst habe, man könnte mich vergessen, hatte er gesagt.

Es ist, damit ihr nicht vergeßt, wer ihr selber seid.

Nelio hat uns daran erinnert, wer wir eigentlich sind. Menschen, von denen ein jeder heimliche Kräfte besaß, die er nicht kannte. Nelio war ein bemerkenswerter Mensch. Seine Anwesenheit bewirkte, daß wir uns bemerkenswert fühlten.

Das war sein Geheimnis.

Es ist Nacht am Indischen Ozean.

Nelio ist tot.

Und wie unwahrscheinlich es auch klingen mag, mir schien, daß er nicht einmal Angst hatte beim Sterben.

Wie ist das möglich? Daß ein Zehnjähriger stirbt, ohne auch nur einen Funken Entsetzen darüber zu zeigen, daß er nicht mehr teilhaben kann am Leben?

Das verstehe ich nicht. Überhaupt nicht.

Ich, ein Erwachsener, kann nicht an den Tod denken, ohne eine eisige Hand an meiner Kehle zu spüren.

Aber Nelio lächelte nur. Offenbar hatte er doch ein Geheimnis, das er nicht mit uns anderen teilte. Das ist sonderbar, denn er war sehr freigebig mit den wenigen Dingen, die er besaß, ob es die schmutzigen Hemden aus indischer Baumwolle waren, die er immer trug, oder einer seiner immer wieder überraschenden Gedanken.

Daß es ihn nicht mehr gibt, nehme ich als Zeichen, daß die Erde bald untergehen wird.

Oder täusche ich mich?

Ich stehe auf dem Dach und denke an das erste Mal, als ich ihn sah, als er auf dem schmutzigen Boden lag, getroffen von den Kugeln des verwirrten Mörders.

Der sanfte Nachtwind, der vom Meer herantreibt, hilft mir, mich zu erinnern.

Nelio hat oft gefragt:

- Spürst du, wonach der Wind schmeckt?

Ich wußte nie, was ich antworten sollte. Kann der Wind wirklich einen Geschmack haben?

Nelio war davon überzeugt.

- Geheimnisvolle Gewürze, sagte er plötzlich, ich glaube, es war in der siebten Nacht. Sie erzählen uns von Ereignissen und Menschen in weiter Ferne. Die wir nicht sehen können. Aber wir können sie spüren, wenn wir den Wind tief in unseren Mund einsaugen und ihn dann essen.

So war Nelio. Er glaubte, der Wind ließe sich essen.

Der Wind könnte den Hunger betäuben.

Und wenn ich versuche, mir in Erinnerung zu rufen, was ich in den neun Nächten mit Nelio gehört habe, kann ich mir vorstellen, daß mein Gedächtnis weder besser noch schlechter ist als das von irgend jemand anders.

Aber ich weiß auch, daß ich in einer Zeit lebe, in der die Menschen öfter das Vergessen suchen als die Erinnerung. Daher verstehe ich auch meine eigene Furcht besser, daß es tatsächlich der Untergang der Erde ist, den ich erwarte. Der Mensch lebt, um etwas zu schaffen und seine guten Erinnerungen mit anderen zu teilen. Aber wenn wir ehrlich zu uns selber sind, sehen wir ein, daß die Zeit dunkel ist, genauso dunkel wie die Stadt zu meinen Füßen, die Sterne leuchten widerwillig über unserer verschandelten Erde, und die Erinnerungen an schöne Erlebnisse sind so rar, daß die großen Räume in unserem Gehirn, in denen ihr Gedächtnis bewahrt werden soll, leer und verriegelt sind.

Eigentlich komisch, daß ich das sage.

Ich bin kein Schwarzmalers. Ich lache viel öfter als ich weine.

Auch wenn ich heute ein Bettler in Lumpen bin, habe



ich in meinem Leib das fröhliche Herz des Bäckers bewahrt.

Ich merke, daß es mir schwerfällt zu erklären, was ich meine. Hat man wie ich seit seinem sechsten Lebensjahr in einer heißen, stickigen Bäckerei Brot gebacken, ist es mit den Worten nicht so leicht.

Eine Schule habe ich nie besucht. Ich habe in alten, zerrissenen Zeitungen lesen gelernt. Oft so alt, daß die Stadt, von der da die Rede war, noch ihren früheren, heute abgeschafften Kolonialnamen trug. Ich lernte lesen, während wir darauf warteten, daß das Brot in den Öfen durchgebacken war. Es war der alte Meisterbäcker, Fernando, der es mir beigebracht hat. Ich kann mich noch ganz genau an all die Nächte erinnern, in denen er darüber schimpfte und fluchte, daß ich so faul sei.

- Die Buchstaben und Worte kommen nicht zu einem Menschen, seufzte er. Der Mensch muß zu ihnen kommen.

Aber schließlich habe ich es gelernt. Ich habe gelernt, mit Worten umzugehen, wenn auch auf Distanz und immer mit dem Gefühl, ihrer nicht ganz würdig zu sein.

Noch immer sind die Worte Fremde für mich. Zumindest, wenn ich erzählen will, was ich denke oder fühle. Aber ich muß es versuchen. Ich kann nicht länger warten. Ein Jahr ist bereits vergangen.

Noch habe ich nicht von dem blendend weißen Sand erzählt, den raschelnden Palmen und den Haien, die man mitunter dicht an der verwitterten Hafenmauer sehen kann.

Aber das werde ich später tun.

Jetzt will ich von Nelio sprechen, dem Bemerkenswerten. Er, der aus dem Nirgendwo in die Stadt kam. Er, der sich in einem Standbild einquartierte, das vergessen auf einem Platz in der Stadt thronte.

Und genau hier kann ich meine Geschichte beginnen lassen.

Alles beginnt mit dem Wind, dem geheimnisvollen, verlockenden, der vom ewig wandernden Indischen Ozean in unsere Stadt hineintreibt.

Ich, José Antonio Maria Vaz, ein einsamer Mann auf einem Dach, unter dem tropischen Sternenhimmel, habe eine Geschichte zu erzählen.

## *Die erste Nacht*

Als in dieser verhängnisvollen Nacht die Schüsse fielen und ich Nelio in seinem eigenen Blut fand, hatte ich bereits viele Jahre in der Bäckerei der konfusen und wunderlichen Dona Esmeralda gearbeitet. Keiner hatte es so lange ausgehalten wie ich.

Dona Esmeralda war eine erstaunliche Frau, die jeder in der Stadt kannte und sie entweder insgeheim bewunderte oder für verrückt erklärte. Als Nelio ohne ihr Wissen auf dem Dach der Bäckerei im Sterben lag, war sie über neunzig Jahre alt. Manche behaupteten, sie wäre schon hundert, aber keiner konnte es mit Sicherheit sagen. Von Dona Esmeralda ließ sich einzig mit Gewißheit sagen, daß nichts sicher war. Es schien, als wäre sie schon immer dagewesen, untrennbar mit der Stadt und deren Gründung verbunden. Es konnte sich auch niemand daran erinnern, daß sie je jung gewesen wäre. Seit jeher hatte sie ihr altes Auto in hohem Tempo gefahren, mit offenem Verdeck, mal auf der einen, mal auf der anderen Straßenseite. Ihre Kleider waren seit eh und je aus flatternder Seide, ihre Hüte mit breiten Bändern unter dem runzligen Kinn festgebunden. Aber obwohl sie schon immer sehr alt gewesen war, erklärte man den Fremden, die sich gerade noch retten konnten, wenn sie in wilder Fahrt angerast kam, sie sei die jüngste Tochter des berühmigten Gouverneurs Dom Joaquim Leonardo dos Santos, der während seines skandalumwitterten Lebens unter anderem die Plätze im Zentrum der Stadt mit einer Vielzahl von Reiterstandbildern bevölkert hatte. Über Dom Joaquim kursierten zahllose Geschichten, nicht zuletzt über

die beachtliche Anzahl von unehelichen Kindern, die er hinterlassen hatte. Mit seiner Frau, der vogelartigen Dona Celistina, hatte er drei Töchter gehabt, wovon Esmeralda diejenige war, die ihm am meisten glich, wenn nicht im Aussehen, so doch in der Art. Dom Joaquim stammte aus einer der ältesten Kolonialfamilien, die Mitte des 19. Jahrhunderts von der anderen Seite des Meeres herüberkam. Seine Familie war innerhalb kürzester Zeit eine der mächtigsten im Land geworden. Dom Joaquims Brüder hatten sich wichtige Positionen verschafft, teils durch das Schürfen von Edelsteinen in den fernen Provinzen, teils als Großwildjäger, Prälaten und Militärs. Dom Joaquim selbst hatte sich bereits in jungen Jahren auf das unübersichtliche Terrain der lokalen Politik begeben. Da das Land als Provinz von einer Macht jenseits des Meeres regiert wurde, hatten die Gouverneure vor Ort mehr oder weniger freie Hand, es konnte ohnehin keiner kontrollieren, was sie trieben. In den wenigen Fällen, in denen das Mißtrauen überhand nahm, schickte man Regierungsbeamte über das Meer, um nachzuprüfen, was da in der kolonialen Verwaltung eigentlich vorging. Einmal hatte Dom Joaquim das Büro der Kontrolleure mit Schlangen gefüllt, ein andermal eine Gruppe von wilden Trommlern in einem benachbarten Haus einquartiert, worauf die Regierungsbeamten entweder durchdrehten oder in tiefes Schweigen versanken, um dann so schnell wie möglich das nächste Schiff zu besteigen, das gen Europa segelte. In ihren Berichten hieß es dann stets, in der Kolonie stehe alles zum Besten, und zur Bekräftigung hatte Dom Joaquim ihnen kleine Stoffbeutel mit Edelsteinen in die Taschen gesteckt, wenn er sie am Kai verabschiedete. Als Dom Joaquim zum erstenmal bei einer Regionalwahl zum Stadtgouverneur gemacht wurde, war er kaum älter als zwanzig Jahre. Sein Gegner, ein freundlicher, gutgläubiger alter Oberst, hatte sich aus dem Wahlkampf zurück-

gezogen, nachdem Dom Joaquim sehr geschickt das Gerücht im Umlauf gebracht hatte, der Mann sei in seiner Jugend, als er noch jenseits des Meeres lebte, für ein nicht näher benanntes Verbrechen bestraft worden. Obwohl die Anschuldigungen falsch waren, erkannte der Oberst, daß er gegen die Verleumdungen nicht ankommen würde, und gab auf. Wie bei allen anderen Wahlen war auch hier der Wahlbetrug die unabdingbare organisatorische Voraussetzung gewesen, und er war mit einer Mehrheit gewählt worden, die bei weitem die Gesamtzahl der damals registrierten Stimmberechtigten überschritt. Der wichtigste Bestandteil seines Wahlprogramms war das Versprechen gewesen, die lokalen arbeitsfreien Feiertage erheblich zu vermehren, was er dann auch sofort realisierte, nachdem er eingesetzt worden war und sich zum erstenmal auf der Treppe der Residenz zeigte, auf dem Kopf den dreieckigen, mit Federbusch geschmückten Hut, das höchste Zeichen seiner neuen, demokratisch erworbenen Würde. Dom Joaquims erste Maßnahme als frisch gewählter Gouverneur war, daß er an der Vorderfront der Residenz einen großen Balkon errichten ließ, von dem aus er bei geeigneten Gelegenheiten Reden an die Bevölkerung der Stadt halten konnte. Einmal gewählt, sorgte er umsichtig dafür, daß ihm niemand seine Gouverneurswürde streitig machte, und in den folgenden sechzig Jahren wurde er mit immer größeren Mehrheiten wiedergewählt, obwohl die Bevölkerung in dieser Zeit erheblich zurückging. Als er schließlich starb, hatte er sich jedoch lange nicht mehr öffentlich gezeigt. Da war er bereits so verwirrt und so tief im Dämmer des Alters versunken, daß er mitunter glaubte, er wäre schon gestorben, und nachts schlief er dann in einem Sarg, der neben dem breiten Bett im Gouverneurspalast aufgestellt war. Niemand hatte jedoch den Mut gehabt, ihn als Gouverneur in Frage zu stellen, alle hatten ihn gefürchtet, und als er endlich gestorben

war, halb aus seinem Sarg hängend, als hätte er ein letztes Mal auf den Balkon kriechen wollen, um auf die Stadt hinauszusehen, die sich in den vielen Jahren seiner Macht bis zur Unkenntlichkeit verändert hatte, hatte niemand etwas zu unternehmen gewagt, bis er nach einigen Tagen in der großen Wärme zu riechen begann.

Er war Dona Esmeraldas Vater gewesen, und sie war ihm ähnlich. Wenn sie in ihrem offenen Wagen durch die Stadt fegte, konnte sie überall die mächtigen Standbilder sehen, die sich auf den Plätzen der Stadt drängten, und alle erinnerten sie an ihren Vater. Dom Joaquim hatte immer sorgfältig auf die kleinsten Anzeichen von revolutionärer Unzufriedenheit und Unruhe im Land geachtet. In jungen Jahren hatte er einen Stab von Geheimpolizisten eingesetzt, einen Stab, den jeder kannte, der aber offiziell gar nicht existierte. Ihre einzige Aufgabe war, sich unters Volk zu mischen und die kleinsten Äußerungen von Unruhe zu registrieren. Zugleich hatte Dom Joaquim rasch zugeschlagen, wenn eine Revolution in einem der Nachbarländer die jeweiligen Despoten ins Gefängnis geworfen, sie in die Verbannung getrieben oder sie vor eine Anzahl von Gewehrläufen gestellt hatte. Er hatte dann sofort ein Angebot für die Standbilder gemacht, die von den rasenden Volksmassen umgestürzt worden waren. Er hatte gut gezahlt und sie mit Booten und Wagen in die Stadt transportieren lassen. Dort hatte man die ursprünglichen Inschriften abgeschliffen, und Dom Joaquim hatte befohlen, den Standbildern seinen eigenen Familiennamen einzugravieren. Da seine Familie ein einfaches Bauerngeschlecht aus dem südeuropäischen Flachland war, hatte er sich ohne Skrupel einen neuen Stammbaum zugelegt. So kam es, daß sich die Stadt mit Statuen ehemaliger Heerführer aus seiner Verwandtschaft füllte, die es nie gegeben hatte. Da in den Nachbarländern dauernd Revolutionen stattfanden, war der Zu-

wachs an Standbildern so groß, daß er eigens Plätze anlegen lassen mußte, um Raum für alle Neuerwerbungen zu schaffen. Bei seinem Tod waren alle erdenklichen Plätze der Stadt mit britischen, deutschen, französischen und portugiesischen Monumenten von Personen angefüllt, die mittlerweile zu der Schar der Heerführer, Denker und Entdecker gehörten, mit denen Dom Joaquim in seiner unermüdlichen Phantasie sein Geschlecht ausgestattet hatte.

An all diesen Zeugnissen von Dom Joaquim und seinem Leben raste seine Tochter, die 90jährige Esmeralda, auf ihrer unruhigen Suche nach einem Sinn in ihrem eigenen Dasein vorbei. Viermal war sie verheiratet gewesen, nie länger als ein Jahr am Stück, da sie selbst es bereits nach kürzester Zeit leid war und die von ihr erwählten Männer aus Furcht vor ihren heftigen Launen davonliefen. Kinder hatte sie keine - obwohl es hieß, sie hätte irgendwo einen heimlichen Sohn, der eines Tages ans Licht der Öffentlichkeit treten würde, um sich in der Nachfolge seines Großvaters zum Gouverneur wählen zu lassen. Aber es war kein Sohn erschienen, und Dona Esmeraldas Leben hatte immer wieder die Spur gewechselt bei ihrer rastlosen Suche nach etwas, von dem sie offenbar gar nicht wußte, was es eigentlich war.

Während dieser Zeit in der Geschichte der Stadt, die man Dona Esmeraldas Zeit nennen könnte, hatte der Kolonialkrieg auch dieses Land erreicht, als eins der letzten auf dem ganzen afrikanischen Kontinent. Die jungen Männer, die sich entschieden hatten, ihre unausweichliche historische Pflicht zu tun und das Land von der immer schwächer werdenden Kolonialmacht zu befreien, hatten die Nordgrenze zum Nachbarland überschritten, das seine Vergangenheit bereits abgeschüttelt hatte, hatten ihre eigenen Basen, ihre eigenen Universitäten errichtet und waren, als die Zeit reif schien, wieder über die Grenze zurückgekehrt, diesmal mit Waffen beladen und voller Zuversicht.

Der Krieg hatte an einem dunklen Septemberabend begonnen, als ein lokaler *chefe de posto* von einem neunzehnjährigen revolutionären Soldaten, der später der erste militärische Oberbefehlshaber des Landes werden sollte, in den Daumen geschossen wurde. Das Land jenseits des Meeres hatte sich in den ersten fünf Jahren des Krieges geweigert zu akzeptieren, daß überhaupt einer stattfand. In seiner immer fadenscheinigeren Propaganda hatte es die revolutionäre Armee als verblendete Terroristen bezeichnet, verwirrte *criminosos*, und die Bevölkerung war ermahnt worden, sie hart am Kragen zu packen statt ihrer böswilligen Rede von einer bevorstehenden neuen Zeit und neuen Welt zu lauschen. Nach und nach hatte die Kolonialmacht jedoch einsehen müssen, daß die jungen Männer außerordentlich zielbewußt waren und daß sie ganz offensichtlich auch die Unterstützung der treulosen Bevölkerung hatten. Schleunigst wurde eine koloniale Armee eingeschifft, man begann aufs Geratewohl zu bombardieren, wo man die Basen der revolutionären Befreier vermutete, und ohne es eigentlich zu merken, manövrierte man sich von einer Niederlage in die nächste. Bis zuletzt weigerten sich alle, die als Kolonialherren ins Land gekommen waren, das, was da passierte, anzuerkennen. Selbst als die jungen Revolutionäre die Hauptstadt umzingelt hatten und nur wenige Kilometer vor den Wohnbezirken der Schwarzen standen, verwalteten und planten die weißen Kolonialherren weiter für eine Zukunft, die niemals eintreten würde.

Erst später, als die Niederlage eine Tatsache war und das Land seine Selbständigkeit erklärt hatte, entdeckte man die langen Reihen von weißen Grabsteinen auf dem Friedhof. Da lagen die jungen Kerle, oft nicht mehr als achtzehn, neunzehn Jahre alt, die übers Meer gekommen waren, um an einem Krieg teilzunehmen, von dem sie nichts verstanden, und von Soldaten getötet zu werden, die sie niemals



zu Gesicht bekamen. In der Stadt brach Chaos aus, viele der Kolonisatoren flüchteten Hals über Kopf, sie verließen ihre Häuser, ihre Autos, ihre Gärten, ihre Schuhe, ihre schwarzen Geliebten, trampelten sich in der Abflughalle des Flughafens gegenseitig nieder und schlugen sich um die Plätze auf den Schiffen, die aus dem Hafen auslaufen sollten. Wer weitsichtig genug war, hatte sein Geld und seine Besitztümer in Edelsteine umgetauscht, die jetzt in kleinen Stoffbeuteln unter den durchgeschwitzten Hemden versteckt waren. Die anderen ließen alles zurück und flohen aus dem Land, voller Haß auf die frevelhaften Revolutionäre, die ihnen alles geraubt hatten, was sie besaßen.

Obwohl Dona Esmeralda sich nie für politische Fragen interessiert hatte und zu dieser Zeit schon mindestens achtzig Jahre alt war, hatte sie in einem frühen Stadium, vermutlich rein instinktiv, begriffen, daß die jungen Revolutionäre den Krieg gewinnen würden. Es zog tatsächlich eine neue Zeit herauf, und sie mußte ihren Standpunkt wählen. Es hatte ihr keine Schwierigkeiten bereitet zu erkennen, daß sie zu den jungen Revolutionären gehörte. Die schwerfällige Bürokratie, anscheinend das einzige, womit die Kolonialmacht ihrer fernen Provinz beistand, würde sie mit einer Mischung aus Wut und Vergnügen nur zu gern bekämpfen. Sie setzte den dunkelsten Hut auf, den sie besaß, möglicherweise um ihre verräterischen Absichten zu kaschieren, und fuhr in ihrem Auto stadtauswärts, auf der Straße nach Norden. Sie passierte eine Reihe von militärischen Straßensperren, wo man sie vergeblich zum Umkehren zu bewegen suchte, mit der Warnung, jetzt geriete sie in ein von blutrünstigen Revolutionären kontrolliertes Gebiet, die ihren Wagen beschlagnahmen und ihr den Hut vom Kopf reißen würden, um ihr anschließend die Kehle durchzuschneiden. Als sie trotzdem weiterfuhr, hielt man

sie für verrückt, und dort, an diesen Straßensperren, entstand das Gerücht, das mit Bestimmtheit behauptete, Dona Esmeralda sei geistesgestört.

Tatsächlich wurde sie von den jungen Revolutionären angehalten, aber sie rissen ihr weder den Hut vom Kopf, noch schnitten sie ihr die Kehle durch. Sie behandelten sie ganz im Gegenteil freundlich und mit Respekt. Von dem lokalen Kommandanten einer nahe gelegenen Basis wurde sie darüber verhört, zu welchem Zweck sie allein in ihrem großen offenen Wagen herumfuhr. Daraufhin teilte sie kurz und bündig mit, sie wolle der revolutionären Armee beitreten, und zog eine alte, verrostete Reiterpistole, einst im Besitz ihres Vaters, aus der Handtasche. Der junge Kommandant mit Namen Lorenzo, der später wegen seines gewaltsamen Verlangens nach den Frauen anderer Männer in Ungnade fiel, schickte sie zehn Meilen tiefer in den Busch, zu einer Basis, wo es einen höheren Befehlshaber der revolutionären Armee gab, der besser darüber entscheiden konnte, was mit Dona Esmeralda geschehen sollte. Dieser Mann, Marcelino, der Oberst in der revolutionären Armee war, hatte den alten Gouverneur Dom Joaquim gut gekannt. Er hieß Dona Esmeralda willkommen, gab ihr eine Uniformmütze statt des gemusterten Hutes und führte sie persönlich in die ideologischen Glaubenslehren ein, auf die der revolutionäre Kampf sich ganz und gar verließ. Anschließend schickte er Dona Esmeralda in ein ambulantes Feldlazarett, wo sie seiner Meinung nach von größtem Nutzen wäre. Unter der Anleitung einiger kubanischer Ärzte lernte sie in kürzester Zeit, bei komplizierten Operationen zu assistieren. Dort blieb sie für den Rest des Kolonialkrieges, und als die neuen Führer schließlich ihren umjubelten Einzug in der Stadt hielten, erlebte die Bevölkerung verblüfft die Rückkehr des offenen Wagens, den sie so gut kannte, jedoch einige Jahre auf den Straßen vermißt hatte, mit Dona

Esmeralda als Chauffeur, während einer der revolutionären Führer winkend auf dem Rücksitz stand. In dem Chaos, das in der berauschten Zeit nach der Befreiung herrschte, wurde sie von dem neuen Präsidenten gefragt, welche Rolle sie in der soeben beginnenden revolutionären Umwälzung der alten Gesellschaft zu spielen gedenke.

- Ich will ein Theater gründen, hatte sie ohne Zögern geantwortet.

Der überraschte Präsident hatte sie zu bewegen versucht, eine Aufgabe von größerem revolutionärem Wert zu übernehmen, aber sie hatte entschieden darauf beharrt. Schließlich mußte der Präsident einsehen, daß er sie nicht dazu bringen würde, ihre Meinung zu ändern. Per Dekret, das er später vom Kulturminister bestätigen ließ, übertrug er Dona Esmeralda die Verantwortung für das einzige Theater der Stadt.

So begann die neue Zeit. Dona Esmeralda, ganz erfüllt von ihrem neuen Leben, merkte nicht einmal, daß die Standbilder, von ihrem Vater mit so großer Mühe aus dem Nachlaß verschiedener Diktaturen erworben, jetzt wieder umgestürzt und zu einer alten Festung transportiert wurden, wo sie gelagert oder eingeschmolzen wurden. Die Stadt, bisher von ihrer erfundenen Verwandtschaft geprägt, verwandelte sich, ohne daß sie es bemerkte. Sie selbst verbrachte all ihre Zeit in dem dunklen, verfallenen Theater, das lange verlassen dagestanden hatte. Es befand sich in einem kloakenähnlichen Zustand, der Gestank war entsetzlich, und Ratten, groß wie Katzen, beherrschten die Bühne, auf der alte Kulissen vor sich hin moderten.

Mit irrsinniger Energie erklärte Dona Esmeralda als erstes den Ratten und dem Gestank den Krieg und stürzte sich dann in einen gewaltsamen Angriff, mit dem einzigen Ziel, das Theater zurückzuerobern, das gleich einem gestrandeten Schiff in diesem Morast lag. Niemand, der sie

in dieser Zeit sah, konnte sich die Bemerkung verkneifen, Dona Esmeralda sei jetzt vollends verrückt geworden. Mit Abscheu und kaum verhohlener Verachtung stellte man fest, sie widme sich einer absolut überflüssigen Arbeit, die größte Sünde, die ein Mensch begehen kann. Gelegentlich bekam sie Hilfe von jungen Menschen, die ebenso beschäftigungslos wie unwissend waren, was Theater eigentlich war. Dona Esmeralda gab gern die Erklärung, es sei *wie ein Film ohne Projektor*, und wenn sie ihnen die verlockende Möglichkeit ausmalte, eines Tages ihr Talent auf der Bühne erproben zu dürfen, die jetzt noch zur Hälfte in der überschwemmten Kloake begraben lag, brachte sie sie mitunter dazu, daß sie die Röcke schürzten, die Hosenbeine hochkrempeelten und durch den Morast wateten, die Ratten mit Knüppeln verjagten und all die morschen Kulissen weg-schleppten.

Nach einem halben Jahr hatte sie es geschafft, daß die Bühne und der Zuschauerraum mit den ramponierten roten Plastikstühlen wieder benutzbar waren, und schließlich bekam sie sogar die elektrischen Leitungen wieder in Gang. Es war ein großer Augenblick, als sie das Licht zum erstenmal anknipste. Zwei der dreißig Jahre alten Scheinwerfer explodierten sofort mit einem gewaltigem Knall. Doch für Dona Esmeralda waren sie wie salutierende Raketen. Jetzt konnte sie endlich ihr Theater sehen, und was sie da sah, überzeugte sie davon, daß sie recht hatte, obwohl noch niemand wußte, was sie eigentlich wollte.

Nach einem weiteren halben Jahr hatte sie eine Gruppe von geneigten Leuten um sich versammelt, und sie hatte ein Schauspiel über eine *halakawuma* verfaßt, die ihrem König dauernd falsche Ratschläge gab. Das Stück hatte eine Dauer von über sieben Stunden. Dona Esmeralda baute die Kulissen, nähte die Kostüme, probierte mit den Schauspielern und übernahm selbst die unbesetzbaren Rollen.

An einem Dezemberabend sollte die Eröffnung des neuen Theaters stattfinden, sie hatte dem Präsidenten und dem Kulturminister Einladungen geschickt, die jedoch nicht uneingeschränkt damit zufrieden waren, daß Dona Esmeralda die vielen Bürokraten aus dem Ministerium abgewiesen hatte, die mit guten Ratschlägen kamen, wie die Theaterarbeit am besten aufzuziehen sei. Ein Platzregen legte die elektrischen Leitungen lahm, gerade als die Vorstellung anfangen sollte, der Präsident hatte mit Bedauern abgesagt, doch der korpulente ehemalige Schuhmacher Adelinho Manjate, der dank seiner tänzerischen Erfolge während seiner Zeit als revolutionärer Soldat jetzt Kulturminister war, hatte sich eingefunden. Die Vorstellung begann mit mehreren Stunden Verspätung, durch das Dach strömte unablässig Regenwasser auf das festlich gekleidete, aber immer mißgelauntere Publikum.

Es war nach zehn, als Dona Esmeralda die Scheinwerfer einschalten konnte und der erste Schauspieler, der seinen Text vergessen hatte, die Bühne betrat. Die Vorstellung wurde zu einem seltsamen Abenteuer, das erst in der Morgendämmerung des folgenden Tages endete. Keinem der Anwesenden, am wenigsten den Schauspielern, war es gänzlich gelungen zu verstehen, wovon das Stück eigentlich handelte, aber andererseits würde keiner von ihnen vergessen, was er hier erlebt hatte. Als Dona Esmeralda in der frühen Morgenstunde endlich allein auf der Bühne zurückblieb, durchströmte sie jenes seltsame Glück, das nur jemand empfinden kann, der das Unmögliche vollbracht hat. Mit Wehmut dachte sie an ihren Vater, den alten Gouverneur, der diesen stolzen Augenblick nicht hatte erleben dürfen, und dann merkte sie plötzlich, daß sie hungrig war. Während des letzten Jahres war ihr kaum Zeit zum Essen geblieben.

Sie ging hinaus in die Stadt, der Regen hatte aufgehört, es duftete frisch von den blühenden Akazien, welche die

Hauptstraßen der Stadt säumten. Neugierig musterte sie die Menschen, denen sie begegnete, als würde ihr zum erstenmal bewußt, daß sie nicht allein in der Stadt war, und sie entdeckte, daß all die Standbilder, die ihr Vater sein Leben lang zur Zierde der Plätze aufgetrieben hatte, auf einmal verschwunden waren. Für einen kurzen Moment fühlte sie sich alt und traurig, weil die neue Zeit offenbar bedeutete, daß nichts so bleiben würde, wie es einmal gewesen war. Doch ihr Triumph war stärker als die Trauer, rasch vergaß sie die düsteren Gedanken, kehrte in ein Café ein, setzte sich an einen Tisch, bestellte ein Glas Kognak und ein Stück Brot. Während sie überlegte, wie sie die Mittel für den weiteren Betrieb des Theaters beschaffen könnte, kaute sie nachdenklich auf dem Brot herum. Dabei kam ihr in den Sinn, daß man die alte Kassenhalle und das verlassene Café, die zum Foyer des Theaters gehörten, in eine Bäckerei verwandeln könnte. Durch den Verkauf von Brot würde sie das nötige Geld erwirtschaften. Sie kaute die letzten Reste des Brotes, erhob sich, kehrte ins Theater zurück und fing sofort an auszuräumen, um Platz zu machen für Knetmaschinen und Öfen. Das Geld für die nötigen Investitionen beschaffte sie, indem sie ihr Auto an einen Beamten der britischen Botschaft verkaufte, und drei Monate später öffnete sie die Türen der Bäckerei.

Ich, José Antonio Maria Vaz, war zu Dona Esmeralda gegangen, kaum daß sich in der Stadt das Gerücht verbreitet hatte, sie wolle eine Bäckerei aufmachen. Damals arbeitete ich beim Bäcker Felisberto im Hafenviertel und hatte keineswegs vor, dort aufzuhören. Trotzdem konnte ich es nicht lassen, eines Nachmittags nach der Arbeit zu Dona Esmeralda zu gehen, die gerade die neuen Bäcker einstellte. Eine lange Schlange ringelte sich vor dem niedrigen Nebeneingang des Theaters. Ich stellte mich hinten an, obwohl es

bestimmt zwecklos war. Doch war die Versuchung zu bleiben, um die bemerkenswerte Dona Esmeralda wenigstens einmal aus der Nähe zu sehen, für mich unwiderstehlich. Als ich schließlich an der Reihe war, wurde ich eingeladen und in einen Raum geführt, wo die glänzende Knetmaschine aus rostfreiem Stahl schon einsatzbereit dastand. Mitten im Raum, auf einem niedrigen Schemel, saß Dona Esmeralda in einem langen Seidenkleid, auf dem Kopf einen breitkrepigen, geblühten Hut. Ernst sah sie mich an. In ihrem Blick lag etwas Fragendes, als überlegte sie, ob sie mich schon einmal gesehen hätte. Dann nickte sie plötzlich, als hätte sie einen wichtigen Entschluß gefaßt.

- Du siehst aus wie ein Bäcker, sagte sie. Hast du einen Namen?

- José Antonio Maria Vaz, antwortete ich. Seit ich sechs war, habe ich Brot gebacken.

Ich erzählte ihr, wo ich arbeitete, aber ich war nicht sicher, ob sie überhaupt hörte, was ich sagte.

- Was bezahlt dir Felisberto? unterbrach sie.

- 130000, sagte ich.

- Ich gebe dir 129000, entgegnete sie. Wenn du wirklich hier arbeiten willst, begnügtst du dich mit weniger, als du bei Felisberto bekommst.

Ich nickte. Damit war ich angestellt. Das ist jetzt mehr als fünf Jahre her. Aber ich erinnere mich immer noch an diesen Moment, als sei es gestern gewesen. Dona Esmeralda bat mich, sofort mit der Arbeit anzufangen. Sie wollte, daß ich ihr half, die Einkäufe von Mehl, Zucker, Hefe, Butter und Eiern zu planen. An den langen Tagen und Abenden, die wir zusammen arbeiteten, bevor die Bäckerei eröffnet wurde, erzählte sie von ihrem Leben. So erklärte es sich, daß ich von ihr weiß, was ich weiß. Durch sie begann ich etwas von der Stadt zu verstehen, in der ich lebte, und von dem Land, das meines war.

Ob Dona Esmeralda verrückt war oder nicht, kann ich nicht beurteilen. Hingegen kann ich mit Bestimmtheit sagen, daß sie eine Energie und einen Willen besaß, wie sie mir nie zuvor begegnet sind. Menschen in ihrer Umgebung konnten vor Erschöpfung umfallen, wenn sie nur sahen, wie sie in ihrem Theater und ihrer Bäckerei herumfuhrwerkte. Obwohl sie jetzt zwischen achtzig und neunzig war, ruhte sie nie aus. In vielen Nächten mochte sie nicht einmal nach Hause gehen, sondern rollte sich einfach auf ein paar Mehlsäcken zusammen, rief den Bäckern gute Nacht zu, und stand nach einer halben Stunde wieder auf, von neuer Energie erfüllt, als wäre sie nach dem Schlaf einer langen Nacht aufgewacht. Gelegentlich, während wir darauf warteten, daß der Teig aufging, redeten wir darüber, wann und was Dona Esmeralda eigentlich aß. Regelmäßig schabte sie mit den Fingern den restlichen Teig vom Rand der Knetmaschinen ab. Niemand hat sie je etwas anderes essen sehen. Allerdings hatte sie immer eine Kognakflasche in Reichweite stehen. Wir ahnten, daß sie daraus die Kräfte schöpfte, die sie brauchte. Aber da wir einfache Menschen waren, die weder Geld noch Gelegenheit hatten, ausländische destillierte Getränke zu kosten, sondern nur mit *tontonto* zu feiern pflegten, sprachen wir oft darüber, ob ihre Flaschen wohl etwas enthielten, was den Menschen jung bleiben ließ. Vielleicht hatte Dona Esmeralda einen *curandeiro*, der ihren Getränken magische Eigenschaften verlieh?

Als ich, José Antonio Maria Vaz, in Dona Esmeraldas Bäckerei eintrat, der sie den Namen »Bäckerei des Heiligen Brots« gegeben hatte, war ich gerade achtzehn geworden. Ich war damals schon ein ausgebildeter Bäcker, auch wenn ich noch keinen Meisterbrief besaß. Aber ich hatte Brot gebacken, seit ich sechs war.

Mein Vater hatte mich zu seinem Onkel gebracht, Meister Fernando, der eine Bäckerei in dem afrikanischen *bairro*



betrieb, das hinter dem Flughafen lag. Mein Vater, sein Leben lang ein äußerst unrealistischer Mann, hatte eines Tages meine Hände betrachtet und entschieden, sie seien geeignet, Croissants zu formen. Meine Zukunft und mein Auskommen sollte ich als Bäcker finden. Wie fast alle Afrikaner waren wir arm. Ich wuchs zu der Zeit auf, als noch niemand von den jungen Revolutionären gehört hatte, die bereits die nördliche Grenze überschritten hatten. Keiner konnte sich überhaupt vorstellen, daß die Weißen, die unser Land und unser Dasein beherrschten, jemals in ihrer Macht in Frage gestellt werden könnten, und noch weniger, daß sie eines Tages Hals über Kopf fliehen würden, auf Nimmerwiedersehen. Über Generationen hatte man uns gezwungen, unsere Nacken untertänig zu beugen. Obwohl ich jetzt weiß, daß man sich an Unterdrückung niemals gewöhnt, und obwohl es schon damals im stillen einen Widerstand gegen all die Weißen gab, die über unser Leben herrschten, glaubte niemand außer den jungen Revolutionären, daß ernstlich etwas zu ändern sei. Mein Vater, der sein langes Leben mit ununterbrochenem Reden verbrachte, hat bei vielen Gelegenheiten, wenn er sicher war, daß ihn kein Weißer hörte, jene verflucht, die übers Meer gekommen sind und uns gezwungen haben, auf ihren Teeplantagen und in ihren Obstpflanzungen zu arbeiten. Doch es war ein Protest, der in sich steckenblieb und nie etwas anderes bewirkte als noch mehr Worte.

Vierzig Jahre lang saß mein Vater unter einem Baum auf dem offenen Platz zwischen den Schuppen und Hütten des *bairro*. Er saß im Schatten und schwatzte mit den anderen beschäftigungslosen Männern, während er darauf wartete, daß das Essen, von meiner Mutter über dem offenen Feuer bereitet, fertig würde. In all diesen Jahren schwatzte er ununterbrochen, meine Mutter hörte erschöpft und nie mit mehr als einem halben Ohr auf das, was er sagte, aber ich

glaube trotzdem, daß es seine schöne Stimme war, mit der er sie einst für sich gewann. Elf Kinder hatten sie zusammen, ich war das achte, und sieben von uns wuchsen heran und überlebten beide Eltern. Mein Vater, Zeca Antonio, war aus einer der fernen westlichen Provinzen in die Stadt gekommen, und er sprach immer davon, einmal mit seiner Familie dahin zurückzukehren. Meine Mutter, Graça, hatte er kurz nach seiner Ankunft in der Stadt getroffen, sie war dort geboren, und sie hatte sich also von all seinen Worten verführen lassen, und die beiden hatten ihr ärmliches Haus in dem *bairro* gebaut, das seit dem Bau des neuen Flughafens entstanden war. Keiner von ihnen konnte lesen und schreiben, und von den Kindern waren es schließlich nur meine Schwestern und ich, die jemals Buchstaben und Worte zu handhaben lernten.

Erst später, als die jungen Revolutionäre in die Stadt eingezogen waren und man Dom Joaquims Reiterstandbilder von ihren Sockeln gerissen hatte, begannen die Menschen sich ernstlich zu empören. Es war, als bemerkten sie erst jetzt das jahrhundertealte Unrecht, dem sie unterworfen gewesen waren, und sie gingen davon aus, daß die Befreiung, von der die jungen Revolutionäre sprachen, die Freiheit bedeutete, nicht mehr arbeiten zu müssen. Als sie erkannten, daß Freiheit bedeutete, genauso hart zu arbeiten, aber obendrein auch selbständig denken und die Arbeit planen zu müssen, die zu tun war, waren viele im Innersten ihrer Seele doch sehr verwirrt. Einige Jahre, nachdem die Weißen übers Meer verschwunden waren, konnte ich meinen Vater, genauso leise wie er einst den Zustand der Kolonialzeit kritisiert hatte, über das Gebaren der jungen Revolutionäre klagen - und ernstlich dem Traum von der guten alten Zeit frönen hören, als noch Recht und Ordnung herrschten und die Weißen bestimmten, welche Gedanken

zu denken waren. Es war eine wirre Zeit, als man plötzlich nicht mehr *patrão* sagen sollte, sondern jedermann mit *camarada* anzureden hatte. Es war eine Zeit, in der alles verändert werden sollte und trotzdem alles beim alten blieb, wenn auch auf andere Art.

Damals brach auch der langwierige Bürgerkrieg aus. Von den jungen Revolutionären, die inzwischen mittleren Alters waren und inmitten einer heulenden Eskorte von Motorradpolizisten im schwarzen Mercedes herumfuhren, wurden die Gegner in diesem Krieg als *bandidos armados* bezeichnet. Wir verstanden das in etwa so, daß die geflüchteten Weißen dahintersteckten, die jetzt von ihrer Rückkehr träumten. Sie hatten eine Banditenarmee von irregeführten Schwarzen aufgestellt. Eines Tages würden sie zurückkehren und Dom Joaquims Statuen wieder auf den Plätzen aufstellen, sie würden sich wieder das Recht nehmen zu bestimmen, welche Gedanken zu denken waren, und die Revolutionäre mittleren Alters würden gezwungen sein, noch einmal die nördliche Grenze zu überschreiten. Im Namen dieser, der weißen Menschen, begingen die Banditen schreckliche Untaten, und wir alle waren von der Furcht besessen, sie könnten den Krieg gewinnen.

Erst in dem Jahr, als ich Nelio kennenlernte, hörte der Krieg auf, ein Friedensvertrag wurde unterzeichnet und der Banditenführer kam in die Stadt und wurde vom Präsidenten umarmt. Da waren die Weißen bereits zurückgekehrt. Aber es waren andere Weiße, sie kamen aus Ländern mit eigentümlichen Namen, und sie kamen nicht, um uns in die Teeplantagen und Obstpflanzungen zurückzujagen, vielmehr wollten sie uns helfen, alles wieder aufzubauen, was durch den Krieg zerstört worden war. Viele von ihnen kauften Brot bei Dona Esmeralda. Wir wußten, daß unser Brot gut war. Ging einmal etwas mit dem Brot schief, schloß Dona Esmeralda umgehend die Bäckerei und machte sie

erst wieder auf, wenn das Brot wieder die übliche Qualität hatte.

Ich hatte mich bald bei Dona Esmeralda wohl fühlen gelernt, auch wenn sie manchmal launisch und unberechenbar war und selten Geld hatte, um die Löhne zu bezahlen, wenn der Letzte des Monats gekommen war. Nicht zuletzt war es die Nähe zum Theater, die meinem Leben einen Inhalt gab, der neu war und voll von sonderbaren Erlebnissen. Dona Esmeralda hatte kurz nach der legendären Premiere ein Ensemble zusammengestellt, das nichts anderes tun sollte als Theater spielen. Allein das war in den Augen vieler Leute eine unangebrachte Übertreibung ihrerseits. Meinte sie etwa, Menschen sollten dafür bezahlt werden, daß sie ein paar Abende in der Woche auf der Bühne standen? Konnte Theater etwas anderes sein als ein Freizeitvergnügen? Selbstverständlich verteidigte Dona Esmeralda ihr Bestreben leidenschaftlich, und sie versammelte die Menschen um sich, die als die tüchtigsten Schauspieler im Land galten. Tagsüber probierten sie die neuen Stücke, und abends gaben sie ihre Vorstellung.

Es gab eine Wendeltreppe, die von der Bäckerei zum Dach des Theaters führte. Direkt unter dem Blechdach konnte man durch einen Schacht kriechen, der einst zu der riesigen Klimaanlage gehörte. Durch eine Luke gelangte man dann hinunter in einen Raum, wo, gleich einem prähistorischen Tier, ein alter Filmprojektor stand. Durch Öffnungen in der Wand konnte man verfolgen, was auf der erleuchteten Bühne geschah. Dona Esmeralda wußte, daß die Bäcker bei den Proben zuschauten, wenn sie Zeit hatten, sie hatte uns sogar dazu ermuntert, damit wir ihr dann erzählten, wie das Gesehene uns gefiel. Oft erlaubte sie uns auch, wenn wir uns still verhielten, in den oberen Rängen Platz zu nehmen, wenn eine neue Inszenierung so weit fertig war, daß sie durchgespielt wurde.

Ich, der ich Bäcker bin und erst mit fünfzehn lesen lernte, dank der alten Zeitungen und Meister Fernandos hartnäckigem Kampf gegen meine Faulheit, kann mich natürlich nicht über das Theater äußern, das Dona Esmeralda und ihre Schauspieler schufen. Trotzdem scheint es mir, daß viele der jungen Schauspieler begabt waren, zumindest glaubten wir aus der Bäckerei an das, was sie machten, an die Personen oder Tiere, die sie darstellten, und wir haben oft gelacht. Aber ich glaube auch sagen zu können, daß Dona Esmeralda keine gute Stückeschreiberin war. Oft krochen wir durch den Schacht und hörten, wie Dona Esmeralda sich mit den Schauspielern stritt. Die Schauspieler verstanden nicht, was sie mit ihrem Stück sagen wollte, und Dona Esmeralda war wütend, weil sie nicht in der Lage war, es den Schauspielern plausibel zu machen. Mitunter gab es fürchterliche Auftritte, als wären die Proben an sich schon dramatische Aufführungen. Doch es endete immer damit, daß Dona Esmeralda ihren Willen durchsetzte. Sie war es, die den Schauspielern ihren Lohn bezahlte, sie war es, die den längeren Atem hatte. Für uns, die wir in der Bäckerei arbeiteten, war es wie ein Privileg, das uns wenigstens teilweise für die öfter ausbleibenden oder stark verspäteten Löhne entschädigte, daß wir die Möglichkeit hatten, in diese Welten hineinzuschauen, die ununterbrochen auf der Bühne entstanden und wieder zerstört wurden, in dem Theater, das Dona Esmeralda den stinkenden Kloaken entrisen hatte.

Es gab Momente von großer Magie auf der kleinen Bühne, beleuchtet von altmodischen Scheinwerfern, die ab und zu mit lautem Knall erloschen. Noch immer sehe ich vor mir, wie Geister über der Bühne schwebten, in Form von gelben Stoffblumen, die Dona Esmeralda persönlich austreute, während sie an lebensgefährlich morschen Seilzügen unter dem Schnürboden hing. Schauernd erinnere ich

mich an Sklavenschiffe mit ihren ächzenden Lasten, die über die Bühne glitten, weiße flatternde Segel aus zusammenge-  
nähten alten Laken und Mehlsäcken, und einen Anker, der  
tausend Kilo zu wiegen schien, obwohl er aus angefeuch-  
tetem, auf ein Gestell aus Hühnerdraht gespanntem Papier  
bestand. Die Schauspieler wanderten durch Zeit und Raum,  
geführt von Dona Esmeraldas unbegreiflichen Stücken. Wir  
weißgekleideten Bäcker kletterten in den Deckenschacht  
oder saßen im oberen Rang auf Zeitungen, um die Stühle  
nicht zu beschmutzen, und unser Lachen galt Dona Esme-  
ralda als Signal, daß die Inszenierung fertig war und es so-  
mit Zeit wurde, den Kassenschalter zu öffnen und eine  
neue Premiere anzukündigen.

Insgeheim liebten wir alle die junge und schöne Eliza,  
Dona Esmeraldas großen Star, die erst sechzehn war, aber  
alle mit ihrer selbstverständlichen Natürlichkeit auf der Büh-  
ne verzauberte, ob sie nun eine zynische, hart geschminkte  
*puta* in einem von Dona Esmeraldas realistischeren Stük-  
ken spielte oder eine Frau, die poetisch einen Wasserkrug  
auf ihrem Kopf balancierte, an einem imaginären Fluß,  
dessen unsichtbares Wasser über die Bühne strömte. Wir  
Bäcker liebten sie alle, und wir trauerten tief und lange, als  
sie eines Tages nicht mehr zum Theater gehörte. Ein auslän-  
discher Botschaftsangestellter, der eines Abends das Thea-  
ter besucht hatte, war anschließend dreiundzwanzigmal  
hintereinander zur Vorstellung erschienen, hatte Eliza dann  
einen Heiratsantrag gemacht, und nun waren sie in ein  
Land jenseits des Meeres gereist. Damals habe ich oft über-  
legt, was Dona Esmeralda in diesem Moment wohl emp-  
funden hat, ob sie sich verraten und traurig fühlte, oder  
ob sie voller Zorn war. Sie hat nie ein Wort darüber ver-  
loren.

Ein paar Monate später hatte sie Marguerida gefunden,  
die bald die Erinnerung an Eliza verblassen ließ. Die Welt

des Theaters war eine Welt, die anscheinend niemals untergehen konnte.

Für mich, José Antonio Maria Vaz, bedeutete es ein neues Leben, als ich vor Dona Esmeraldas Augen trat und Gnade und Arbeit fand. Später dachte ich manchmal, auch wenn mein Vater in seinem ganzen Leben nichts anderes getan hat als zu schwatzen, so hatte er doch recht, was meine Hände betraf. Ich war wirklich ein Bäcker, ich war auf dem richtigen Platz im Leben gelandet, den alle suchen, aber so wenige wirklich finden. Ich fand Freunde unter den anderen Bäckern und den spöttischen Mädchen, die hinter der Theke standen und das frische, duftende Brot verkauften. Ich lernte all die Menschen kennen, die rings ums Theater wohnten, auf der breiten Avenue, die mitten durch die Stadt führte, zur alten Festung hin, wo Dom Joaquims Reiterstandbilder verlassen herum standen. Nicht zuletzt freundete ich mich mit all den Straßenkindern an, die in Pappkartons und rostigen Autowracks wohnten und von dem lebten, was sie in Mülltonnen fanden, was sie stehlen und dann verkaufen oder verkaufen und anschließend zurückstehlen konnten.

Dort hörte ich auch zum ersten Mal von Nelio.

Wer es war, der seinen Namen erwähnte, weiß ich nicht mehr. Vielleicht Sebastiao, der alte Soldat, dem ein Bein fehlte und der im Treppenaufgang vor dem Atelier des immer gleich trübsinnigen indischen Fotografen Abu Cassamos wohnte, neben dem Café, das dem ständig betrunkenen Senhor Leopoldo gehörte, einem der Weißen, der sich nicht an der großen Flucht beteiligt hatte, zurück ins Heimatland jenseits des Meeres. Er unterhielt die wenigen Kunden, die sein schmutziges Café aufsuchten, mit ununterbrochenem Geflüche darüber, wie alles den Bach hinuntergegangen sei, seit die jungen Revolutionäre in der Stadt Einzug gehalten und die Macht ergriffen hatten.

- Alle lachen, sagte er gern. Aber worüber lachen sie? Daß alles zur Hölle geht? Weinen sollten sie, die Neger. Das waren noch andere Zeiten, damals, bevor ...

Es kann einer von ihnen gewesen sein. Aber es kann auch jemand anders gewesen sein, vielleicht irgendein beliebiger Kunde im Laden, der gerade Brot kaufte. Ganz genau erinnere ich mich jedoch daran, wie die Worte fielen, die Worte, durch die ich zum ersten Mal erfuhr, daß es ein bemerkenswertes Straßenkind mit Namen Nelio gab.

- Der Präsident sollte ihn zu seinem Berater machen. Er ist der klügste Mensch, den es in unserm Land gibt.

Einige Tage später zeigte ihn mir eins der Mädchen, die Brot verkauften, ich glaube, es war die kleine dünne Dinoka, die so verführerisch mit dem Hintern wackelte, sobald ein Mann in der Nähe war. Sie deutete auf eine Gruppe von Straßenkindern, die ihr Hauptquartier direkt vor dem Theater hatten. Der Junge, der Nelio sein sollte, war der kleinste von allen. Damals war er wohl ungefähr neun.

- Er hat noch nie Prügel bekommen, sagte Dinoka bewundernd. Stell dir vor, ein Straßenkind, das keine Prügel bekommen hat.

Das Leben der Straßenkinder war hart. Waren sie erst auf der Straße gelandet, gab es meist kein Zurück. Sie lebten im Schmutz, schliefen in ihren Pappkartons und den verrosteten Autos, holten sich zu essen, wo sie etwas fanden, tranken Wasser aus den geborstenen Fontänen, die noch aus Dom Joaquims Zeiten stammten. Wenn es regnete, kickten sie oft Schlamm auf die Autos, die vor den Banken parkten, und übernahmen anschließend unschuldsvoll das Waschen, wenn die Besitzer herauskamen, um ihren Nachmittagskaffee im Scala oder Continental zu trinken. Sie klauten, wo sich eine Möglichkeit bot, sie schlepten Mehlsäcke für Dona Esmeralda und bekamen dafür altbacke-



nes Brot, und sie wußten, leichter würde das Leben nie werden.

Die verschiedenen Gruppen von Straßenkindern hatten ihre abgegrenzten Reviere, und sie organisierten ihr Leben in kleinen Diktaturen, in denen der Anführer die unbeschränkte Macht besaß, zu richten und zu bestrafen. Oft gerieten sie in Schlägereien, ob untereinander, ob mit anderen Gruppen, die in ihr Territorium eindringen, ob mit der Polizei, die sie stets des Diebstahls all dessen verdächtigte, was gerade nicht aufzufinden war. Sie jagten die wilden Hunde, sie fingen Ratten in sinnreich konstruierten Käfigen, um sie später mit Benzin zu übergießen, das sie aus parkenden Autos zapften, und sie jubelten, wenn die Ratten brannten.

Sie kamen aus verschiedenen Gegenden, und alle hatten sie ihre eigene Geschichte. Einige hatten ihre Eltern in dem langen Krieg verloren, andere hatten keine Erinnerung daran, daß sie je Eltern hatten. Viele waren von ihren Stiefeltern abgehauen, andere hatte man regelrecht vor die Tür gesetzt, wenn es zu Hause keinen Platz und nichts mehr zu essen für sie gab.

Aber sie lachten immerzu. Zuweilen stand ich draußen auf der Straße, wenn die Hitze in der Bäckerei zu groß war und man das Brot noch nicht aus den Öfen ziehen konnte, und schaute ihnen zu, und immer lachten sie, auch wenn sie hungrig waren, müde oder krank. Sie lachten unentwegt, nicht zuletzt über den Zorn des betrunkenen Leopold. Gelegentlich kam er aus seinem Café auf die Straße gerannt, wenn er meinte, sie machten zu viel Lärm, und warf mit leeren Bierdosen nach ihnen, obwohl er wußte, am nächsten Tag würden sie wieder säuberlich aufgereiht vor der Tür des Cafés liegen und ihm im Wege sein, wenn er aufmachen wollte.

Eine Fülle von Geschichten gab es über Nelio. Über seine

List und Schlaueit, über seine Fähigkeit, Recht zu sprechen, und nicht zuletzt darüber, wie er es schaffte, sich nicht verprügeln zu lassen. Ich hörte auch Gerüchte, er besäße magische Kräfte, er trüge den Geist eines verstorbenen *curandeiro* in sich, der am Anbeginn der Zeiten, als die Stadt noch kaum vorhanden war, seine Macht über die Menschen ausgeübt hatte, die an der breiten Flußmündung lebten.

Ich wußte also, daß es ihn gab. Ich hatte begriffen, daß er etwas Besonderes war.

Aber ich hatte nie mit ihm geredet. Nicht vor dieser Nacht, als ich allein in der Bäckerei war und plötzlich das durchdringende Knallen aus dem leeren Theater hörte. Ich raste die Wendeltreppe hoch und schlich hinaus auf den oberen Rang. Zu meiner Überraschung entdeckte ich, daß die Scheinwerfer auf der Bühne angeschaltet waren, auch stand da ein Bühnenbild, das ich noch nicht kannte.

Und mitten im Licht lag Nelio. Das Blut floß aus seinem Körper, es wirkte fast schwarz auf seinem weißen Hemd aus indischer Baumwolle. Ich stand mit klopfendem Herzen im Dunkel und versuchte zu überlegen. Wer hatte auf ihn geschossen? Warum lag er mitten in der Nacht auf der Bühne, gebadet in Scheinwerferlicht und Blut? Ich horchte auf Geräusche, aber es war ganz still.

Dann hörte ich, daß er röchelte, wie er da auf der Bühne lag. Ich tastete mich die dunklen Treppen hinab, voller Angst, jemand würde aus dem Dunkel auftauchen und auch auf mich eine Waffe richten. Als ich schließlich die Bühne erreichte und neben ihm auf die Knie fiel, dachte ich, er wäre schon tot. Aber als hätte er mich gehört, schlug er die Augen auf, sie waren ganz klar, obwohl er sehr viel Blut verloren hatte.

- Ich hole Hilfe, sagte ich.

Schwach schüttelte er den Kopf.

- Trag mich hinauf aufs Dach, sagte er. Ich brauche nichts als Luft.

Ich band meine Schürze ab, klopfte den Mehlstaub heraus und riß sie in Streifen. Dann verband ich ihm den Brustkorb, in den ihn der Schuß getroffen hatte, hob ihn hoch und trug ihn die enge Treppe hinauf aufs Dach. Ich hatte da oben eine Matratze liegen, die ich eines Morgens bei einem der Mülleimer vor der Bäckerei gefunden hatte. Darauf legte ich ihn. Ich brachte mein Gesicht dicht an seinen Mund, um zu spüren, ob er noch atmete. Als ich sicher war, daß er noch lebte, eilte ich hinunter zu den Öfen, holte Wasser und eine Lampe und kehrte aufs Dach zurück.

- Ich muß Hilfe holen, sagte ich noch einmal. Hier kannst du nicht liegenbleiben.

Wiederum schüttelte er den Kopf.

- Ich will hierbleiben, sagte er. Ich werde nicht sterben. Noch nicht.

Seine Stimme klang so bestimmt, daß ich nicht zu protestieren vermochte, auch wenn ich zuinnerst wußte, daß er mehr als alles andere einen Arzt brauchte.

Er drehte den Kopf und sah mich an.

- Hier ist es kühl, sagte er. Hier will ich bleiben.

Ich hatte mich an seine Seite gesetzt. Immer wieder benetzte ich ihm die Lippen mit Wasser. Da er in der Brust getroffen war, wagte ich nicht, ihm etwas zu trinken zu geben.

Das war die erste Nacht.

Ich saß an seiner Seite auf der Matratze. Hin und wieder, wenn er zu schlafen schien, ging ich hinunter zu den Öfen und paßte auf, daß das Brot nicht anbrannte.

Lange bevor der Morgen dämmerte, schlug er wieder die Augen auf. Da floß das Blut nicht mehr, der Verband an seinem mageren Brustkorb war steif geworden.

- Die Stille, sagte er. Hier wage ich es, meine Geister freizulassen.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Die Worte waren merkwürdig - aus dem Munde eines Jungen, der erst zehn Jahre alt war.

Was meinte er?

Viel später würde ich es verstehen.

Das war alles, was er sagte.

Den Rest der Nacht, dieser ersten Nacht, blieb er stumm.

## Die zweite Nacht

Warum, habe ich mich manchmal gefragt, weckt der Sonnenaufgang eine solche Wehmut in meiner Seele? Oft habe ich da oben auf dem Dach gestanden, nach einer langen Nacht in der Bäckerei, wo die Hitze mitunter so stark ist, daß ich das Gefühl habe, wahnsinnig zu werden. In der ersten Dämmerung, wenn die Stadt gerade erwacht, spürte ich die Kühle der Morgenbrise vom Indischen Ozean, sah die Sonne wie eine riesige Kugel aus dem Meer steigen und fühlte eine große Traurigkeit in meinem müden Hirn.

Vielleicht ist die Wehmut ein Gruß von den Geistern, die sich sogar um einen einfachen Bäcker kümmern? Eine Erinnerung an die Vergänglichkeit, die auch mich erwartet?

Doch gerade an diesem Morgen, am zweiten Tag, als Nelio schon viele Stunden auf der schmutzigen Matratze gelegen hatte, blieb mir keine Zeit, an die Geister zu denken. Gewöhnlich säuberte ich mich an einer Wasserpumpe auf der Rückseite des Theaters vom Staub und Schweiß der langen Nacht in der Bäckerei. Dort waren die beiden Schreiner bereits dabei, Kulissen für die nächste Vorstellung von Dona Esmeralda zu zimmern. Dann ging ich in der Regel heimwärts durch die Stadt, die morgens noch frisch roch, in das Haus, das ich mit einem meiner Brüder, Augustinho, und seiner Familie teilte, in einem *bairro*, der an einem der längsten Hänge an der Flußmündung emporkletterte. Doch an diesem Morgen blieb ich hier. Das war nicht ganz ungewöhnlich, denn es kam vor, daß ich mich zum Schlafen in den Schatten eines Baums legte, der vor vielen

Jahren zwischen dem Theater und dem Laden des indischen Fotografen Wurzel geschlagen hatte.

Ich war auch der einzige, der je aufs Dach stieg. Ich hatte die fast unsichtbare Verlängerung der Wendeltreppe und die verrostete Blechtür als mein persönliches Geheimnis für mich behalten. Ich war nicht einmal sicher, ob Dona Esmeralda wußte, daß es sie gab. Sie hat ihren Fuß bestimmt nie aufs Dach gesetzt. Wenn es etwas im Leben gab, das sie nicht interessierte, dann war es ein Ausblick, mochte er noch so bezaubernd sein.

An diesem Morgen, als Nelio mit seinem keuchenden Atem da oben auf dem Dach lag, konnte ich nicht heimgehen. Ich mußte bleiben. Rasch wusch ich mich an der Pumpe und ging dann zu Frau Muwulene, die ein paar Häuserblocks vom Theater entfernt in einer Garage hinter dem Gericht wohnte. Frau Muwulene war eine berüchtigte *feticheira* gewesen, damals, als die weißen Kolonialherren ungeschickt und mit wachsender Resignation versucht hatten zu verbieten, was sie als unseren primitiven Aberglauben betrachteten. Die Weißen hatten nicht verstanden, welche Bedeutung die Geister für das Leben eines Menschen haben. Sie hatten nicht begriffen, daß es notwendig ist, sich mit den Seelen der Ahnen gut zu stellen, sie hatten nicht begriffen, daß das Leben eines Menschen ein ständiger Kampf ist, um die Geister bei Laune zu halten. Das ist vermutlich der Grund, weshalb die Weißen den Krieg am Ende verloren haben und unser Land zurückgeben mußten. Es waren die gekränkten Geister, die den Krieg gewonnen haben, nicht in erster Linie die jungen Revolutionäre.

Doch zur Verwunderung von Frau Muwulene und uns anderen waren die jungen Revolutionäre noch entschiedener in ihrer Verurteilung unserer Gewohnheit, die Geister anzubeten und unser Leben ihren Wünschen entsprechend

einzurichten. Frau Muwulene war damals eine *feticheira*, die mit Hilfe von Schlangen über die Zukunft und den Gesundheitszustand der Menschen Auskunft gab. Sie lebte auf der Insel, die vor der Stadt liegt und die man bei klarem Wetter vom Dach der Bäckerei sehen konnte. Bei einer großen Massenveranstaltung draußen auf der Insel hatte der lokale Politikommissar, vermutlich kaum älter als siebzehn Jahre, nach der zentralen Anordnung der jungen Revolutionäre allen Zauberern und Heilerinnen, einschließlich Frau Muwulene, befohlen, auf der Stelle ihren übernatürlichen Fähigkeiten abzuschwören und statt dessen eine medizinische Grundausbildung zu absolvieren. Andernfalls würden sie im Gefängnis landen. Alle außer Frau Muwulene fügten sich, da der lokale Politikommissar mitgeteilt hatte, das Gefängnis würde das ehemalige Eislager der Fischfabrik sein, die die Weißen Hals über Kopf verlassen hatten, als die jungen Revolutionäre die Macht übernahmen. Bevor sie verschwunden waren, hatten sie die Eismaschinen zerstört. Noch viele Jahre lag der Gestank von verfaultem Fisch über der Insel. Frau Muwulene hatte jedoch nicht die geringste Absicht, ihren übernatürlichen Gaben abzuschwören. Sie erschien mit einem Korb voller Schlangen bei der Massenveranstaltung, und das bedrohliche Murren, das aus der Volksmenge aufstieg, als der Politikommissar sie festnehmen wollte, ließ ihn sofort davon Abstand nehmen.

Später war Frau Muwulene in die Stadt gezogen und hatte sich mitsamt ihren Schlangen in der Garage hinter dem Gericht installiert. Es kam vor, daß die Schlangen entwichen und in die Räume schlüpfen, in denen gerade Gerichtsverhandlungen stattfanden. Panik brach aus, und die Verhandlungen wurden unterbrochen, während Frau Muwulene umherkroch und die Schlangen einsammelte, die sich oft in den dunklen Ecken hinter den schweren Tischen

der Staatsanwälte und Verteidiger versteckten, gefertigt aus dem dunklen, eisenharten Holz, das es nur in unserem Land gibt.

Nun machte ich mich also auf den Weg zu Frau Muwulene, und sie lächelte mit ihrem zahnlosen Mund, als sie mich kommen sah. Ich sagte ihr, daß ich Kräuter brauchte, zur Heilung für einen jungen Mann, dessen Brustkorb verletzt worden war und der anschließend viel Blut verloren hatte. Frau Muwulene fragte nie danach, was geschehen war. Hingegen wollte sie wissen, ob Nelio Linkshänder sei, ob er an einem Sonntag geboren wurde oder an einem Tag, an dem Winde von Norden wehten. Ich antwortete wahrheitsgemäß, das wisse ich nicht. Frau Muwulene seufzte und beschwerte sich über meinen schlecht vorbereiteten Besuch, dann mischte sie einige zerstampfte Blätter mit einer dünnen, durchsichtigen Flüssigkeit und füllte sie in eine Flasche, die früher Rasierwasser enthalten hatte. Ich zahlte und eilte zurück in die Bäckerei. Frau Muwulenes Anweisungen entsprechend verdünnte ich den Inhalt der Flasche mit Wasser und ging hinauf aufs Dach, wo Nelio lag. Er hatte sich nicht bewegt, seit ich ihn verlassen hatte, sondern lag regungslos auf der Matratze. Ich dachte flüchtig, er sei tot. Aber als ich neben ihm niederkniete, schlug er die Augen auf und sah mich an.

Kann man einen sterbenden Menschen deutlicher sehen als sonst? Treten die Züge eines Menschen erst in der Nähe des Todes so hervor, wie sie wirklich sind? Das waren meine Gedanken, als ich ihm die verdünnte Flüssigkeit einflößte. Noch immer fürchtete ich, das Getränk könnte sich in seinem zerschossenen Brustkorb verbotene Wege suchen. Doch ich sah ein, daß ich das Risiko eingehen mußte, es gab keine andere Möglichkeit, solange er mir nicht erlaubte, Hilfe zu holen oder ihn auf einem Handwagen hinauf zum Krankenhaus zu ziehen, das auf einem Hügel am höchsten Punkt



der Stadt lag. Nachdem er getrunken hatte, legte ich seinen Kopf wieder auf die Matratze zurück. Nach der Anstrengung schloß er die Augen, und ich konnte ihn betrachten, und mir kam in den Sinn, daß auch ganz schwarze Menschen, wie er und ich, erleichen können. An seiner Stirn fühlte ich, daß er Fieber hatte, und ich hoffte, Frau Muwulene hätte die besten Kräuter gemischt, die sie besaß.

Nelio war damals zehn oder elf. Dennoch hatte ich das Gefühl, es sei ein sehr alter Mann, der vor mir auf der Matratze lag. Ob es daran lag, daß das harte Leben als Straßenkind ein anderes Altern mit sich brachte als bei uns gewöhnlichen Menschen? Ein Hund ist mit fünfzehn Jahren schon sehr alt. Vielleicht galt Ähnliches für Nelio? Ich wußte keine Antwort auf meine Fragen, und voll Verzweiflung dachte ich daran, daß er bald tot sein würde. Doch dann hörte ich an seinem Atem, daß er wieder in tiefen Schlaf gefallen war. Es schien, als hätten Frau Muwulenes Kräuter sofort das Fieber gedämpft, seine Stirn fühlte sich schon weniger heiß an. Ich stand auf und sah auf die Stadt hinaus, während ich ein Stück von dem Brot aß, das ich in dieser Nacht gebacken hatte.

Da es noch früh am Morgen war, wußte ich, daß das Theater noch leer sein würde. Die Schauspieler fingen selten vor zehn mit der Probe an. Nelio schlief, sein Atem ging jetzt ruhig, und ich stieg die Wendeltreppe hinunter und kehrte auf die Bühne zurück, wo das nächtliche Drama stattgefunden hatte. Die alte Putzfrau Cashilda ging mit einem Lappen herum und schlug auf die Stühle, daß der Staub aufwirbelte. Sie war so alt, daß sie weder sah noch hörte. Einige Male war es vorgekommen, daß sie Morgen und Abend verwechselt hatte und während der Vorstellung erschienen war, und dann hatte sie auf die Stühle geschlagen

während das Publikum darauf saß. Als die Schauspieler das knallende Geräusch und die wütenden Proteste aus dem dunklen Zuschauerraum hörten, hatten sie ihr Spiel sofort unterbrochen, und einer von ihnen war von der Bühne heruntergestiegen und hatte Cashilda erklärt, jetzt sei Abend, nicht Morgen, und sie dürfe nicht auf die Stühle schlagen, wenn Menschen darauf saßen, die Eintritt bezahlt hatten. Danach hatte man die Vorstellung wiederaufnehmen können. Der Zuschauerraum war immer unsauber, da Cashilda alt und müde war. Aber Dona Esmeralda brachte es nicht übers Herz, sie zu entlassen. Als ich jetzt den Raum betrat, bemerkte sie meine Anwesenheit nicht. Ich sah zur Bühne und entdeckte, daß die Kulisse, die dort nachts gestanden hatte, verschwunden war. Ich traute meinen Augen kaum. Hatte ich mich getäuscht? Nein, ich war mir sicher. Es war weder Einbildung gewesen noch ein Traum. Da war ein Bühnenbild gewesen, ein blauer, endloser Himmel, eine Landschaft mit wogendem Elefantengras. Und jetzt keine Spur mehr davon. Da stand nur eine einsame Tür als Markierung für das neue Stück, das Dona Esmeralda seit kurzem probe.

Wieso hatte Nelio da im Scheinwerferlicht auf der Bühne gelegen? Was war in den nächtlichen Stunden in dem leeren Theater geschehen? Wer hatte auf ihn geschossen? Ich betrat die Bühne und sah den dunklen Blutfleck. Es war richtiges Blut, keine übriggebliebene theatralische Illusion.

Ich wurde in meinen Gedanken unterbrochen, als Cashilda mich plötzlich mit ihren trüben Augen erblickte. Sie dachte, ich wäre einer der Schauspieler, und die Probe hätte schon begonnen. Wegen ihrer Taubheit sprach sie sehr laut, und rufend entschuldigte sie sich dafür, daß sie noch nicht fertig mit Putzen sei.

- Das macht nichts, rief ich zurück. Ich bin kein Schauspieler. Ich bin Bäcker.

Doch sie verstand nicht, was ich sagte. Für sie war ich ein Frühaufsteher unter den Schauspielern. Ich verließ die Bühne und kehrte aufs Dach zurück. Nelio schlief. Ich dachte, ich sollte seinen Brustkorb neu verbinden. Doch ich wollte ihn nicht berühren, ihn nicht wecken. Ich setzte mich an einem der Schornsteine in den Schatten und sah auf die Stadt hinaus. Von fern erreichten mich die Geräusche all der Menschen, die sich wie jeden Tag aufs äußerste anstrengten, um zu überleben.

Vor mir sah ich die Tausende und Abertausende von Menschen, die mit zusammengebißenen Zähnen an dem eiteln Traum festhielten, der heutige Tag würde trotz allem ein wenig leichter werden als der Tag, der eben vergangen war. Aber gleichzeitig wollte ich, daß sie innehielten und dächten: auf Dona Esmeraldas Dach liegt in diesem Moment ein Straßenkind im Sterben.

Offenbar war ich im Schatten des Schornsteins eingeschlummert. Als ich aufwachte, war es schon später Nachmittag. Ich setzte mich mit einem Ruck auf und wußte zuerst nicht, wo ich mich befand. Ich hatte von meinem Vater geträumt, er hatte ununterbrochen auf mich eingeredet, aber von dem, was er sagte, hatte ich kein einziges Wort behalten. Dann erinnerte ich mich an das, was geschehen war, und ging zu der Matratze, auf der Nelio lag. Er schlief, sein Gesicht war sehr bleich, aber sein Atem ging noch immer ruhig und seine Stirn war kühl. Da ich hungrig war, verließ ich das Dach und ging hinunter in den kleinen Hof auf der Rückseite der Bäckerei, der ein Dach aus geflochtenen Palmblättern hat. Dort nehmen die Bäcker ihre Mahlzeiten ein, und der Koch, Albano, hatte noch etwas von dem Gericht aus gekochtem Reis und Gemüse übrig, das er früher am Tag serviert hatte. Als ich meinen Teller bekam und zu essen anfang, merkte ich, daß ich sehr hungrig war. In

wenigen Stunden würde ich wieder an die Arbeit gehen, es würde eine lange Nacht werden, und ich wußte nicht, wie lange Frau Muwulenes Kräuter das Fieber dämpfen würden.

Ich hatte gerade aufgegessen und den Teller weggeschoben, als Albano, der groß und dick ist und immer stark nach einem Rasierwasser eigener Mixtur riecht, sich mir gegenüber auf die Bank setzte und sich mit seiner verschmierten Schürze den Schweiß vom Gesicht wischte.

- Die Polizei ist hiergewesen, sagte er.

Mir stockte der Atem.

- Weswegen denn?

Albano breitete die Arme aus.

- Weswegen kommt die Polizei? sagte er. Um Fragen zu stellen, herumzuschnüffeln, sich die Zeit zu vertreiben.

Ich wußte, was er meinte. Niemand hatte Vertrauen in die Polizei. Sie lösten selten einen Fall, ihre Aufklärungsquote tendierte vermutlich gegen null. Hingegen nahmen sie gern Schmiergelder an, und jeder wußte davon zu berichten, daß die Polizisten oft mit den Dieben gemeinsame Sache machten und die beschlagnahmte Beute teilten, bevor sie den Bestohlenen bedauernd mitteilten, daß leider nichts mehr davon aufzufinden sei.

- Was für Fragen?

- Jemand hat nachts Schüsse gehört, sagte Albano. Von hier. Aus der Bäckerei oder aus dem Theater. Hast du irgendwas gehört?

Albano ist ein Freund. Ich mag ihn, nicht nur das Essen, das er kocht. Ich hätte ihm sagen können, wie es war. Es hätte mir gutgetan, Nelio mit jemand zu teilen. Trotzdem sagte ich nichts. Ich weiß bis heute nicht, warum. Aber ich glaube, es lag daran, daß ich ahnte, Nelio hätte es nicht gewollt. Als ich ihn aufs Dach trug, hatte er von der Stille und dem Schweigen gesprochen, und ich hatte es so verstan-

den, daß er allein sein wollte, allein mit seinen Schmerzen und den Gedanken, die nur er selber kannte.

- Nichts, sagte ich. Hätte jemand einen Schuß abgefeuert, ich hätte es bestimmt gehört.

- Genau das haben wir auch geantwortet.

- Haben sie euch geglaubt?

- Wer weiß schon, was die Polizei glaubt, erwiderte Albano. Wen interessiert das überhaupt?

Um das Thema zu wechseln, bat ich ihn, etwas von dem übriggebliebenen Reis und Gemüse in Zeitungspapier einzupacken, damit ich nachts etwas zu essen hätte. Ich wußte ja nicht, ob Nelio etwas essen könnte. Aber ich dachte, Reis und Gemüse wären besser als Brot. Albano tat mir den Gefallen, und ich ging zur Bäckerei, wo die Mädchen, die das Brot verkauften, gerade den Boden und die Regale fegten, während die letzten Kunden das restliche Brot kauften. Ich bereitete mich auf die Nacht vor, sprach mit Julio, dem Jungen, der mein Teigmischer war, und wies ihn an, wieviel Mehl er aus dem Lager holen sollte. Wenige Stunden später waren wir allein, und kurz vor Mitternacht ging auch Julio nach Hause. Ich bereitete die erste Ladung vor. Nachdem ich die Backbleche in den Ofen geschoben hatte, eilte ich die Wendeltreppe hinauf, aufs Dach. Nelio war wach, als ich kam.

In der zweiten Nacht begann er seine Geschichte zu erzählen.

Irgendwo weiter unten an der Straße, auf der Rückseite eines verfallenen Hauses gleich neben dem Theater, stand in der Dunkelheit eine Frau und stampfte Mais für den kommenden Tag. Während sie mit dem schweren Holzstock stieß, sang sie. Ich saß neben Nelio, und wir lauschten ihrem Gesang und dem Stock, der gleichmäßig und unermüdlich stieß und schlug wie ein Herz.

- Wenn ich höre, wie der Stock in den Mais stößt, denke ich an meine Mutter, sagte Nelio, und seine Stimme klang überraschend kräftig. Ich denke an sie, und ich frage mich, ob sie wohl noch lebt.

Dann erzählte er von seiner Kindheit, von den grauenhaften Ereignissen, die ihn in eine Welt hinausgeschleudert hatten, die er überhaupt nicht kannte, davon, wie er zum ersten Mal das Meer gesehen hatte, und wie er schließlich in diese Stadt gekommen war. Er sprach nicht in einem fort. Zwischendurch wurde er zu müde, das Fieber stieg an und er versank wieder in der Dunkelheit. Doch er kehrte immer wieder zurück, es war, als tauchte er in ein Meer ein und bliebe unten, um schließlich wieder an die Oberfläche zu kommen, jedoch an einer ganz anderen Stelle.

Kurz vor der Morgendämmerung aß er auch vom Reis und Gemüse, die Albano mir eingepackt hatte. Immer wenn er in seinem Fieber versank, kehrte ich zu den Öfen zurück, und als hätte Nelio eine heimlich Absprache mit dem Feuer, traten seine Perioden von Schweigen und Fieber immer dann ein, wenn ich fertig gebackenes Brot herausnehmen und neue Bleche in die Öfen schieben mußte.

In dieser Nacht begann er, mir aus seinem Leben zu erzählen. Da hatte ich aber noch nicht begriffen, daß seine Geschichte mein eigenes Leben auf entscheidende Weise verändern würde.

Er war in einem Dorf aufgewachsen, das weit hinter den großen Ebenen lag, in einer Talschlucht gleich neben den hohen Bergen, die die Grenze zu den Gebieten bildeten, in denen fremde, uns unbegreifliche Sprachen gesprochen wurden und die Menschen auch andere, eigentümliche Gebräuche pflegten. Das Dorf war nicht groß, die Hütten bestanden aus sonnengetrocknetem Lehm, ein Pfahl in der Mitte trug das Dach aus geflochtenem Schilf, das sie vom nahe gelegenen Fluß holten, wo Krokodile dicht unter der Was-

seroberfläche lauerten und nachts die Flußpferde röhren. Er war mit seinen vielen Geschwistern aufgewachsen, seiner Mutter Solange und seinem Vater Hermenegildo. Es war eine glückliche Zeit gewesen, er konnte sich nicht erinnern, je hungrig zu seiner Matte gegangen zu sein, auf der er nachts schlief und sich mit mehreren Geschwistern die Decke teilte. Mais oder Hirse war immer vorrätig, und gemeinsam mit seinen Geschwistern hatte er herausgefunden, wo die Bienen ihren Honig verstecken.

Sein Vater war oft lange Zeit fort, er wußte, daß Hermenegildo in einem fernen Land in den Gruben arbeitete, aber er wußte nicht, was Gruben waren, nur, daß es Hohlräume waren, die sich tief hinab in die Unterwelt erstreckten. Da gab es funkelnde Steine, und weiße Menschen bezahlten ihn dafür, daß er sie heraufholte. Wenn er wieder nach Hause kam, brachte er Geschenke mit, und sich selbst hatte er jedesmal einen neuen Hut gekauft. Für Nelio war der Hut seines Vaters das erste Zeichen dafür, daß es eine Welt gab, in der alles ganz anders war. Er versuchte sich vorzustellen, wie er selbst einmal den phantastischen Augenblick erleben würde, sich einen Hut auf den Kopf zu setzen, einen Hut mit breiter Krempe und einem Schweißband aus Leder innen im Hutkopf.

Seine erste Erinnerung an sein eigenes Leben war, wie sein Vater ihn hoch in den Himmel hob und ihn die Sonne grüßen ließ. Immer wenn Hermenegildo zu Hause war, stand die Zeit still, und die Welt war vollkommen. Wenn er wieder auf einem der Pfade verschwunden war, die sich am Fluß entlangschlängelten, hin zu den hohen Bergen, wo es eine Straße gab und vielleicht auch einen Bus, der ihn zu den Gruben zurückbringen konnte, verlief das Leben wieder in den alten Bahnen. So waren ihm seine ersten Jahre im Gedächtnis, wie zwei verschiedene Zeitrechnungen, eine Zeit und ein Leben, wenn der Vater daheim war,

und eine ganz andere, wenn er allein mit seiner Mutter und seinen Geschwistern war. Als er fünf war, hatte er angefangen, mit den anderen Jungen die Ziegen zu hüten, er hatte ebenso gelernt, mit einer Schleuder auf Vögel zu schießen, wie die komplizierten Zweikämpfe mit Stöcken zu führen, die jeder Junge im Dorf beherrschen mußte. Einmal hatte sich ein Leopard in der Nähe des Dorfes gezeigt, ein andermal hatte man einen Löwen in einiger Entfernung brüllen hören. Jeden Morgen war er davon aufgewacht, daß seine Mutter vor der Hütte stand und Mais mit einem Stock stampfte, der so schwer war, daß er ihn nicht hatte heben können. Und sie sang, als schöpfte sie Kraft aus den Tönen, die aus ihrer Kehle stiegen.

Die Katastrophe war gekommen wie ein unsichtbares Raubtier bei Nacht.

Er hatte geschlafen, es war in der wärmsten Zeit des Jahres gewesen, und er konnte sich immer noch daran erinnern, daß er nackt auf der Bastmatte gelegen hatte, die Decke hatte er abgeworfen, sein Körper war naß vor Schweiß und die Träume unruhig von der drückenden Hitze.

Plötzlich war die Welt explodiert, ein scharfer weißer Schein hatte ihn aus dem Schlaf gerissen, jemand hatte geschrien, vielleicht eins von seinen Geschwistern, vielleicht seine Mutter. In dem verzweifelten Chaos, das ausbrach, war er niedergetrampelt worden, er hatte immer noch nicht begriffen, was geschehen war, außerdem hatte er seine Hosen nicht finden können. Nackt wurde er in die Katastrophe hinausgeschleudert, und schließlich begriff er, daß es Banditen waren, die sich in der Dunkelheit angeschlichen hatten, sie waren gekommen, um zu töten und zu rauben und niederzubrennen. Der Überfall hatte sich bis zum Morgengrauen hingezogen. Aber die Hütten brannten mit so hellem Schein, daß keiner bemerkt hatte, wie die Sonne



aufging. Plötzlich war sie einfach da, das Dorf war zu diesem Zeitpunkt schon abgebrannt, viele waren erschlagen, von Macheten zerhackt, von scharfen Stahlrohren durchbohrt, von Holzkeulen zerschmettert.

Dann war es plötzlich sehr still, seine Hosen hatte er immer noch nicht gefunden, er hockte hinter einem Korb, in dem seine Mutter den Mais aufbewahrte, den sie einige Wochen zuvor geerntet hatten. Der Gestank nach Versengtem von den niedergebrannten Hütten war sehr stark, es war ein Geruch, den er nie mehr vergessen würde. So roch die Welt, wenn sie in Rauch und Brand und Chaos unterging. Das war der Gestank, wenn Menschen aus ihren Träumen gerissen wurden, um dem Tod zu begegnen, den die zerlumpten, von *tontonto* berauschten, von *soruma* benebelten Banditen brachten. Es war sehr still geworden, die Banditen hatten die Überlebenden, vielleicht die Hälfte der Dorfbewohner, Männer, Frauen, Kinder, auf dem offenen Platz zwischen den Hütten zusammengetrieben, wo sie gewöhnlich tanzten und trommelten, wenn sie ihre Feste feierten. Nelio verstummte, als würden ihm die Worte zu schwer. Dann sah er mich an und fuhr mit seiner Erzählung fort.

- Es war, als hätten sich auch die Geister unserer Ahnen dort versammelt, sie schwebten unruhig umher, als wären sie genauso brutal von ihren unsichtbaren Ruheplätzen verjagt worden wie wir. Ich blieb hinter dem geflochtenen Korb hocken. Obwohl ich begriff, was vorging, hatte ich immer noch am meisten Angst davor, ohne Hosen dazustehen, wenn einer der Banditen mich plötzlich entdeckte und mich auf den offenen Platz zöge. Ich versuchte mich unsichtbar zu machen, in meine Angst gehüllt, und wartete ab, was weiter geschehen würde. Es waren etwa fünfzehn Banditen. Ich konnte damals noch nicht zählen. Aber es waren ungefähr doppelt so viele wie die Ziegen in einer

der Herden, die ich hütete, und das waren meist sieben oder acht. Die Banditen waren schmutzig und in schlechtere Sachen gekleidet als wir. Einige trugen schwere Soldatentiefel ohne Schnürsenkel, andere waren barfuß. Es gab welche mit Gewehren und umgeschnallten Patronengürteln, andere trugen lange Messer, Äxte, Macheten, Keulen. Alle waren jung, einige nur wenig älter als ich, und die Jüngsten hielten sich im Hintergrund, krampfhaft ihre Waffen umklammernd. Aber auch die Jungen hatten Blut an ihren Kleidern, ihre Gesichter waren blutig, genau wie ihre Hände und Füße.

Es gab auch einen Anführer, einen Mann, der älter war als die anderen, und er trug als einziger eine fleckige Uniformjacke und eine zerrissene Soldatenmütze. Als er den Mund öffnete, sah ich, daß ihm viele Zähne fehlten, vielleicht hatte er überhaupt keine. Er war betrunken wie alle übrigen, aber er schien auch berauscht von der Macht, die er jetzt über uns Dorfbewohner hatte, nachdem unsere Häuser abgebrannt waren, viele von uns schon tot und die Überlebenden von großer Angst erfüllt waren. Hin und wieder schlug er mit dem Arm in die Luft, als störten ihn die unruhigen Geister. Dann begann er zu sprechen, mit schreiender Stimme, fast wie einer der Vögel, die über dem Fluß schwebten, wo die Frauen Wasser holten. Er sprach dieselbe Sprache wie wir, aber mit einem Akzent, der verriet, daß er aus einem Ort näher an den hohen Bergen kam. Er sagte, sie wären gekommen, um uns zu befreien. Sie wären gekommen, um uns von der Partei und der Regierung zu befreien, die uns jetzt beherrschte, die Partei der jungen Revolutionäre. Wenn wir uns nicht befreien lassen wollten, würde er uns alle töten. Sie hätten unser Dorf niedergebrannt und viele Menschen getötet, um zu zeigen, daß es ihnen ernst sei mit ihrem Bestreben, uns zu befreien und uns zu einem besseren Leben zu verhelfen. Jetzt wollten sie

Nahrungsmittel haben, und sie brauchten Hilfe, um sie aus dem Dorf zu transportieren. Ich dachte mit Schrecken an den Korb, hinter dem ich mich versteckt hielt. Darin war der Mais. Wenn sie den Korb hochhoben, würden sie mich entdecken. Ich versuchte mich noch unsichtbarer zu machen. Mit den Zehen begann ich im Sand zu scharren, als hätte ich noch Zeit, ein Loch zu graben, um darin zu verschwinden. Zugleich versuchte ich meinen Vater unter denen zu finden, die wie Vieh auf dem offenen Platz zusammengepfert waren, dem Festplatz, der jetzt einer Grabstätte ähnelte, umringt von den zerlumpten Männern mit ihrem verschwommenen Blick und den vielen blutbeschnittenen Waffen. Ich sah ihn nicht und dachte, er hätte sich vielleicht versteckt, genau wie ich, vielleicht hinter einer der abgebrannten Hütten. Der Mann, der der Anführer der Banditen war, redete immer noch. Er sagte, sie wären nicht nur gekommen, um uns zu befreien, einige von uns würden auch die Möglichkeit bekommen, sie auf ihrem weiteren Weg zu begleiten, in andere Dörfer, die auch befreit werden sollten. Bei diesen Worten wurden alle, die da zusammengepfert standen, unruhig und begannen zu klagen und zu weinen.

Da entdeckte ich meine Mutter. Sie stand eingeklemmt hinter den anderen Frauen. Auf dem Rücken trug sie meine Schwester, die wenige Wochen zuvor zur Welt gekommen war. Ihr sonst so schönes Gesicht war von derselben Angst verzerrt wie bei den übrigen Frauen. Zugleich suchte sie rastlos mit dem Blick nach etwas, das sie nicht finden konnte. Plötzlich wurde mir klar, daß sie mich suchte. In diesem Moment begriff ich, weit über all das hinaus, was ich bisher erlebt hatte, was es bedeutet, eine Mutter zu haben, und daß ich sie verlieren würde, ebenso wie ich vielleicht schon meinen Vater verloren hatte.

Die Banditen wurden plötzlich unruhig. Sie fingen an,

um sich zu schlagen, traten nach den alten Männern und den Frauen, packten ein paar von den Jungen, die älter waren als ich, im Nacken, und befahlen ihnen schreiend, die Ziegen zusammenzutreiben. Dann stellten sie die Zusammengepferchten in einer langen Reihe hintereinander auf, die Unruhe und das Jammern nahmen zu, und ohne daß ich es gleich merkte, hatte ich selber zu weinen angefangen. Einige von den jüngeren Frauen wurden zur Seite getrieben, sie rissen und zerrten an ihren Kleidern, als sie begriffen, daß sie den Banditen als Gefangene folgen sollten, wenn diese das Dorf verließen.

In diesem Moment geschah etwas Grauenhaftes. Einer von den Männern, die sahen, wie ihre Frauen weggeführt wurden, hatte den Mut, aus der Reihe zu treten und zu sagen, daß er ihnen nicht erlaubte, ihm seine Frau zu nehmen. Ich sah, wer es war, Alfredo, der Vetter meines Vaters, ein Mann, der ein tüchtiger Fischer war und nie ein böses Wort über irgendeinen Menschen verlor. Jetzt bewies er einen Mut, von dem er selbst nicht gewußt hatte, daß er ihn besaß, trat aus dem Glied, als trete er in ein anderes Leben, und baute sich auf, um seine völlig verschreckte Frau zu verteidigen. In diesem Augenblick verteidigte er uns alle, nicht nur seine eigene Ehre und die seiner Frau. Es war, als würde er mit seiner Handlung gegen unser aller Angst angehen. Der Anführer der Banditen starrte ihn verständnislos an. Dann gab er einem der Jüngsten in seinem Gefolge einen Befehl. Ohne Zögern trat der Junge, der vielleicht dreizehn war, vor und schlug Alfredo mit einer Axt den Kopf ab. Der Schädel rollte in den Sand und färbte ihn rot, der Körper fiel hin, das Blut spritzte aus dem Hals. Das Ganze war so schnell gegangen, daß zunächst niemand begriff, was geschehen war.

Mitten in die Stille hinein fing der Junge an zu lachen. Er wischte seine Axt an der Jacke ab. Und er lachte.

Da wurde mir klar, daß auch er Angst hatte. Eine unsichtbare Axt ruhte die ganze Zeit auch auf seinem Nacken.

Ein gewaltiges Jammern und Klagen stieg aus den Haufen von angsterfüllten Menschen auf, die meine Freunde waren, meine Nachbarn, meine Verwandten. Ich sah, wie meine Mutter sich die Hände vor die Augen preßte, und ich haßte mich selbst, weil ich so klein war, weil ich solche Angst hatte und weil ich ihr nicht helfen konnte. Die Banditen waren jetzt selber unruhig geworden, sie schrien und schlugen um sich, rafften die Nahrungsmittel zusammen, die sie fanden, und aus irgendeinem unerfindlichen Grund übersahen sie den Korb mit Mais, hinter dem ich mich versteckte, und schleiften dann einige von den jüngeren Frauen hinter sich her. Zu meinem Entsetzen bemerkte ich, daß sie jetzt auch an meiner Mutter zerrten, sie war noch jung und sie wollten sie mitnehmen. Als sie schrie und den Namen meines Vaters rief, schlugen die Banditen sie, aber sie leistete weiter Widerstand. Da konnte ich nicht länger hinter dem Maiskorb versteckt bleiben. Ich hatte zwar keine Hosen an. Aber ich sah, wie sie mir meine Mutter zu rauben versuchten, und das durfte nicht geschehen. Ich stand auf, rannte nackt über den Sandplatz, wo Alfredos Kopf bereits von einem Schwarm grüner Fliegen umgeben war, und packte die *capulana* meiner Mutter mit festem Griff. Der Banditenführer, der sich besonders für meine Mutter interessierte, sah mich fragend an. Dann begriff er, daß ich ihr Sohn war. Man hat immer gesagt, wir seien einander sehr ähnlich. Plötzlich riß er meine kleine Schwester vom Rücken meiner Mutter, wo sie auf die gleiche Weise festgebunden war wie ich früher auch. Er ging zu einem großen Mörser, in dem die Frauen sonst Mais stampften, und steckte meine Schwester hinein. Dann hob er den schweren Stock an und reichte ihn meiner Mutter.

- Ich bin hungrig, sagte er. Stampf jetzt den Mais und was da im Mörser liegt, damit wir etwas zu essen bekommen.

Meine Mutter versuchte zum Mörser zu gelangen. Sie schrie und kämpfte, aber er hielt sie von sich weg. Schließlich schlug er sie, so daß sie zu Boden fiel, und packte mich gleichzeitig am Arm.

- Du kannst wählen, rief er meiner Mutter zu. Als er rief, bekam seine Stimme einen eigentümlich fauchenden Ton, fast wie bei einem Tier, da er keine Zähne im Mund hatte.

- Ich werde diesem Küken den Kopf abschlagen, fuhr er fort. Ich schlage ihm den Kopf ab, wenn ich kein Essen bekomme.

Meine Mutter lag am Boden und schrie. Sie versuchte zum Mörser zu kriechen, in den meine Schwester gestopft worden war. Ich merkte, daß ich vor Schreck pinkelte, das Böse, das mich festhielt, war so groß und unbegreiflich, daß ich nur sterben wollte. Ich wollte sterben, meine Mutter sollte sterben, und meine Schwester sollte leben. Jemand mußte sie aufheben und sie sich auf den Rücken binden. Eine von den Schwestern meiner Mutter, die auch für sie wie Mütter waren, würde sie wieder ins Leben zurückbringen. Niemand würde sterben müssen, zerstampft von einem Stock in einem Maismörser. Ein solches Opfer konnte der Tod niemals wert sein.

Plötzlich war es, als gebe der zahnlose Mann auf. Er rief den Wartenden ein paar knappe Befehle zu. Sie trieben die Ziegen und die Frauen vor sich her, und die halbwüchsigen Jungen, die sämtliche im Dorf gefundenen Nahrungsmittel auf dem Kopf trugen. Sie zogen auch mich und meine Mutter mit sich, die bis zuletzt versuchte, sich loszureißen und meine Schwester zu holen, die in dem Mörser angefangen hatte zu schreien.

Er muß es gehört haben, ihr schwaches Geschrei aus dem Mörser. Denn plötzlich nahm er den Stock, der am Boden lag, direkt neben Alfredos Kopf. Er sah ihn an, als verstünde er zuerst nicht, warum er ihn in der Hand hatte.

Dann hob er ihn an, der zahnlose Mann, der mit seinem Gefolge gekommen war wie Raubtiere bei Nacht und die Unseren im Namen der Befreiung getötet hatte, und stieß ihn in den Mörser, bis meine Schwester nicht mehr schrie.

Meine Mutter hörte, wie das Schreien abbrach. Sie drehte sich um und sah, was geschah, wie der zahnlose Mann ein letztes Mal zustieß, und wie es dann sehr still wurde.

In diesem Augenblick war es, als würde die Welt sterben. Obwohl viele von uns noch lebten, waren wir doch tot. Auch die Geister, die unruhig umhergeschwebt waren, fielen wie ein Regen von kleinen toten, kalten Steinen zu Boden.

Ich kann mich kaum daran erinnern, was dann folgte. Meine Mutter, die das Bewußtsein verloren hatte, wurde von den Banditen getragen und mitgeschleppt. Ich, immer noch nackt, wurde am ganzen Körper zerstoichen von all dem Dorngestrüpp auf unserem Weg zu einem Ziel, das keiner von uns kannte. Ich dachte, daß wir dahintrotteten wie Gespenster, durch eine Landschaft, die nicht mehr lebte, eine Anzahl von Menschen, die tot waren, Banditen, die tot waren und eine Luft atmeten, die ebenfalls tot war. Es gab kein Leben mehr, es war zu Ende gegangen, als meine Schwester aufgehört hatte zu schreien. Der Fluß, der manchmal durchs Gestrüpp schimmerte, war tot, das Wasser war tot, die Sonne, die vom Himmel brannte, war tot, unsere müden Schritte waren tot. Wir waren eine Karawane von Toten, die das Leben hinter sich gelassen hatten. Wir waren unterwegs in ein ewiges Nichts. Wir gingen bei Dunkelheit bis in die frühe Morgendämmerung. Vor uns bewegten sich Späher, die der zahnlose Mann ausgeschickt hatte. Wenn

sie Menschen in der Nähe entdeckten, machten wir lange Umwege. Tagsüber warteten wir im Schutz eines Wäldchens mit dicht zusammengewachsenen Bäumen auf die Dunkelheit.

Da hatten die Banditen schon angefangen, die Frauen unter sich aufzuteilen. Aber an meiner Mutter lag ihnen nichts. Sie weinte immerzu und hörte nicht einmal auf, wenn sie sie traten und schlugen. Ich versuchte, immer in ihrer Nähe zu bleiben. Hosen hatte ich immer noch keine. Doch eine der Frauen hatte ein Stück aus ihrer *capulana* gerissen, das ich mir um den Leib wickeln konnte. Die Banditen zwangen die Frauen, Essen zu kochen, das sie verzehrten, ohne uns etwas abzugeben. Nachdem sie gegessen hatten, zerrten sie einige der Frauen hinter ein Gebüsch, und wenn diese zurückkamen, waren ihre Kleider unordentlich und zerrissen, und ich sah, daß sie sich schämten. Die Banditen tranken dauernd aus ihren Kanistern mit *tontonto*. Manchmal prügelten sie sich. Aber meistens schliefen sie, wenn der zahnlose Mann sie nicht als Späher oder Wächter ausschickte.

Wir schlepten uns durch eine Landschaft, die von allem Lebenden verlassen schien. Nicht einmal Vögel gab es da. An der Sonne konnte ich ablesen, daß wir zuerst in Richtung Norden gingen, dann eines Tages nach Osten abbogen. Aber noch immer wußte niemand, wohin wir unterwegs waren. Uns war nicht erlaubt, miteinander zu reden, nur auf die Fragen zu antworten, die uns manchmal einer der Banditen stellte. Ich sah die Jungen an, die nur wenige Jahre älter waren als ich. Obwohl sie jung waren, kaum ausgewachsen, benahmen sie sich wie sehr alte Männer. Oft beobachtete ich heimlich den Jungen, der mit seiner Axt Alfredo den Kopf abgeschlagen hatte. Ich dachte daran, wie er gelacht hatte, von Angst erfüllt. Ich überlegte, wie sein Geist wohl einmal von den Toten empfangen werden wür-



de, von seinen Ahnen. Ich meinte, sie würden ihn strafen. Ich konnte es mir nicht anders vorstellen, als daß auch Geister einander für die Verbrechen bestrafen, die sie begangen haben, als sie lebten.

Spät an einem Abend erreichten wir ein Hochplateau. Im Lauf der letzten Tage war der Pfad, dem wir folgten, immer steiler geworden. Als wir ankamen, waren schon andere Banditen da, ein paar schlecht gebaute Hütten, flackernde Feuer und viele Waffen. Wir begriffen, daß wir eine der Basen erreicht hatten, die die Banditen an unzugänglichen Stellen errichteten, wo sie von den jungen Revolutionären kaum aufzuspüren waren. Vom ersten Abend dort weiß ich nur noch, daß wir sehr müde waren. Meine Mutter weinte nicht mehr, sie sprach auch nicht mehr, und ich dachte mir, ihr Herz sei gelähmt von Trauer um all die Zurückgebliebenen in dem niedergebrannten Dorf. Wir wurden von den Banditen in eine Hütte getrieben. Später lag ich lange auf dem harten Erdboden in der Dunkelheit wach und hörte, wie die Banditen sich mit Palmwein betranken, wie sie bald stritten, bald schamlose Lieder grölten oder die jungen Revolutionäre verfluchten. Ich konnte vor Hunger nicht einschlafen. Es war, als hätte ich wütende Tiere in mir, die mich ununterbrochen in den Bauch bissen, kleine Löcher machten, durch die meine Kräfte langsam versickerten, wie die letzten Wassertropfen in einem fast ausgetrockneten Flußbett. Schließlich muß ich doch eingeschlafen sein.

Als es wieder Morgen war, erwachte ich aus tiefem Schlaf. Wir wurden aus der Hütte gescheucht, und ich sah, daß die Banditen sich in einen Kreis gesetzt hatten, als wollten sie Rat abhalten. Sofort merkte ich, daß es nicht mehr der zahnlose Mann war, der bestimmte, da war ein anderer, untersetzt, mit schmalen, zusammengekniffenen Augen, der jetzt offenbar die Banditen anführte. Wir wurden in die Mitte

des Kreises geschoben und bekamen den Befehl, uns zu setzen. Es war ein sehr schwüler Tag, in der Ferne türmten sich schwarze Wolken zu riesenhaften Schatten, die bestimmt viel Regen enthielten. Der Mann mit den zusammengekniffenen Augen trug eine Uniform, die heil und sauber war. Er stellte sich vor uns hin und hieß uns auf diesem Plateau willkommen, im befreiten Gebiet, wie er sagte. Er erklärte, wir würden von nun an hier leben. Wir würden auf verschiedene Weise an dem Krieg gegen die jungen Revolutionäre teilnehmen, wir müßten bereit sein, unser Leben notfalls zu opfern, und wir hätten allen Befehlen zu gehorchen, wenn wir am Leben bleiben wollten. Dann bekamen wir Essen und Wasser. Obwohl wir sehr hungrig waren, aß keiner mehr als eine Kleinigkeit. Noch immer waren wir von einer so großen Angst beherrscht, daß unsere Mägen geschrumpft waren, als wollten auch sie sich unsichtbar machen. Anschließend wurden alle Jungen, auch ich, angewiesen, dem Mann mit den schmalen Augen und einigen Banditen zu folgen, die alle bewaffnet waren. Meine Mutter versuchte mich zurückzuhalten, ihre Hand war wie ein Klammer um meinen Arm, aber ich sah sie an und sagte, es sei das Beste, wenn ich mitginge. Ich würde bestimmt zurückkommen. Wenn ich jetzt bliebe, würden sie mich vielleicht totschießen. Ich stand auf und folgte den anderen.

Es war das letzte Mal, daß ich meine Mutter sah. Ihre Hand, die so oft über meine Stirn gestrichen hatte, hatte meinen Arm umklammert wie eine Klammer. Ihre Nägel hatten sich so tief in meine Haut gegraben, daß ich zu bluten anfangte. Ihre Finger hatten zu mir gesprochen. So groß war ihre Angst, auch mich zu verlieren.

Ich stand auf und sah mich nicht um.

Wir folgten einem Pfad, bis wir zu einer kleinen Schlucht kamen, die wie ein Spalt das Hochplateau durchschnitt. Da blieben wir, wir waren so viele Jungen wie Finger an meinen Händen, ich war der Jüngste. Die anderen waren meine Freunde, meine Brüder, meine Spielgefährten.

Dann ging alles sehr schnell. Der Mann mit den schmalen Augen kam plötzlich zu mir und gab mir ein Gewehr, das sehr schwer war. Er sagte mir, ich sollte meinen Zeigefinger um den Abzug legen und den Jungen erschießen, der vor mir stand. Obwohl ich nicht verstand, was er meinte, erfüllte mich wieder große Furcht.

- Wenn du leben willst, mußt du ihn erschießen, wiederholte der Mann mit den schmalen Augen. Wenn du nicht schießt, bist du kein Mann. Dann darfst du nicht am Leben bleiben.

- Ich kann nicht meinen Bruder erschießen, sagte ich.

Außerdem bin ich kein Mann. Ich bin noch ein Kind.

Es war, als hätte er nicht gehört, was ich sagte.

- Schieß, wenn du leben willst, sagte er nur. Erschieß ihn.

Der Junge, der vor mir stand, hieß Tiko. Er war der Sohn von einem der Brüder meines Vaters, und wir hatten oft zusammen gespielt, obwohl er mehrere Jahre älter war als ich. Jetzt stand er vor mir und weinte. Ich sah ihn an, und ich wußte, niemals würde ich ihn erschießen können. Nicht einmal, um mein eigenes Leben zu retten. Ich begriff, daß der Mann mit den schmalen Augen es ernst meinte. Er würde mich töten, vielleicht mit seinen eigenen Händen, wenn ich nicht tat, was er sagte.

In diesem Moment wurde ich erwachsen, obwohl ich erst ein Kind war. Ich faßte einen Entschluß, der mit Sicherheit bedeuten würde, daß ich sterben mußte. Aber wenn ich nicht das tat, von dem ich überzeugt war, daß ich es tun mußte, würde mein Leben jeden Sinn verlieren. Ich konnte meinen Bruder nicht erschießen.

Ich dachte an meine Schwester, die in dem Mörser getötet worden war. Ich wollte, daß sie in meinem Kopf war, wenn ich starb. Ich wußte ja, wir würden uns bald wiedersehen, wenn sie auch mich totgeschlagen hatten.

Ich legte den Zeigefinger um den Abzug, richtete schnell die Gewehrmündung auf den Mann mit den schmalen Augen und drückte ab. Der Schuß traf ihn mitten in die Brust, und er wurde zu Boden geschleudert. Ich kann mich noch genau an seinen überraschten Gesichtsausdruck erinnern, bevor er starb. Ich warf das Gewehr weg und rannte so schnell ich konnte zu dem Pfad, auf dem wir gekommen waren.

Die ganze Zeit erwartete ich, jemand würde mich in den Rücken schießen, die ganze Zeit sah ich im Kopf meine Schwester vor mir, und ich rannte so schnell, daß meine nackten Füße den steinigen Boden nur flüchtig berührten. Eigentlich war nicht ich es, der rannte, es war das Leben in mir, das rannte, ich wußte, daß sie mich bald einholen würden, und dann würde ich sterben. Später habe ich gelernt, daß es Augenblicke im Leben gibt, wo man nur das ist, was man tut. Damals war ich ein Paar Füße und Beine, die rannten, sonst nichts.

Ich kam an eine Stelle, wo der Pfad sich gabelte, und ich rannte nach links, obwohl das nicht der Weg war, auf dem wir gekommen waren. Ich erreichte einen Steilhang, wo ich nicht weiterkam. Dann rannte ich weiter, obwohl es keinen Pfad gab, folgte der steilen Kante des Hangs, bis sie langsam nach unten führte und es mir möglich war, über den Rand zu kriechen und langsam abwärts ins Tal zu gleiten, das sich unter mir ausbreitete. Noch immer hatten sie mich nicht eingeholt. Als ich unten in der Talsohle angekommen war, richtete ich mich auf und sah mich zum erstenmal um. Nirgends konnte ich die Banditen entdecken. Ich ging weiter in das Tal hinein, das ganz flach war und end-

los schien. Als es dunkel wurde, machte ich an einem Baum halt und kletterte hinauf zu den höchsten Ästen. Ich war sehr durstig und mußte meine letzten Kräfte aufbieten, um den Baum zu erklimmen.

Früh in der Morgendämmerung ging ich weiter. Ich wußte nicht, wohin ich unterwegs war, ich dachte an meine Mutter und meine Schwester, an meinen Vater und das verbrannte Dorf. Aber ich dachte auch an den Bruder, den ich nicht getötet hatte, und an den Mann, der schmale, fest zusammengekniffene Augen gehabt hatte. Ich war noch ein Kind. Aber ich hatte einen Menschen getötet.

Spät nachmittags, als meine Lippen vor Durst aufgeplatzt waren, kam ich zu einem kleinen Wasserlauf. Ich trank mich satt und setzte mich dann in den Schatten einiger dichter Büsche. Noch immer war mir nicht bewußt, daß die Banditen mich hatten entkommen lassen. Ich wußte auch nicht, was ich tun sollte. Ich erinnere mich an die große Einsamkeit, die ich an diesem kleinen Wasserlauf fühlte.

Es war, als sei die Welt untergegangen und ich wäre allein zurückgeblieben. In welche Richtung ich auch ging, ich würde allein bleiben.

Aber ich täuschte mich. Denn als ich im Schatten der Büsche saß, entdeckte ich auf der anderen Seite des schmalen Flusses einen Menschen. Dort begegnete ich dem weißen Zwerg, der mich später hierher in die Stadt brachte.

Der Morgen dämmerte schon, als Nelio verstummte. Ein dünner Regen hatte eingesetzt, ich schützte ihn mit einem Dach aus Mehlsäcken. An seiner Stirn fühlte ich, daß das Fieber wiedergekommen war. Bevor ich aufstand, um weitere Kräuter zu holen, dachte ich lange über das nach, was er erzählt hatte. Ich wußte immer noch nicht, was in der Nacht auf der Bühne des Theaters geschehen war. Was hatte er da getan? Wer hatte auf ihn geschossen?

Nelio schlief.

Ich stand auf und dehnte meinen müden Rücken. Dann ließ ich ihn mit den Träumen allein, von denen ich nichts wußte.

## *Die dritte Nacht*

In der Nacht, die folgte, dachte ich, Nelio würde sterben, ohne daß ich je erfahren würde, weshalb auf ihn geschossen wurde. Immer wieder war er tief versunken in dem hohen Fieber, das in seinem Körper wütete. Wenn er phantasierte und sich auf der Matratze hin und her warf, war es, als sähe man einen Menschen im letzten Stadium der tödlichen Malaria. Es würde nichts mehr geben, was ich oder irgend jemand anders für ihn tun könnte. Er würde das Leben verlassen, ohne seine Erzählung beendet zu haben.

Aber er kämpfte sich auch durch diese Krise, noch immer war er stärker als sein Wundfieber, und als der Morgen wieder graute, fühlte sich seine Stirn kühl an, und er schlief ruhig. Er hatte sogar nach etwas Brot verlangt, bevor er einschlief. Tagsüber war auch ich in den Schlaf gesunken. Ich hatte eine Bastmatte ausgerollt, die Frau Muwulene mir geborgt hatte, als ich Nachschub für die Kräuter holte. Ich hatte ihr erklärt, worum es ging, da ich sie für vertrauenswürdig hielt. Allerdings hatte ich nicht die ganze Wahrheit gesagt, weder, daß Nelio, ein Straßenkind, auf dem Dach des Theaters lag, noch, daß man auf ihn geschossen hatte. Ich hatte nur gesagt, jemand sei verletzt, jemand, der meine Hilfe brauchte. Sie hatte es nicht kommentiert, sondern nur neue Kräuter gemischt, unter anderem hatte sie kleine Blätter zerstampft, die in einer klaren, roten Farbe leuchteten, Blätter, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Aber ich fragte sie nicht, was es war. Sie hätte ohnehin nicht geantwortet. Sie hätte mich mit der gleichen vornehmen Nachsicht behandelt, die sie einst dem jungen

Politkommissar entgegenbrachte, als er ihr die Schlangen wegnehmen wollte.

Es war schon spät in der Nacht, als Nelio mit seiner Erzählung fortfuhr. Da hatte ich meinen Teigmischer heimgeschickt, alles war bereit für eine einsame Nacht in der Bäckerei, und offenbar hatte niemand bemerkt, daß meine Gedanken weit von den Öfen entfernt waren, auf dem Dach, wo Nelio lag.

Doch am vergangenen Tag war etwas geschehen, das ich mit Nelios Schußwunden in Verbindung brachte. Rosa, eins von den spöttischen Mädchen, die das Brot verkauften, das wir backten, hatte erwähnt, daß eine Gruppe von Straßenkindern, die sich gewöhnlich vor dem Theater und der Bäckerei aufhielt, verschwunden war. Als ich auf die Straße trat, sah ich sofort, daß es Nelios Gruppe war. Ich fragte einen der anderen Jungen, den man aus irgendeinem Grund »die Nase« nannte, ob er wüßte, wo sie geblieben wären.

- Sie sind weg, sagte er nur. Abgehauen. Vielleicht haben sie eine bessere Straße gefunden. Mit teureren Autos. Bei denen man mehr bezahlt kriegt, wenn man sie erst schmutzig macht und danach wäscht.

Ich vermag nicht ganz ehrlich zu sagen, was stärker war, meine Neugier oder meine Sorge um Nelio. Aber bei den Geistern meiner Ahnen hoffe ich, daß es meine Sorge war. An diesem Abend konnte ich es nicht lassen, ihn zu fragen, was vorgefallen sei. Nelio schien über die Frage nicht erstaunt. Seine Antwort klang entschieden, wenn sie auch ausweichend war.

- Ich bin noch nicht soweit, sagte er. Ich bin noch nicht einmal hier in der Stadt angekommen.

Dann sah er mir direkt in die Augen, und er sprach wie ein weiser alter Mann, nicht wie der bleiche, magere Zehnjährige, der auf der schmutzigen Matratze vor mir



lag, die ich irgendwann neben einer Mülltonne gefunden hatte.

- Ich erzähle, um mich am Leben zu erhalten, sagte er. Auf dieselbe Weise, wie das Leben selbst rannte, als ich vor den Banditen flüchtete, liegt mein Leben jetzt in den Worten, die all das beschreiben, was geschehen ist.

In diesem Moment begriff ich, daß Nelio wußte, er würde sterben. Er hatte es die ganze Zeit gewußt. Nicht ich war es, dem er von seinem Leben erzählte. Er erzählte es sich selber und den Geistern, den Geistern seiner Ahnen, die ihn unsichtbar umschwebten, während er da auf dem Dach lag, in der Erwartung, daß er zu ihnen zurückkehrte, und zu dem Leben, das vor und nach unser aller Leben lag.

Ich drang nicht weiter in ihn. Jetzt wußte ich, er würde lange genug leben, um alle meine Fragen zu beantworten, wenn er schließlich am Ende seiner langen Wanderung in der Nacht angekommen wäre, in der jemand die Schüsse auf ihn abfeuerte.

In dieser Nacht erneuerte ich auch den Verband um seinen Brustkorb. Ich hatte bei Frau Muwulene Stoffstreifen gekauft. Zu meiner Überraschung entdeckte ich, daß sie von einer zerrissenen Fahne stammten, allerdings konnte ich nicht ausmachen, von welchem Land. Womöglich war es eine der alten kolonialen Standarten, die zurückgeblieben waren, vielleicht auf dunklen Dachböden versteckt, und mit denen später niemand mehr etwas anzufangen wußte. Sie hatte die Streifen in einem Kräuterbad befeuchtet und mich angewiesen zu warten, bis die Brise vom Meer die Luft abgekühlt hätte, bevor ich den Verband wechselte. In dem flackernden Licht der Petroleumlampe sah ich, daß sich die beiden Einschußlöcher allmählich schwärzlich verfärbten. Die Kugeln hatten seinen Körper nicht ganz durchschlagen, an seinem Rücken gab es keine Male von ihrem Austritt.

Man hatte also direkt von vorn auf Nelio geschossen. Da sich an seinem Hemd keine Pulverspuren fanden, mußte derjenige, der die Waffe hielt, dicht vor ihm gestanden haben.

Nelio wußte, wer auf ihn geschossen hatte. Aber das mußte nicht heißen, daß er auch verstand, warum man auf ihn schoß.

Oder tat er das? In den Nächten, in denen er auf dem Dach lag und darauf wartete, daß die Geister ihn holten, sah ich ihn nie erregt bei dem Gedanken an das, was passiert war. Hatte er es erwartet? Ich brannte darauf, die Antwort zu erfahren. Aber ich fragte ihn nur ein einziges Mal. Danach wußte ich, daß er seine Geschichte erzählte, wie man sein Leben lebt. Die Ereignisse wurden nicht vorweggenommen, sie nahmen aufs neue Gestalt an, in der gleichen Reihenfolge, durch seine Worte.

Ein Tag geht immer dem andern voraus.

Obwohl ich so behutsam wie möglich war, tat es Nelio weh, als ich den klebrigen, steifen Verband gegen die Fahnenstreifen auswechselte, die Frau Muwulene in das Bad mit den roten Blättern getaucht hatte. Ich sah, wie er die Zähne zusammenbiß, und einmal verlor er für einige kurze Sekunden das Bewußtsein, als ich ein Stück des Verbands losreißen mußte, das in einer der Schußwunden festklebte. Anschließend lag er lange schweigend da. Die Frau, die ihn an seine Mutter erinnert hatte, stand in der Dunkelheit unter unserem Dach und stampfte mit ihrem Stock den Mais in ihrem Mörser. Mir schauderte beim Gedanken an das, was Nelio in der vergangenen Nacht erzählt hatte. Ununterbrochen grübelte ich darüber nach, woher das Böse im Menschen kommt. Warum hat die Barbarei immer ein menschliches Gesicht, das die Barbarei so unmenschlich macht?

In dieser Nacht hatte ich in der Bäckerei alle Hände voll zu tun. Von einer religiösen Sekte, die in der Stadt tätig

war, hatte Dona Esmeralda eine Bestellung für eine spezielle Sorte Brot bekommen, die eine längere Backzeit hatte als sonst üblich. Ich hatte es schon oft gebacken. Deshalb wußte ich, daß man ganz besonders achtsam sein mußte. Schließlich war ich aber auch mit dem Brot für die Sekte fertig. Als ich aufs Dach zurückkehrte, war Nelio wach. Ich gab ihm zu trinken. Die Nacht war sehr klar, die Sterne schienen nah. Irgendwoher hörten wir das Geräusch von Trommeln in der Nacht. Die Frau mit dem Mais hatte aufgehört. Eine andere Frau lachte laut und leidenschaftlich. Dann verstummte auch sie. Hunde winselten und paarten sich in der Dunkelheit, ein Lastwagen mit stotterndem Motor fuhr die Straße vor dem Theater entlang.

Nun kehrte Nelio wieder zu dem Fluß zurück, wo er zusammengesunken war, um sich nach der langen Flucht vor den Banditen auszuruhen. Als er in seiner Erzählung fortfuhr, war seine Stimme anders als in der letzten Nacht. Da war sie nachdenklich gewesen, mitunter traurig oder hart. Jetzt schwang darin Freude mit, darüber, daß die Banditen ihm nicht länger auf den Fersen waren.

Auf der anderen Seite des Flusses hatte er einen Menschen entdeckt. Erst hatte er gedacht, es sei ein Tier, vielleicht einer der seltenen weißen Löwen, von denen er die Alten im Dorf hatte erzählen hören, jene Löwen, die große Ereignisse ankündigen, wobei jedoch keiner vorhersehen konnte, ob Gutes oder Schlimmes bevorstand. Dann hatte er gesehen, daß es kein Tier war, es war ein Mensch, ein Mensch, der sowohl klein als auch weiß war, ein *xidjana*. Er hatte sich geduckt, weil er nicht wußte, ob es nicht vielleicht auch Banditen gab, die klein und weiß waren. Aber der Zwerg auf der anderen Seite hatte ihn bereits bemerkt, und er schrie ihm etwas in einer Sprache zu, die fast genauso war wie die, die er selber sprach.

- Was tut ein Kind allein hier am Fluß? Die Stimme war quäkend und schrill. Was tut ein Kind allein hier am Fluß, wo weit und breit kein Dorf ist? Hast du dich verirrt?

- Ja, hatte Nelio geantwortet. Ich habe mich verirrt.

- Dann wirst du Dinge sehen, die du nicht erwartet hast, fuhr der Zwerg fort. Komm hier herüber. Es gibt eine Furt unterhalb des Baums, der in den Fluß gefallen ist.

Nelio durchwatete den Fluß an einer Stelle, wo ein halb verrotteter Baumstamm im Bodenschlamm eingesunken war. Als er bei dem Zwerg ankam, hatte dieser sich mit gekreuzten Beinen auf die Erde gesetzt und kaute an einer Wurzel, die er zuvor sorgfältig im Flußwasser gesäubert hatte. Neben ihm stand ein großer Reisekoffer aus Leder, mit kunstvollen Metallbeschlägen. Nelio hatte noch nie in seinem Leben einen Koffer gesehen. Er dachte, wenn der Koffer etwas größer wäre, hätte er das Haus des Zwerges sein können, das dieser mit sich herumtrug.

Der Zwerg faltete einen Stofflappen auseinander, der neben ihm lag, und holte eine weitere Wurzel daraus hervor, die er Nelio reichte. Dieser nahm sie, da er schon lange nichts mehr gegessen hatte, und fing an, darauf herumzukaufen. Die Wurzel hatte einen bitteren Geschmack, noch nie hatte er eine solche Wurzel gesehen, und er dachte, er befände sich schon jetzt in einem Land, wo alles, was in der Erde wuchs, anders war als das, was es in dem Dorf gegeben hatte, das niedergebrannt war.

- Iß nicht so schnell! kreischte der Zwerg, und Nelio bekam plötzlich Angst, er wäre trotz allem an einen Banditen geraten, der sich als Zwerg und Albino verkleidet hatte.

Sogleich kaute Nelio langsamer. Sie aßen schweigend. Obwohl der Zwerg, der seinen Namen noch nicht genannt hatte, mehrere Meter von ihm entfernt saß, merkte Nelio, daß er wie eine Blume roch, es war ein süßlicher Duft, fast

wie bei einer Frau, die sich für einen Mann zurechtgemacht hat.

Sie hatten lange an der Wurzel zu kauen. Der Zwerg schwieg noch immer. Aber schließlich, als nur noch das Kraut übrig war, und er seine Zähne damit sauber gerieben hatte, fing er wieder an.

- Hast du einen Namen? schrie er, als könnte er nur sprechen, indem er sich gleich auf der ganzen Welt Gehör verschaffte.

- Nelio.

Aufmerksam musterte ihn der Zwerg.

- Diesen Namen habe ich noch nie gehört, sagte er. Das ist kein Name für einen schwarzen Mann. Es ist der kurze, nichtssagende Name eines Weißen.

- Ich habe ihn nach dem ältesten Bruder meines Vaters bekommen.

- Dieser Name wird dich nicht glücklich machen, sagte der Zwerg nach einer Pause, ohne weiter zu erklären, was er meinte. Nach einer Weile erhob er sich, er wollte weitergehen. Auch Nelio war aufgestanden. Da stellte er fest, daß er größer war als der Zwerg vor ihm.

- Wohin bist du unterwegs? schrie der Zwerg.

- Nirgendwohin, antwortete Nelio, und er merkte, daß die schrille Stimme des Zwerges ihn angesteckt hatte. Nirgendwohin! rief er.

- Schrei nicht so! schrie der Zwerg. Ich stehe direkt neben dir. Ich höre dich. Meine Beine und Arme sind kurz. Aber meine Ohren sind groß und tief.

Dann schwieg er und überlegte.

- Ein Mensch, der auf dem Weg zu einem Ziel ist, kann sich kaum mit einem Menschen zusammentun, der nirgendwohin unterwegs ist, sagte er. Aber laß es uns probieren. Du darfst mich begleiten, wenn du meinen Koffer trägst.

- Wohin willst du? fragte Nelio. Hast du auch einen Namen?

- Yabu Bata, antwortete der Zwerg und hob den Koffer auf Nelios Kopf. Zu seiner Erleichterung stellte Nelio fest, daß er nicht schwer war.

- Was hast du in dem Koffer? fragte Nelio.

- Du fragst zuviel, schrie der Zwerg. Mein Koffer ist leer. Ich habe ihn dabei, falls ich etwas finde, das ich mitnehmen muß.

Sie machten sich auf den Weg. Der Zwerg ging schnell, mit seinen krummen Beinen trommelte er auf den trockenen Boden. Sie folgten dem Fluß nach Süden.

Als sie viele Stunden gegangen waren und die Sonne sich bereits dem Horizont näherte, blieb der Zwerg plötzlich stehen, als sei ihm etwas eingefallen.

- Jetzt will ich auf deine Frage antworten, wohin ich unterwegs bin. Ich habe geträumt, daß ich mich auf eine Wanderung begeben und einen Pfad suchen soll, der mir das rechte Ziel weist.

Nelio hatte den Koffer abgestellt und wischte sich den Schweiß vom Gesicht.

- Was für einen Pfad? fragte er.

- Was für einen Pfad, äffte ihn der *Zwerg* verärgert nach. Den Pfad, von dem ich geträumt habe. Der mich zum rechten Ziel führen soll. Frag nicht soviel. Wir haben noch weit zu gehen.

- Woher weißt du das? fragte Nelio.

Yabu Bata sah ihn verwundert an, bevor er antwortete.

- Ein Pfad, von dem man geträumt hat und der einen Menschen zum rechten Ziel führen soll, kann nicht in der Nähe liegen, antwortete er schließlich. Was wichtig ist, ist immer schwer zu finden.

Als das Abendlicht am Horizont flammte, schlugen sie ihr Lager auf. Sie hatten bei einem verlassenen Termitenbau haltgemacht, weit draußen auf einer weiten Ebene. In einem einsamen Baum saß ein Adler und betrachtete sie mit wachsamem Augen.

- Wollen wir hier bleiben? sagte Nelio. Wollen wir nicht lieber in einen Baum klettern? Falls die wilden Tiere kommen.

- Du weißt wirklich nichts, gab Yabu Bata wütend zurück. Nichts hast du gelernt. Du hast dich verirrt und kannst froh sein, daß ich dich meinen Koffer tragen lasse. Wir werden selbstverständlich im Termitenbau schlafen. Hilf mir jetzt. Frag nicht soviel.

Kraftvoll attackierte Yabu Bata die harte Schale des Termitenbaus mit einem breiten Messer, das er an seinem Gürtel hängen hatte. Nelio erkannte, daß er sehr stark war. Er war ihm behilflich, indem er den harten Lehm wegschaukelte, den Yabu Bata loshackte. Schließlich hatte er eine Öffnung zu der Höhle geschaffen, die sich in dem Termitenbau befand.

- Wirf etwas Gras hinein, sagte er dann.

- Wieso?

- Du fragst immer noch viel zuviel. Tu, was ich dir sage.

Nelio raffte Gras zusammen, bis Yabu Bata fand, es sei genug. Aus der Tasche zog er dann einen Zündstein und machte Feuer. Das Gras im Termitenbau brannte lichterloh. Plötzlich tat Nelio einen Sprung rückwärts und stolperte über Yabu Batas Koffer. Zwei Schlangen schlüpfen aus dem Bau und verschwanden im Gras.

- Jetzt sind wir allein, glückste Yabu Bata. Jetzt können wir reinkriechen und uns hinlegen.

Es war sehr eng im Termitenbau, als Yabu Bata den Koffer vor die Öffnung gestellt hatte. Ihre Körper streiften einander, und Nelio stach das starke Parfüm in die Nase. Aber

er wollte nicht fragen, wieso Yabu Bata noch wie eine Frau. Ein Zwerg und Albino mochte über viele geheimnisvolle Kräfte verfügen, die man nicht unnötig herausfordern sollte. Statt dessen sollte er dankbar sein, daß er Yabu Bata hatte begleiten dürfen, mit seinem leeren Koffer auf dem Kopf.

- Du bist vor den Banditen geflüchtet, kam unversehens Yabu Batas Stimme aus der Dunkelheit. Du hast dich nicht verirrt. Wieso lügst du mich an?

Nelio glaubte, Yabu Bata hätte seine Gedanken gelesen. Er konnte keine Geheimnisse vor einem Albino haben, der niemals sterben würde. Das wußte jeder über die Albinos, daß sie ewig lebten. Sie hatten keine Geister, sie brauchten nie zu dem anderen Leben hinüberzugehen, sie waren immer hier, weiß und sichtbar. Wie hatte er das vergessen können?

- Sie sind nachts gekommen und haben das Dorf angezündet, erwiderte Nelio. Sie haben viele von uns getötet. Sie haben auch unsere Hunde totgeschlagen. Sie wollten, daß ich meinen Bruder töte. Da bin ich weggerannt.

Yabu Bata seufzte im Dunkel.

- Sie töten so viele, sagte er traurig. Am Ende werden sie alle umgebracht haben. Die Schlangen werden die Erde beherrschen. Die Geister werden unruhig nach allen suchen, die tot sind und die sie nicht finden können.

- Hat es sie immer schon gegeben? fragte Nelio. Die Banditen? Wer waren die Mütter der Banditen?

- Jetzt mußt du schlafen, antwortete Yabu Bata ärgerlich. Fragen soll man stellen, wenn die Sonne über alle Dummheiten lachen kann. Jetzt schlafen wir. Morgen haben wir bestimmt weit zu gehen. Wer weiß.

Sie lagen dicht beieinander in der Dunkelheit. Nelio spürte Yabu Batas Atem im Nacken. Seine ruhigen Atemzüge ließen die Angst weichen, als müßte auch sie zur Ruhe gehen. Nelio überlegte, es war sein letzter Gedanke vor dem



Einschlafen, ob Yabu Bata ihm helfen würde, sich ein Paar Hosen zu beschaffen.

Es vergingen viele Tage unter der sengenden Sonne, ohne daß Yabu Bata den Pfad finden konnte, von dem er geträumt hatte. Oft war das Essen knapp, und obwohl Yabu Bata versprochen hatte, ihm Hosen zu besorgen, trug er noch immer die zerfetzte *capulana* am Leib. Sie entfernten sich immer mehr von den hohen Bergen und kamen trotzdem nicht aus dem Umkreis der Banditen heraus. Sie passierten weitere verbrannte Dörfer, in denen einsame Gespenster hockten und vor sich hin starrten. Bei mehreren Gelegenheiten blieb Yabu Bata stehen, wenn er in der Ferne Menschen erblickte. Hatte er auch nur den geringsten Verdacht, es könnten Banditen sein, legten sie sich ins Gras und setzten ihren Weg erst fort, wenn sie wieder allein waren. Meist gingen sie schweigend, Nelio hatte begriffen, daß Yabu Bata nur selten bereit war, auf Fragen zu antworten. Da er fürchtete, Yabu Bata könnte seiner Gesellschaft plötzlich überdrüssig werden und ihn davonjagen, sagte er nichts, außer wenn er ganz sicher war, daß Yabu Bata Zeit für ihn hatte. Er lernte, daß Yabu Batas Laune davon abhing, ob etwas zu essen da war oder nicht. Einmal, sie hatten Mais gehabt und dazu ein paar Fische im Fluß gefangen und sich so richtig satt gegessen, fing Yabu Bata mit seiner schrillen Stimme zu singen an. Er sang so laut, daß Nelio fürchtete, Banditen würden ihn von weitem hören und angeschlichen kommen. Doch es erschienen keine Banditen, und nachdem Yabu Bata eine Weile unter lautem Schnarchen seinen Verdauungsschlaf gehalten hatte, setzte er sich plötzlich abrupt auf und sah Nelio an.

- Ich komme aus den Buckelbergen, sagte er. Falls mein Vater noch lebt, besitzt er bestimmt mehr Vieh als bei meinem Weggang. Meine Mutter hat Teppiche gewebt, mein

Onkel hat Skulpturen aus schwarzem Holz geschnitzt. Ich bin gelernter Schmied, obwohl meine Arme so kurz sind. Hätte ich nicht meinen Traum gehabt, wäre ich immer noch Schmied. Meine Frau wartet vielleicht noch heute auf mich, genau wie meine vier Kinder, die alle groß und genauso schwarz sind wie du.

Nelio dachte, daß er vielleicht schon seit Monaten auf der Suche nach seinem Pfad wäre, vielleicht seit dem Ende der Regenzeit. Aber als er fragte, bekam er eine Antwort, die er nicht erwartet hatte.

- Du bist noch so jung, daß du glaubst, ein Monat ist eine lange Zeit, erwiderte Yabu Bata auf seine Frage. Ich suche meinen Pfad seit neunzehn Jahren, acht Monaten und vier Tagen. Wenn ich Glück habe, werde ich ihn finden, bevor weitere neunzehn Jahre vergangen sind. Wenn ich Pech habe oder mein Leben zu kurz ist, werde ich ihn nie finden. Dann muß ich weiter nach ihm suchen, wenn ich bei meinen Ahnen lebe.

Nelio saß lange still da und grübelte über das nach, was Yabu Bata gesagt hatte. Plötzlich beunruhigte ihn der Gedanke, der Zwerg würde vielleicht damit rechnen, daß er seinen Koffer tragen würde, bis er den Pfad gefunden hätte, von dem er einmal geträumt hatte, womöglich neunzehn Jahre lang. Er zögerte lange, ob er es wagen sollte, dem schnell aufbrausenden Yabu Bata diesen Gedanken mitzuteilen. Aber schließlich wurde ihm klar, daß es sein mußte.

- Ich kann dich nicht neunzehn Jahre lang begleiten, sagte er vorsichtig.

- Damit habe ich auch nicht gerechnet, erwiderte Yabu Bata ärgerlich. Ich bin es sowieso langsam leid, täglich dein Gesicht zu sehen. Wenn wir zum Meer kommen, trennen wir uns. Dann mußt du sehen, wie du allein zurechtkommst.

- Das Meer, sagte Nelio. Was ist das?

Vielleicht hatte sein Vater irgendwann von einem Fluß

erzählt, der so breit war, daß man das andere Ufer nicht sehen konnte. Er erinnerte sich vage, von einem riesenhaften Wasser gehört zu haben, das mitunter brüllte und sich an Land wälzte und Menschen wie Tiere mit sich riß. Damals hatte er gedacht, das sei eins von den Märchen, die sein Vater ihnen gern erzählte. War das Meer etwas, das es wirklich gab?

- Ich möchte dich gern zum Meer begleiten, sagte er.

- Es ist nicht mehr weit, sagte Yabu Bata. Jedenfalls nicht neunzehn Jahre.

Eine Woche später erreichten sie nachmittags das Meer. Sie waren auf eine Anhöhe gelangt, als Yabu Bata plötzlich haltmachte und nach vorn deutete. Nelio folgte ihm im Abstand von einigen Schritten. Wie angewurzelt blieb er stehen und vergaß sogar, den Koffer abzusetzen, als er das blaue Wasser erblickte, das sich vor ihm ausbreitete. Ohne daß er es erklären konnte, hatte er sofort das deutliche Gefühl, nach Hause gekommen zu sein.

Er, der nicht einmal sicher gewesen war, ob es das Meer wirklich gab, der geglaubt hatte, es sei vielleicht eine Erfindung seines Vaters. Jetzt sah er es vor sich und hatte sofort dieses Heimatgefühl.

Ein Mensch konnte sich also irgendwo zu Hause fühlen, wo er noch nie gewesen war. Oder war es in unser Bewußtsein eingeschrieben, vom Augenblick unserer Geburt an, als grundlegender menschlicher Zug, daß wir uns alle in der Nähe des Meeres zu Hause fühlen müssen? Nelio hatte an der Seite von Yabu Bata gestanden, aufs Meer hinausgeschaut, das sich vor seinen Augen ständig weiter auszudehnen schien, und diese Gedanken gehabt. Gedanken, die von selber entstanden, ohne Mühe, Gedanken, die ihn überraschten, da er noch nie zuvor in seinem Leben etwas in der Art gedacht hatte.

Weiter war er nicht gekommen, als Yabu Bata ihn aus seinen Gedanken gerissen hatte.

- Wenn man nicht schwimmen kann, ist das Meer gefährlich, hatte er bemerkt.

- Schwimmen, fragte Nelio, was ist das?

Yabu Bata seufzte.

- Ich bin froh, daß wir uns bald trennen werden, meinte er. Du weißt nichts. Und du fragst nach allem. Ich würde sehr schnell altern, würde ich all deine Fragen beantworten. Schwimmen bedeutet, daß man auf dem Wasser treibt und sich gleichzeitig vorwärts bewegt.

Nelio, der an einem Fluß voller Krokodile aufgewachsen war, war es nie in den Sinn gekommen, daß ein Mensch sich im Wasser bewegen könnte. Wasser war zum Trinken da, zum Waschen, und für die Zubereitung von Mais und *cassava*. Aber zur Fortbewegung?

Sie gingen hinunter zum Strand, zum Meer, das vor- und zurückrollte.

- Stell den Koffer nicht ab, sonst wird er naß, sagte Yabu Bata. Ich habe keine Lust, einen nassen Koffer zu tragen, wenn ich von hier weggehe.

Dann ging er ins Wasser, nachdem er die Hosen an seinen kurzen, krummen Beinen hochgekrempelt hatte. Nelio war neben dem Koffer stehengeblieben, damit er ihn rasch wegrücken könnte, falls das Wasser weiter hinaufrollte. Der weiße Sand war sehr heiß. Yabu Bata watete hin und her und spritzte sich Wasser ins Gesicht. Als er wieder herauskam, forderte er Nelio auf, das Gleiche zu tun.

- Es erfrischt, sagte er. Das Herz schlägt langsamer, das Blut fließt ruhiger.

Nelio ging ins Wasser hinaus. Als er sich herabbeugte und trank, schmeckte es scheußlich. Er spuckte, während Yabu Bata zufrieden im Sand saß und lachte.

- Als Gott das Meer schuf, tat er es mit großer Weisheit,

rief Yabu Bata. Da er nicht wollte, daß die Menschen all sein blaues Wasser austrinken, machte er es salzig.

Nelio kam wieder heraus und setzte sich neben Yabu Bata in den Sand. Stundenlang saßen sie da, ohne zu sprechen, und betrachteten das Wasser in seinen ständig wechselnden Schattierungen, in seiner immerwährenden Bewegung. Von Fischern, die mit ihren Netzen und Körben auf den Schultern vorbeigingen, kaufte Yabu Bata Fische, die sie dann im Windschatten einer Sanddüne über einem Feuer brien. In der Nacht lagen sie ausgestreckt im Sand und sahen hinauf zu den Sternen. In einiger Entfernung schlug das Wasser gegen das Ufer.

- Morgen verlasse ich dich, unterbrach Yabu Bata plötzlich die Stille. Ich habe dich zum Meer gebracht, wie ich es versprochen habe.

- Du hast mir auch ein Paar Hosen versprochen, gab Nelio zurück.

- Du freches Balg, rief Yabu Bata ärgerlich. Menschen versprechen so vieles und möchten es gern halten. Aber alles, was man will, ist nicht immer möglich. Man will ewig leben. Aber das ist nicht möglich. Man will seine Feinde von ihrem eigenen Unglück vernichtet sehen. Auch das ist nicht immer möglich. Man will ein Paar Hosen haben. Manchmal ist das möglich. Wenn du erwachsen bist, wirst du es verstehen.

- Was verstehen? hatte Nelio gefragt, ohne zu verbergen, daß er ebenso unzufrieden wie enttäuscht war.

- Verstehen, daß man versuchen muß, die von anderen gemachten Versprechungen zu vergessen.

- Das glaube ich nicht, meinte Nelio.

- Ich bin froh, daß wir uns morgen trennen, wiederholte Yabu Bata gereizt. Du bist nicht nur neugierig, du widersprichst auch, wenn ältere und kluge Menschen dir vom Leben erzählen.

Wieder lagen sie schweigend da. Die Sterne warteten.

- Morgen, wenn ich aufwache, sagte Nelio. Wird Yabu Bata dann fort sein?

- Das hängt natürlich davon ab, wie früh du aufwachst, erwiderte Yabu Bata. Aber ich hoffe, ich bin weg, wenn du die Augen aufschlägst. Ich mag es nicht, Abschied zu nehmen. Nicht einmal von neugierigen Bälgern.

Lange lag Nelio wach im Sand, noch als Yabu Batas Atem schwer geworden war, und auch als er angefangen hatte zu schnarchen. Es war, als würde Nelio erst jetzt bewußt, daß er am folgenden Tag auf sich allein gestellt sein würde. Er dachte, als erstes müßte er jetzt lernen, es nicht mehr als selbstverständlich vorauszusetzen, daß ständig jemand bei ihm war. Viele Male hatte sein Vater, Hermenegildo, ihm gesagt, das Schlimmste, was einem Menschen passieren könnte, wäre, auf sich allein gestellt zu sein. Ein Mensch ohne Familie sei nichts. Es sei, als gäbe es diesen Menschen nicht. Man könnte alles verlieren, seinen Besitz, sogar seinen Verstand, wenn man zuviel *tontonto* trank. All das könnte man überleben. Nur nicht, ohne Menschen zu sein, ohne seine Familie, ohne all seine Mütter und Schwestern und Brüder.

Vielleicht war dies das größte Unrecht, das die Banditen ihm angetan hatten? Sie hatten ihn seiner Familie beraubt. Nelio wurde plötzlich sehr traurig, als er da in dem kühlen Sand lag, den schnarchenden Yabu Bata an seiner Seite. Eigentlich wäre er am liebsten dicht zu ihm gekrochen, so dicht, daß er seinen Herzschlag spürte. Aber er traute sich nicht. Yabu Bata würde bestimmt aufwachen und böse werden. Er blieb liegen und dachte an alles, was geschehen war, seit der Nacht, als die Dunkelheit in dem weißen Schein explodierte, der aus den Feuerwaffen der Banditen kam. Er dachte an seine tote Schwester, den Mann mit den schmalen Augen, den er getötet hatte, und an seinen Bruder, der

noch lebte. Morgen würde er auf sich allein gestellt sein, er besaß nicht einmal Hosen, und er wußte nicht, wohin er gehen sollte. Er dachte, das sei die letzte Frage, die er Yabu Bata stellen müßte, die wichtigste Frage, die er bisher in seinem Leben gehabt hatte.

In welche Richtung sollte er sich wenden? Wo lag seine Zukunft? Gab es überhaupt eine Zukunft? War sie in jener Nacht verschwunden, als die Banditen erschienen waren und sogar ihre Hunde getötet hatten? Oder war sie hier, an dem Meer, auf dem er nicht gehen konnte, war dies das Ende des Weges, war hier seine künftige Bleibe?

Er schlummerte ein und schlief unruhig. Die ganze Nacht träumte er, daß Yabu Bata schon aufgewacht sei und sich zum Gehen bereitmache. Doch als er schließlich aufwachte, in der frühesten Morgendämmerung, stand der Koffer noch an seiner Seite. Yabu Bata hatte seinen Sari abgelegt und stand nackt draußen im Wasser. Sein krummer Körper hob sich glänzend von der Wasserfläche ab, als er sich wusch. Nelio dachte, ein Mensch, der nackt im Meer stand, war ein sehr deutlicher Mensch. Vor dem Wasser des Meeres konnte man erkennen, wie ein Mensch wirklich aussah.

Yabu Bata kam zum Strand zurück und schien nicht erfreut, als er bemerkte, daß Nelio aufgewacht war. Er legte seinen Sari an und schüttelte das Wasser aus seinen blaßgelben, krausen Haaren.

- Ich weiß, daß du meinst, ich hätte zu viele Fragen, sagte Nelio. Darum werde ich dich nur noch eine einzige Sache fragen, bevor du gehst.

Yabu Bata schien plötzlich traurig über ihre bevorstehende Trennung. Er setzte sich neben seinen Koffer in den Sand und stützte den Kopf in die Hände.

- Ich frage mich manchmal, ob ich den Pfad finden

werde, von dem ich geträumt habe, sagte er. Jede Nacht träume ich, ich bin zurück in meinem Dorf bei den Buckelbergen, ich stehe in meiner Schmiede. Aber wenn ich aufwache, bin ich immer woanders. Ich würde gern wissen, wozu Gott den Menschen die Fähigkeit zu träumen gegeben hat. Wieso soll man im Traum einen Pfad sehen, den man vielleicht nie findet? Wieso kehrt man im Traum in seine Schmiede zurück, wenn man danach aufwacht und im Sand am Meer liegt?

Lange saß Yabu Bata mit dem Kopf in den Händen und sinnierte darüber, wieso Menschen träumen. Dann raffte er sich auf und sah Nelio an.

- Was möchtest du fragen?

- In welche Richtung ich gehen soll.

Yabu Bata nickte gedankenvoll.

- Das ist die beste Frage, die du bisher gestellt hast, sagte er. Ich wünschte, ich hätte eine Antwort darauf. Wohin du unterwegs bist, kannst nur du selbst beantworten.

- Ich will zu einem Ort, wo es ein Paar Hosen gibt, sagte Nelio bestimmt.

- Hosen gibt es überall, sagte Yabu Bata. Ich glaube, das Beste für dich ist, wenn du dem Meer direkt nach Süden folgst. Da gibt es Menschen, da gibt es Städte. Dahin sollst du gehen.

- Ist es weit? fragte Nelio.

- Du hattest nur eine Frage, sagte Yabu Bata. Sobald ich antworte, kommst du mit der nächsten Frage. Ein und derselbe Weg kann lang und zugleich kurz sein. Es hängt davon ab, woher du kommst und wohin du willst.

Auf einmal fing Yabu Bata an zu lachen. Er griff eine Handvoll Sand und warf ihn über seinem Kopf hoch, als hätte er plötzlich den Verstand verloren.

- Verflixt noch mal, wenn ich dich nicht vermissen werde, sagte er, nachdem er sich beruhigt hatte.



Er klappte den Koffer auf und holte ein Ledersäckchen heraus. Er öffnete es und entnahm ihm ein paar Scheine, die er Nelio überreichte.

- Dafür kannst du dir ein Paar Hosen kaufen, sagte er. Jedesmal, wenn du sie ausziehst oder anziehst, wirst du dich an mich, Yabu Bata, erinnern.

- Ich habe nichts, was ich dir geben kann, erwiderte Nelio.

- Gib es einem anderen, wenn du einmal etwas zu geben hast, meinte Yabu Bata und legte das Säckchen in seinen Koffer zurück.

Dann stand er auf und nahm seinen Koffer.

- Es gibt nur zwei Wege im Leben, sagte er. Den Weg der Torheit, der den Menschen direkt ins Verderben führt. Den Weg, dem man folgt, wenn man wider sein eigenes Wissen handelt. Der andere Weg ist der, dem man folgen soll. Der, welcher dem Menschen das rechte Ziel weist.

Dann ging er los, den Strand entlang. Er drehte sich nicht mehr um. Nelio behielt ihn im Blick, bis ihm die Augen von der starken Sonne schmerzten, die auf dem weißen Sand funkelte. Das letzte, was er sah, war ein verschwommener Punkt, der schließlich wie dünner Rauch in der Hitze schwebte.

Nelio folgte dem Meer nach Süden. Er versuchte, nicht an die große Einsamkeit zu denken, die ihn umgab. Der Koffer, den er so lange auf dem Kopf getragen hatte, fehlte ihm ebenso sehr wie Yabu Bata. Aber er wußte schon jetzt, daß er ihn nie wiedersehen würde. Er würde nie erfahren, ob er seinen Pfad gefunden hatte oder nicht.

Zwei Tage später kam Nelio in eine kleine Stadt, die aus niedrigen Häusern bestand, um eine einzige Straße versammelt. Vor einem von ihnen, wo Kleider an einem wackeligen Holzgestell hingen, blieb er stehen. Ein Inder, so dürr

und ausgemergelt, als hätte er eine lange Zeit des Hungers durchlitten, trat aus dem Dunkel des Hausflurs. Bei ihm kaufte Nelio ein Paar Hosen aus dunkelroter Baumwolle. Als er bezahlt hatte, begab er sich auf die Rückseite des Hauses, zog die zerrissene *capulana* aus und schlüpfte in die Hosen. Das Tuch wickelte er zum Schutz gegen die starke Sonne kunstvoll um den Kopf. Als er auf die Straße zurückkehrte, stand der Inder vor der Tür und hängte ein Paar neue Hosen an das Gestell.

- Wohin bist du unterwegs? fragte der Inder.

- Nach Süden, antwortete Nelio.

- Die Hosen reichen für eine lange Wanderung, sagte der Inder träumerisch.

Nelio ging weiter am Meer entlang. Jede Nacht schlief er hinter einer Sanddüne. In der Morgendämmerung zog er die Hosen aus, watete ins Wasser hinaus und wusch sich, wie er es bei Yabu Bata gesehen hatte. Wenn er hungrig war, machte er halt und half den Fischern, ihre Boote an Land zu ziehen und ihre Netze zu säubern. Sie gaben ihm zu essen, und er ging weiter, wenn er satt war. Die Landschaft veränderte sich, doch das Meer blieb immer dasselbe. In der Ferne sah er Berge und Ebenen, Wälder mit grauen, zerbrochenen Bäumen, Sümpfe und Wüstenland. Er ging, ohne sich Gedanken zu machen, wohin. Noch immer lief er vor etwas davon, und er wartete auf ein Zeichen, das ihm klarmachen würde, wohin er unterwegs war. In den Nächten sah er den Mond langsam von der schmalen Sichel zum vollen Rund werden und dann wieder verschwinden. Er dachte, er wäre schon viele Tage gegangen, und das Meer erschien ihm unendlich. Mitunter begegnete er Menschen, denen er sich für ein paar Tage anschloß, doch meistens wanderte er allein. Jeder fragte ihn, wohin er unterwegs sei. Er erzählte von den Banditen, von dem verbrannten Dorf, unterschlug aber stets, daß er sich eines

Tages geweigert hatte, seinen Bruder zu erschießen und statt dessen einen Mann mit schmalen, zusammengekniffenen Augen getötet hatte. Wurde die Frage wiederholt - wohin er unterwegs sei - gab er zurück, er wisse es nicht. Er lernte in dieser Zeit, daß Menschen stets wissen wollen, wohin andere Menschen unterwegs sind. Es war diese Frage, die Fremde und Reisende verband.

Eines Tages, am frühen Vormittag, erreichte er die Flußmündung. In der Nähe sah er eine abgerissene Brücke, und er dachte, er sollte nach jemandem suchen, der ein Boot besaß und ihn hinüberbringen konnte, als er eine Person bemerkte, die auf einem Stein am Wasser saß. Als er sich ihr näherte, wurde er plötzlich unsicher. Ihre Haut war aus Schuppen, sie glich eher einem Tier als einer alten Frau. Sie hatte ihn jedoch schon gehört, drehte den Kopf und sah ihn mit starren Augen an. Da begriff er, daß sie eine *halakawuma* war, als Mensch und Frau verkleidet. Oder vielleicht war es umgekehrt, vielleicht war sie eine alte Frau, verkleidet als die kluge alte Echse. Er näherte sich ihr noch mehr, hielt aber Abstand von ihrer Zunge. Er wußte, daß er Glück hatte. Traf man eine *halakawuma*, konnte man sie um Rat fragen. Selbst Könige hörten zu, wenn die *halakawuma* flüsternd ihre Ratschläge vorbrachte, wie ein Land zu regieren sei. Er hatte Geschichten darüber gehört, daß der erste Führer der jungen Revolutionäre seinen ganzen Garten voller Echsen gehabt hatte, die er regelmäßig zur Beratung zusammenrief. Nelio setzte sich auf die Erde. Die Echse verfolgte seine Bewegungen mit starrem Blick.

- Ich möchte nicht stören, sagte er. Aber ich brauche einen Rat. Viele Tage bin ich schon gegangen und weiß nicht, wohin ich unterwegs bin. Ich habe auf ein Zeichen gewartet, das sich nie gezeigt hat.

- Wenn man so jung ist wie du, gibt es nur einen Weg

zu gehen, antwortete die Echse mit einer Stimme, die wie Glocken klang. Dein Weg sollte dich heimführen.

Da berichtete Nelio kurz, was geschehen war. Die ganze Zeit war er besorgt, die Echse könnte ungeduldig werden und fauchend im hohen Gras davonkriechen, das an der Flußmündung wuchs.

Als er verstummt war, zog die Echse eine Flasche aus einem Bündel an ihrer Seite und nahm ein paar kräftige Schlucke. Zu seinem Erstaunen stellte Nelio fest, daß es nach Palmwein roch. Die Echse trank und schnitt dabei Grimassen. Nelio dachte, die Welt ist doch voll von Überraschungen. Nie hatte ihm jemand erzählt, daß auch eine *halakawuma* auf die Getränke versessen sein könnte, die die Menschen in sich hineinschütteten, wenn sie sich berauschen wollten.

- Ich bin alt, sagte die Echse. Ich weiß nicht mehr, wie gut meine Ratschläge sind. Die Menschen haben weniger und weniger Respekt vor Weisheit. Alle scheinen den Wegen der Toren zu folgen, was auch immer wir zu sagen versuchen, wir, die das besitzen, was noch vom alten Wissen übrig ist.

Die Echse nahm noch einen Schluck und begann, auf dem Stein vor und zurück zu schaukeln. Nelio fürchtete, sie würde einschlafen, bevor er seine Antwort bekommen hätte.

- Überquere den Fluß, sagte die Echse schließlich, beinahe gedankenverloren, als wäre ihr Hirn bereits voll von anderen Gedanken. Überquere den Fluß und gehe dann noch einige Tage. Dann kommst du in die große Stadt, wo die Häuser wie Affen an den Hängen zum Meer hinunterklettern. Da gibt es so viele Menschen, daß es keine Rolle spielt, ob noch einer kommt. Da kannst du verschwinden und wieder als der Mensch auftauchen, der du zu sein wünschst.

Bevor Nelio weitere Fragen stellen konnte, war die Echse schon mit unbeholfenen Bewegungen im Gras davongekrochen. Er dachte an das, was er gehört hatte, und er entschied, dies sei das Zeichen, auf das er gewartet hatte.

Gleichzeitig beobachtete er, wie ein Mann ein Kanu ins Flußwasser schob. Er stand auf und lief hinunter zu dem Mann, der schon mit dem Paddel in der Hand dastand.

Eine Stunde später stieg Nelio auf der anderen Seite des Flusses an Land und setzte seine Wanderung fort.

Spät an einem Nachmittag gelangte er zu der Stadt. Er hatte eine Anhöhe erstiegen und war sehr müde. Wie lange er da schon unterwegs war, wußte er nicht. Aber seine Füße waren wund, die Hosen, die er gekauft hatte, schon abgetragen und sehr schmutzig. Aber jetzt sah er die Silhouette der Stadt, die sich an den Steilhängen über dem Meer erhob.

Schließlich war er doch am Ziel angekommen.

Obwohl er noch nie da gewesen war, hatte ihn sogleich dasselbe Gefühl ergriffen wie damals, als er zum ersten Mal zusammen mit Yabu Bata das Meer gesehen hatte. In der Silhouette der großen Stadt, der Silhouette des vollkommen Unbekannten, fühlte er sich sofort zu Hause. Es war sein zweites Reich, zu dem er eine überraschende Zugehörigkeit empfand. Das gab ihm den Gedanken ein, daß alle Menschen, die vor einem Krieg, einer Seuche oder einer Naturkatastrophe fliehen mußten, irgendwo ein zweites Zuhause hatten, das sie erwartete. Es galt nur, bis zu dem Punkt weiterzumachen, an dem alle Kräfte erschöpft waren. Genau da, wo die Erschöpfung sich in einen eisernen Griff um die letzten Reste des Willens verwandelt hat, wartet das Zuhause, von dem du nicht wußtest, daß du es hast.

Er kam an einem späten Nachmittag zu der Stadt, als die

kurze Dämmerung den Himmel rot färbte. Abseits setzte er sich in den weichen Sand und betrachtete die unendliche Menge von Häusern, von Menschen, von klapprigen Autos und rostigen Bussen.

Nirgends sah er Hütten, nirgends in der Stadt gab es so etwas wie Dörfer.

Er spürte auch, daß die Angst in ihm steckte. Vielleicht gehörte die Stadt den Banditen? Er konnte es nicht wissen. Noch wagte er nicht, die Stadt zu betreten. Er würde bis zum Morgen des kommenden Tages warten. Aus der Entfernung sollte die Stadt sich daran gewöhnen, daß er gekommen war. Er wußte, daß es jetzt seine wichtigste Aufgabe war, sich am Leben zu erhalten. Die wichtigste Aufgabe, die ein Mensch haben kann.

So fand Nelio sein Zuhause am Meer.

Am nächsten Tag ließ er sich von den Menschen, den Straßen und verfallenen Häusern verschlingen.

Einen Tag lang war er einfach nur da gewesen.

Gegen Ende, im Morgengrauen, war er sehr müde gewesen. Er hatte mit so leiser Stimme gesprochen, daß ich mich dicht über sein Gesicht beugen mußte, um zu hören, was er sagte. Danach war er fast augenblicklich eingeschlafen.

Ich saß lange an seiner Seite, besorgt, er würde vielleicht nicht wieder aufwachen. Und ich dachte, daß ich dann nie erfahren würde, was in jener Nacht im Theater geschehen war, in der Nacht, die schon so fern schien, der Nacht, in der auf ihn geschossen wurde.

Ich legte ein feuchtes Handtuch auf seine heiße Stirn und ging die Treppe hinunter. Von fern konnte ich Dona Esmeralda hören. Es kam vor, daß sie früh in der Bäckerei erschien, um zu kontrollieren, daß alle, die da sein sollten, pünktlich kamen.

Auf der dunklen Treppe blieb ich stehen. Würde sie mir

ansehen, daß Nelio da oben auf ihrem Dach lag? Würde sie mir ansehen, daß ich die ganze Nacht einer Geschichte gelauscht hatte, von der ich wünschte, sie möge niemals enden?

Ich konnte es nicht wissen. Dann stieg ich die Treppe vollends herab.

## *Die vierte Nacht*

Dona Esmeralda bemerkte mich nicht, als ich die Treppe herunterkam.

In den Straßen vor der Bäckerei und dem Theater herrschte an diesem Morgen große Unruhe. Die Bäcker, die Teigmischer, die spöttischen Mädchen, die das Brot verkauften, die Wächter, alle hatten sie sich in der Türöffnung um Dona Esmeralda geschart und schauten auf die Straße hinaus. Da ich neugierig bin wie alle anderen, vergaß ich für einen Moment Nelio mit seinem Wundfieber oben auf dem Dach. Manchmal denke ich, nichts hat so große Macht über den Menschen wie die Neugier. Daher kann ich mir auch bis zu einem gewissen Grad verzeihen, daß ich ihn für eine kleine Weile vergaß. Ich fragte den Bäcker, der neben mir stand, ich glaube, es war Alberto, was passiert sei. Zugleich sah ich, wie große Scharen von Straßenkindern sich unruhig auf der Straße hin und her bewegten. Sie blockierten den Verkehr, warfen Müll aus den Tonnen vor den Häusern und kreischten und lärmten.

- Nelio ist verschwunden, antwortete Alberto.

Ich spürte, wie etwas mein Herz umklammerte.

- Nelio, sagte ich. Welcher Nelio?

Dona Esmeralda, die ein bemerkenswertes Talent hat, alles aufzuschnappen, was in ihrer Nähe gesagt wird, drehte sich um und sah mich verwundert an.

- Alle wissen, wer Nelio ist, sagte sie mit scharfer Stimme. Der göttliche Nelio, den noch nie jemand verprügelt hat.

- Natürlich weiß ich, wer Nelio ist, sagte ich entschuldigend. Ist er verschwunden, fuhr ich an Alberto gewandt



fort, nachdem Dona Esmeralda wieder den Blick auf die Straße gerichtet hatte.

- Er ist weg, erwiderte Alberto. Die Straßenkinder argwöhnen, daß man ihn gefangenhält.

- Von wem würde er sich schon fangen lassen?

- Die Straßenkinder glauben, daß es eine Verschwörung ist. Von allen, die es nie geschafft haben, ihn zu verprügeln.

- Das klingt nicht sehr wahrscheinlich, sagte ich zögernd. Wo könnte man ihn gefangenhalten?

- Woher soll ich das wissen? entgegnete Alberto.

Den ganzen Tag über blieb es unruhig. Die Straßenkinder, es schienen mehrere tausend zu sein, machten weiter Krawall. Herbeigerufene Polizisten beobachteten das Ganze abwartend von den Gehsteigen aus. Aber ihre Kommandanten, unter den schweren Mützen schwitzend, erlaubten ihnen nicht einzugreifen. Jemand behauptete sogar, er hätte den Innenminister, den gefürchteten Mestizen Dimande, in seinem gepanzerten Wagen vorbeifahren sehen, um sich persönlich einen Überblick über die Situation zu verschaffen. Erst gegen Nachmittag legte sich die Unruhe der Straßenkinder. Sie versammelten sich in Scharen, die sich dann in kleine Gruppen auflösten und in der Stadt zerstreuten. Obwohl ich sehr müde war, hatte ich den Tag über nicht die Ruhe gehabt zu schlafen.

Mein Bruder hatte einen seiner Nachbarn geschickt, um nachzusehen, ob ich krank geworden sei, da ich seit mehreren Tagen nicht nach Hause gekommen war. Ich schrieb einen Brief auf eine braune Brottüte und teilte ihm mit, ich hätte momentan so viel zu arbeiten, daß ich keine Zeit fände, nach Hause zu kommen. Aber alles sei gut, es gebe keinen Grund, sich um mich zu sorgen. Ich ging auf die Rückseite der Bäckerei, um mich zu waschen, zog mich bis auf die Haut hinter dem rostigen Blechdach aus, das dort einen kleinen abgetrennten Raum bildete, und säuberte mich un-

ter der Wasserpumpe. Dann ging ich zu Frau Muwulene und kaufte neue Stoffstreifen, die sie in ihr geheimes Kräuterbäd tauchte. Mir schien fast, als vermute sie, daß es Nelio war, der sich bei mir in Pflege befand, mit irgendeiner Verletzung. Während ich in ihrer dunklen Garage stand, wo es stark nach Ammoniak und unbekannten Gewürzen roch, erwog ich ernstlich, sie einzuweihen. Vielleicht könnte ich sie bitten, Nelio da oben auf dem Dach in Augenschein zu nehmen? Als ich die Tausende von randalierenden Straßenkindern beobachtet hatte, war mir bewußt geworden, welche Verantwortung ich auf mich geladen hatte. Was würde passieren, wenn Nelio starb und man entdeckte, daß ich ihn auf einem Dach zu pflegen versucht hatte, ohne ihm Zugang zu einem Arzt zu gewähren? Wenn Nelio nicht mehr sprechen konnte, wer würde mir glauben, daß es sein eigener Wunsch gewesen war, auf diesem Dach zu bleiben? Niemand. Vermutlich würde man mich auf die Straße zerren, die Polizei würde den Blick abwenden, und man würde mich totschiagen, steinigen, mit Benzin übergießen und verbrennen.

Aber ich sagte nichts zu Frau Muwulene. Mir kam es so vor, als sei es schon zu spät. Ich hatte die Verantwortung für Nelio übernommen, und die würde ich allein tragen müssen, bis er mich bat, ihn vom Dach herunterzubringen. Nach meinem Besuch bei Frau Muwulene ging ich auf den großen Markt und kaufte Lebensmittel ein. Ich kaufte ein gebratenes Hühnchen und Gemüse, für etwas anderes reichte mein Geld nicht. Auf dem Markt herrschte Unruhe. Auch wenn keine Straßenkinder herumliefen und nach Nelio suchten, gab es viele Hungrige, die bettelten, viel mehr, als ich früher je gesehen hatte. Ich wußte, daß ununterbrochen Flüchtlinge in die Stadt kamen. Die Banditen griffen überall im Land an, es hieß, die Soldaten der jungen Revolutionäre würden fliehen, wenn die Banditen kamen, und

immer mehr Menschen waren gezwungen, ihr Zuhause Hals über Kopf aufzugeben. Ich dachte an das, was Nelio mir erzählt hatte, und ich begriff etwas von dem entsetzlichen Schicksal, das mein Land heimgesucht hatte. Der andauernde Krieg riß Familien auseinander, manchmal stand Bruder gegen Bruder, und hinter allem, was geschah, gab es unsichtbare Hände, die an den Fäden der Banditen zogen. Es waren die Weißen, die einst das Land hatten verlassen müssen und jetzt an ihrer Rückkehr arbeiteten. Vor meinem inneren Auge sah ich, wie Dom Joaquims Standbilder wiederum auf unseren Plätzen stehen würden, und mich ergriff ein plötzlicher Zorn über dieses ganze Geschehen. Es hatte nicht nur Nelio in eine heimatlose Leere ausgeschleudert, es hatte ein ganzes Volk in die Flucht gejagt, unschuldige, einfache Menschen, die nie etwas anderes gewollt hatten, als in Frieden miteinander zu leben, Menschen, die keinen Fremden hungrig an ihrem Zuhause vorbeigehen ließen. Als ich vom Markt in die Bäckerei zurückkehrte, erschien mir die Stadt in einem neuen Licht. Sie war die letzte Festung, die wir zu verteidigen hatten, vor Banditen und Standbildern, die uns zu vernichten drohten.

Ich fragte mich, wie es weitergehen sollte. Ohne daß ich es mir selber erklären konnte, wurde es für alle in der Stadt wichtig, daß Nelio auf dem Dach der Bäckerei lag, und daß er immer noch lebte. Die Geschichte, die er mir erzählte, war eine Geschichte, die uns allen gehörte.

Von einem Straßenkind, das Hemden feilbot, kaufte ich eins für mein restliches Geld. Es war billig, und ich fühlte, daß es von schlechter Qualität war. Aber ich wollte nicht, daß Nelio weiter im gleichen Hemd daliegen mußte. Es war verschwitzt und schmutzig und ich brauchte Zeit, um es zu waschen. Als ich in die Bäckerei zurückkam, schlich ich sofort aufs Dach, um nachzusehen, ob Nelio noch schlief. Zu meiner Überraschung entdeckte ich eine graue Katze,

die sich am Fußende seiner Matratze zusammengerollt hatte. Erst dachte ich, es wäre besser, sie zu verjagen, sie war bestimmt voller Flöhe. Aber dann ließ ich sie doch liegen. Nelio schlief tief und fest, und seine Stirn war nicht mehr so heiß wie im Morgengrauen. Ich setzte mich an den Schornstein und betrachtete ihn. Noch immer fand ich es schwer zu sagen, ob ich einen Zehnjährigen vor mir hatte oder einen sehr alten Mann.

In der Abenddämmerung erhob sich die Katze plötzlich von der Matratze und schlich lautlos in der Dunkelheit über die Dächer davon. Nelio schlief und schlief. Ich aß die Hälfte der auf dem Markt eingekauften Mahlzeit und ging dann hinunter in die Bäckerei, um die Arbeit der Nacht zu beginnen. Während ich den Teigmischer überwachte, er war neu und hatte noch nicht gelernt, in welcher Reihenfolge Mehl, Eier, Zucker, Wasser und Butter zu vermengen waren, sann ich darüber nach, ob ich Nelio von den Ereignissen des Tages berichten sollte. Ich war unsicher, wie er reagieren würde. Würde es ihn freuen, daß man ihn vermißte? Oder würde es ihn niedergeschlagen machen? Offen gestanden hoffte ich vielleicht mehr als alles andere, es würde dazu führen, daß er mir erzählte, was passiert war, wer versucht hatte ihn zu töten.

Die ganze Zeit war ich sicher gewesen, daß es keine verruchten Kugeln waren. Es war ein mir unbekannter Diener des Bösen, der seine Waffe gegen Nelio gerichtet hatte. Ich hatte überlegt, ob vielleicht der Mann mit den fest zusammengekniffenen Augen seinen Spuren in die Stadt gefolgt war und Nelio jetzt gefunden hatte. Aber ich konnte nicht glauben, daß es so war. Es erklärte auch nicht, warum es auf der beleuchteten Bühne des Theaters passiert war, mitten in der Nacht.

Ich schimpfte mit dem Teigmischer, der faul war und kein Interesse an seiner Arbeit zeigte. Ich drohte ihm, mich

bei Dona Esmeralda über ihn zu beklagen. Aber er lachte mich nur aus, summt eintönige Lieder, die er erfand, während er Mehl und Wasser nachlässig zusammenrührte. Endlich konnte ich ihn dann nach Hause schicken, kurz nach Mitternacht. Ich machte die ersten Brote fertig und füllte die Bleche. Als sie im Ofen waren, eilte ich wieder aufs Dach. Es wehte ein stiller Wind vom Meer. In der Ferne sah ich Blitze von einem Gewitter, das vorüberzog.

Nelio war wach, als ich kam. Er lächelte. Ich gab ihm von dem Essen, das ich gekauft, und vom Wasser, das ich mit Frau Muwulenes Kräutern gemischt hatte.

- Ich habe lange geschlafen, sagte er. Und ich habe geträumt. Ich bin noch einmal meine alten Wege gegangen. Ich habe geträumt, daß ich Yabu Bata wiedersehe.

- Hatte er seinen Pfad gefunden? fragte ich vorsichtig.

Nelio sah mich verwundert an.

- Wieso hätte ich ihn danach fragen sollen? sagte er. Yabu Bata suchte seinen Pfad in der Wirklichkeit. Wozu ihn fragen, wenn ich ihm im Traum begegnete?

Jetzt, ein Jahr nach den Begebenheiten auf dem Dach, den Nächten, bevor Nelio starb und ich die denkwürdige Erklärung für alles bekam, was geschehen war, kann ich noch immer nicht behaupten, ich hätte verstanden, was Nelio mir auf meine Frage nach Yabu Batas Pfad antwortete. Ich ahne, daß er mir etwas Wichtiges mitzuteilen versuchte. Aber mein Hirn war noch nicht reif dafür, mich durch all seine Worte hindurchsehen zu lassen. Manchmal bezweifle ich, daß meine Zeit ausreichen wird, um diesen Moment zu erleben.

Ich wechselte den Verband. Als ich sah, daß die Wunden noch schwärzer geworden waren, konnte ich meine Furcht nicht verbergen. Ich meinte auch, den schwachen Geruch des Todes wahrzunehmen, der schon aus den entzündeten Wunden stieg.

- Ich muß dich ins Krankenhaus bringen, sagte ich.
- Noch nicht, entgegnete Nelio. Ich werde dir sagen, wenn es soweit ist.

Seine Worte waren so bestimmt, daß ich nicht protestieren mochte. Die eigentümliche Aura von unwidersprechlicher Selbstverständlichkeit, mit der Nelio sich stets umgeben hatte, seit er aus dem Reiterstandbild gekrochen war und sich der Welt gezeigt hatte, war ihm treu geblieben, obwohl er jetzt sehr krank war.

In der folgenden Nacht, der vierten, sprach er besonders viel von dem Standbild, das sein Zuhause in der Stadt geworden war und der geheime Raum, zu dem er in seinen Gedanken stets zurückkehren konnte.

Nelio betrat die Stadt in der Morgendämmerung am Tag nach seiner Ankunft. Die Nacht hatte er am Strand verbracht, unter einem umgedrehten Fischerboot. Er folgte dem Strom von Menschen, überfüllten Lastwagen, rostigen Bussen, Karren und Autos ins Innere der Stadt. Er staunte über die hohen Häuser und fürchtete, die Menschen, die er hinter zersprungenen Fensterscheiben auftauchen sah, würden herausfallen und auf seinem Kopf landen. Er schloß sich den Menschenströmen an, ohne ein Teil davon zu werden, ließ sich mit ihnen treiben und überlegte, wohin er eigentlich unterwegs sei. Diese ersten Tage in der Stadt blieben ihm als ununterbrochene Wanderung in Erinnerung, durch Tag und Nacht, anfangs verwirrend und erschreckend, dann immer lustvoller, und schließlich wie das Gefühl, in ein Zentrum gelangt zu sein, wo sich alles abspielte, alle Geschehnisse, alle Menschen in einem einzigen Punkt versammelt waren. So lernte er die Stadt kennen. Er fischte Essensreste aus Mülltonnen, lernte zu überleben, indem er es den anderen Kindern nachtat, die genau wie er auf der Straße lebten.

Die ersten Nächte schlief er auf einem Friedhof am Stadtrand. Bei dieser Gelegenheit glaubte er auch einen Freund zu finden und erlebte eine große Enttäuschung. Am ersten Tag, der zugleich der längste gewesen war, hatte er sich an seinen nackten Füßen viele Wunden geholt, da er es nicht gewöhnt war, auf Asphalt und rauhem Pflaster zu gehen. Außerdem war er mehrmals gestolpert und in die Löcher gefallen, von denen es auf den Straßen und Gehsteigen wimmelte. Er lernte, daß er sich ständig entscheiden mußte, ob er die ausgestellten Waren in einem Schaufenster betrachten oder weitergehen wollte. Wenn er interessiert einen hitzigen Streit zwischen einem Mann und einer Frau verfolgte, konnte er sich nicht gleichzeitig vorwärts bewegen.

Bei Einbruch der Dämmerung befand er sich an der Peripherie der Stadt. Hinter einem halb eingestürzten Gittertor in einer Mauer sah er einige Bäume. Er dachte, er könnte da hinaufklettern, falls die Stadt irgendwelche Raubtiere beherbergte, die nachts die Obdachlosen jagten. Doch als er vorsichtig durch das Tor geschlichen war, hatte er entdeckt, daß er sich auf einem Friedhof befand. Er glich überhaupt nicht dem Platz, an dem sie in dem verbrannten Dorf ihre Toten beerdigt hatten, den einfachen, aufgeworfenen Erdhügeln, vielleicht mit zwei zusammengeknöteten Stöcken geschmückt, die ein Kreuz bildeten. Hier waren die Gräber gemauert, mit eingegossenen und zersprungenen, halb verwitterten Fotografien in Porzellan. Ein Großteil der Gräber war zerfallen. Es schien, als befände er sich auf einem Friedhof für tote Grabmäler, nicht für Menschen, die mit ihren Geistern wiedervereint waren. Einige von den Gräbern waren so groß, daß sie kleinen Häusern glichen, alle mit weißen Gipskreuzen versehen, manche mit Eisengittern vor ihren Öffnungen. Er war sehr müde gewesen, zwischen den Gräbern hatte er andere Menschen gesehen, die sich unter Decken oder zerschnittenen Pappkartons zusam-

menrollten. Vor den Grabhäusern kochten Frauen Essen über Feuern, während ihre Familien im Hintergrund warteten. Nelio sah ein, daß der Baum, den er von der Straße gesehen hatte, zum Erklettern nicht groß genug war. Eins der Grabhäuser, das fast ganz verfallen war, wirkte verlassen. Er kroch hinein und kauerte sich im Dunkel zusammen. Gleich darauf schlief er ein, in der sicheren Überzeugung, daß er von Menschen und Geistern umgeben war, die ihm nichts Böses wollten.

Als er früh morgens aufwachte, entdeckte er, daß er nicht allein in dem verschmutzten Grabhaus war. Gegenüber an der Wand lag ein Mann. Er schlief auf einer Matratze und hatte eine Decke bis zum Kinn hochgezogen. Auf einen Bügel hatte er seine Kleider gehängt, einen Anzug, ein weißes Hemd und einen Schlips zum Umbinden. Sogar ein Rasierspiegel war in die Wand des Grabhauses eingesetzt, wo ein Ziegelstein herausgefallen war. Leise setzte Nelio sich auf, zum Rückzug bereit, als er plötzlich den Fuß des Mannes entdeckte, der unter der Decke herausragte. Erst dachte er, der Mann schliefe mit Schuhen an den Füßen. Dann, als er sich behutsam vorbeugte und genauer hinschaute, merkte er, daß es keine richtigen Schuhe waren. Der Mann hatte Schuhe auf seine Füße gemalt, weiße Schuhe mit roten Borten und blauen Schnürsenkeln. Verblüfft betrachtete Nelio den ausgestreckten Schuhfuß. Im selben Moment erwachte der Mann mit einem Ruck und setzte sich auf. Er war klapperdürr und hatte scharfe, stechende Augen. Nelio hatte das Gefühl, er hätte sich aus dem Schlaf gerissen wie ein Ringer aus dem Griff des Gegners.

- Wer bist du? fragte der Mann. Du lagst heute nacht hier, als ich nach Hause kam. Ich wollte dich nicht wecken. Obwohl es mein Haus ist. Ich bin ein freundlicher Mann.



- Ich wußte nicht, daß hier jemand sein Zuhause hat, erwiderte Nelio.

- In allen Häusern der Stadt hat jemand sein Zuhause, gab der Mann zurück. Hier gibt es so viele Menschen und so wenig Häuser.

- Dann will ich jetzt gehen, sagte Nelio.

- Wieso starrst du meine Schuhe an? fragte der Mann.

- Ich dachte, es wären Füße, antwortete Nelio. Aber jetzt sehe ich, daß ich mich getäuscht habe.

- Ich schlafe immer in meinen Schuhen, sagte der Mann. Sonst ist die Gefahr groß, daß jemand sie stiehlt. Um meine Schuhe zu stehlen, muß der Dieb leider auch meine Füße abhacken. Das wäre ein großes Unglück.

Dann zeigte er Nelio, daß er den Bügel, auf dem der Anzug hing, durch eine Schnur mit seinem Zeigefinger verbunden hatte. Hätte jemand nachts den Anzug zu stehlen versucht, wäre er aufgewacht.

- Du kannst mich Senhor Castigo nennen, sagte der Mann, stand auf und zog sich an. Hast du einen Namen? Kannst du irgend etwas? Oder bist du so träge und unwissend wie alle anderen Menschen?

- Ich heiße Nelio.

Dann überlegte er, was er eigentlich konnte.

- Ich kann Koffer auf dem Kopf tragen, antwortete er.

Senhor Castigo betrachtete ihn amüsiert.

- Ein ausgezeichnete Beruf, meinte er. Die Welt braucht Menschen, die imstande sind, Koffer auf ihren Holzköpfen zu balancieren. Kannst du einen Spiegel halten, ohne ihn fallen zu lassen?

Nelio hielt den Spiegel, während Senhor Castigo kunstvoll seinen Schlips band.

Als er fertig war, nickte er dem Spiegel zufrieden zu, hängte ihn zurück an die Wand und faltete seine Decke zusammen. Dann gab er Nelio ein Zeichen, ihm zu folgen.

Kurz bevor sie das Tor passierten, das schief in seinen Angeln hing, blieb der Mann mit den gemalten Schuhen stehen und sah ihn an.

- Du bist zu sauber, sagte er schließlich, beugte sich herunter und nahm Erde in die Hände, die er Nelio dann ins Gesicht schmierte. Nelio setzte sich zur Wehr, doch Senhor Castigo packte ihn hart am Arm.

- Willst du leben, willst du überleben, oder was willst du? fragte er. Ich sehe dir an, daß du erst kürzlich in die Stadt gekommen bist. Jetzt gebe ich dir die Möglichkeit zu überleben. Wenn du tust, was ich sage. Verstehst du?

Nelio nickte.

- Geh ein paar Schritte hinter mir, fuhr Senhor Castigo fort. Wir kennen uns nicht. Bleib stehen, wenn ich stehenbleibe, geh, wenn ich gehe. Merk dir das erst mal. Alles Weitere bringe ich dir später bei.

Sie gingen in die Stadt hinein. An einer Straßenecke blieb Senhor Castigo stehen und kaufte eine Zwiebel. Nelio tat, wie ihm geheißen, er blieb im Abstand von ein paar Metern stehen, dann folgte er wieder dem Mann mit den aufgemalten Schuhen. Sie gingen die steilen Hänge hinab, bis sie eine der großen Straßen erreichten, die Nelio vom vergangenen Tag wiedererkannte. Sie kamen an einem Café vorüber, wo viele weiße Menschen saßen und aus Gläsern und Tassen tranken. Als sie das Café hinter sich gelassen hatten, zog Senhor Castigo Nelio plötzlich in ein dunkles Treppenhaus, wo es nach Urin stank.

- Koffer auf dem Kopf zu tragen ist eine ehrliche Arbeit, die einem Menschen wohl ansteht, sagte Senhor Castigo lächelnd. Aber jetzt werde ich dich die Grundlage aller menschlichen Arbeit lehren, die ehrenwerteste Beschäftigung, die ein Mensch haben kann.

- Die will ich gern lernen, erwiderte Nelio.

- Betteln, fuhr Senhor Castigo fort. Durch seinen Schmutz

und sein Elend und seinen Hunger Mitleid erregen. Seinen Mitmenschen zur Freigebigkeit verhelfen. Jetzt gehst du hinaus auf die Straße. Wenn weiße Menschen vorbeikommen, streckst du die Hand aus, weinst und bittest um Geld. Für Essen, für deine Geschwister, für die du die Verantwortung trägst. Dein Vater ist tot, deine Mutter ist tot, du bist ganz allein auf der Welt. Kapierst du?

- Meine Mutter lebt, hatte Nelio protestiert. Mein Vater hoffentlich auch.

Da hatte Senhor Castigo einen Wutanfall bekommen. Seine Augen flammten.

- Willst du leben, willst du überleben, oder was willst du? brüllte er, während er Nelio schüttelte, und seine Hand schloß sich wie eine Klaue um seinen Arm. Wenn ich sage, sie sind tot, dann sind sie tot. Jetzt, in diesem Augenblick, wenn du bettelst.

- Ich kann nicht ohne Grund weinen, sagte Nelio.

Senhor Castigo zog die Zwiebel aus der Tasche, riß sie mit den Zähnen auf und packte Nelio hart im Nacken. Er rieb ihm die Augen mit der Zwiebel, bis sie brannten und schmerzten und sein Blick in Tränen schwamm. Dann stieß er Nelio hinaus auf die Straße. Er versuchte, zu tun, wie ihm geheißen, er streckte seine Hand zu den Weißen aus, die vorbeikamen, er versuchte murmelnd zu erklären, er hätte seit Tagen nichts gegessen, seit einer Woche, seit einem Monat. Eine Frau blieb abrupt stehen, sie war sehr dick und ihre Haut war ganz rosig.

- Jetzt lügst du, sagte sie. Hättest du seit einem Monat nichts gegessen, wärest du schon längst tot.

Dann ging sie, ohne ihm etwas zu geben.

Senhor Castigo hielt sich im Hintergrund. Jedesmal, wenn jemand stehenblieb und anfang, in den Taschen zu kramen, um Nelio einen Schein zu geben, näherte er sich, als wollte er gerade vorbeigehen, und zog sich dann rasch wie-

der in den Hintergrund zurück, aus dem er aufgetaucht war.

Erst später begriff Nelio, was eigentlich passierte. Mitten am Tag, als die Hitze sehr stark war und Nelio vor Müdigkeit und Wassermangel schwankte, sagte Senhor Castigo, sie würden jetzt eine Pause machen. Sie gingen hinunter ins Hafenviertel, das Nelio tags zuvor aus der Ferne gesehen hatte. Vor der Öffnung in einer Hauswand hing ein Vorhang aus weißen Plastikstreifen, den Senhor Castigo zur Seite schob. Drinnen im Raum war es dunkel. Nelio sah nur verschwommen, da seine Augen immer noch brannten. Eine Frau, die zahnlos und schmutzig war und roch wie vergorener Wein, brachte eine Flasche Bier und einen Teller mit Essen für Senhor Castigo. Er bestellte für Nelio ein Stück Brot und Wasser. Zum Bezahlen zog er eine Brieftasche aus der Tasche und lächelte.

- Erinnerst du dich an den Mann mit dem blauen Hut, der dir nichts geben wollte? fragte er.

Nelio nickte. Als er die Brieftasche sah, ahnte er etwas, ohne es schon ganz zu verstehen. Während der Mahlzeit hatte Senhor Castigo so viel getrunken, daß er ganz berauscht war. Es bereitete Nelio wachsendes Unbehagen, sich in seiner Gesellschaft zu befinden. Er wußte zwar nicht, was tun, aber betteln wollte er nicht. Ihm leuchtete nicht ein, daß es die ehrenhafteste Beschäftigung sein sollte, die ein Mensch ausüben konnte. Wieso hatten dann alle Menschen in dem verbrannten Dorf mit Verachtung und Mitleid von den Bettlern gesprochen? Die Gefühle waren oft schwer auseinanderzuhalten.

Plötzlich zog Senhor Castigo noch einen Geldbeutel aus der Tasche, und noch einen, diesmal ein rotes Portemonnaie, das einer Frau gehört hatte. Nelio begriff, ohne zu durchschauen, wie er dabei vorging, daß der Mann mit den aufgemalten Schuhen ein Taschendieb sein mußte. Deswe-

gen hatte er sich den Menschen genähert, die stehenblieben, um Nelio Geld zu geben, und sich dann wieder rasch zurückgezogen. Sofort beschloß Nelio, Senhor Castigo davonzulaufen. Es mußte eine andere Möglichkeit für ihn geben, in der Stadt zu überleben. Doch es war, als hätte der Mann auf dem Stuhl gegenüber Zugang zu seinen Gedanken. Er beugte sich über den Tisch, packte Nelio mit einer Hand am Kinn und sah ihn mit blanken Augen an.

- Vergiß es, sagte er. Bilde dir bloß nicht ein, du könntest weglaufen. Was du auch tust, ich finde dich. Jeder Polizist hier in der Stadt ist mein Freund. Wenn ich ihnen sage, sie sollen nach dir suchen, dann tun sie es. Vergiß es.

Er ließ ihn los, schüttete weiter Bier in sich hinein und plünderte die Geldbörsen. Die zahnlose Frau stellte sich daneben und sah zu. Hin und wieder versuchte sie sich ein paar Scheine zu schnappen, aber Senhor Castigo paßte genau auf und schlug ihr jedesmal auf die Hand. Es war wie ein brutales Spiel zwischen den beiden. Nelio hatte sich auf seinen Stuhl zurückgezogen, so weit in den Schatten wie möglich. Ihm kam es merkwürdig vor, daß ein Dieb mit der Polizei gut Freund sein sollte. Vielleicht war es in der Stadt genau umgekehrt wie sonst, überlegte er. Aber trotzdem war er sicher, daß Senhor Castigo ihm mit seinen Worten hatte angst machen wollen. Wenn er nicht weglief, würde alles noch schlimmer werden. Bald würde er blind sein von all den Zwiebeln, die ihm in die Augen gerieben wurden.

Die Gelegenheit bot sich, als Senhor Castigo ihm gegenüber am Tisch eingeschlafen war. Der Kopf war nach hinten an die Wand gesunken, er schnarchte mit offenem Mund. Die zahnlose Frau war in ein Hinterzimmer verschwunden, aus dem es nach verbranntem Fett roch. Vorsichtig stand Nelio auf und bewegte sich rückwärts zur Tür hin. Behutsam schob er den Plastikvorhang beiseite. Ein Sonnenstrahl streifte flüchtig Senhor Castigos Gesicht, aber er

wurde nicht wach. Sobald Nelio draußen auf der Straße war, rannte er los. Jeden Moment erwartete er, daß Senhor Castigos Hand ihn am Nacken packte. Oder der Mann mit den zusammengekniffenen Augen, der aus dem Totenreich zurückgekehrt war, um Rache zu üben. Oder der Mann ohne Zähne. Nelio rannte aus Leibeskräften. Erst als er weit weg war, verschluckt von den Menschenmassen, die sich ständig vor dem großen Markt stauen, blieb er stehen und schnappte nach Luft. Er trank Wasser aus einer der geborstenen Fontänen, fing den Wasserstrahl auf, der dem künstlichen Fisch aus dem Mund spritzte, und wusch sich den Schweiß vom Gesicht. Die ganze Zeit versuchte er, sich unsichtbar zu machen. Er spähte nach allen Seiten und dachte, Senhor Castigo wäre ihm bestimmt auf den Fersen. Um den Markt herum wimmelte es auch von Polizisten. Nelio entdeckte, daß sie die gleichen Waffen hatten, die er die Banditen hatte tragen sehen. Wie war es möglich, daß Polizisten und Banditen die gleichen Waffen hatten? Stimmt es etwa, daß die Polizisten mit dem Taschendieb im Bunde waren? Als die Polizisten zu nahe an die Fontäne kamen, machte er sich davon. In den Taschen hatte er die erbettelten Geldscheine. Als er sie zählte, stellte er fest, daß es ein Viertel von dem war, was er von Yabu Bata für den Hosenskauf bekommen hatte. Für zwei Tage würde es reichen, wenn er so wenig wie möglich aß. Zwei Tage lang würde er wie ein Bettler leben. Dann mußte er entscheiden, was er tun sollte, um zu überleben.

Er folgte einer der langen Straßen stadtauswärts am Strand entlang. Sie war gesäumt von Palmen und verwiterten Bänken. Vom Meer her kam eine kühle Brise, und die Palmen spendeten Schatten. Er sah eine Treppe, die direkt hinunter zum Meer führte. Dort setzte er sich hin und tauchte seine wunden Füße ins Wasser. Aber er wagte es nicht, lange zu bleiben. Wenn Senhor Castigo ihn entdeckte, wäre

er verloren. Ihm bliebe nur der Ausweg, sich ins Meer zu stürzen.

In dieser Nacht schlief er in einem rostigen Auto, das auf einer Straße am Stadtrand stand. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß niemand anders da war, kroch er in das hinein, was vom Rücksitz übrig war, und versuchte es sich so bequem wie möglich zu machen. Um ihn herum raschelten Ratten. Er schlief unruhig, die Träume tasteten nach ihm wie zudringliche Finger. Er sah seinen Vater im Traum, und das Dorf war da, unzerstört. Irgendwo in der Nähe war auch seine Mutter, obwohl er sie noch nicht sehen konnte. Es war einer dieser klaren, wolkenlosen Tage gewesen. Aber etwas hatte nicht gestimmt, es hatte sich angefühlt wie ein kalter Windstoß. Erst hatte er nicht gewußt, was es war. Dann hatte er gemerkt, daß die Sonne weg war. Er hatte zum Himmel aufgesehen. Das Licht war sehr stark gewesen, aber es hatte keine Quelle gehabt. Es war, als hätte jemand die Sonne ausgeschnitten, sie vom Himmel heruntergeholt. Aber woher kam dann das Licht? Im selben Moment hatte er gemerkt, daß eigentlich Nacht war, die Banditen waren gekommen, plötzlich war er von ihnen umringt, und er hatte versucht wegzurennen.

Er wachte davon auf, daß er sich an einer abstehenden Stahlkante im Auto das Knie anslug. Er sah einen herrenlosen Hund vor dem Wagen stehen und ihn betrachten. Von fern hörte er jemand lachen, ein Radio lief. Es mußte mitten in der Nacht sein. Der Traum stimmte ihn traurig. Er dachte, das Schwerste sei die Einsamkeit. Irgendwie würde er sich bestimmt etwas zu essen beschaffen, um zu überleben. Aber wie sollte er seine Einsamkeit heilen? In aller Frühe verließ er das Auto, doch eine Antwort hatte er nicht gefunden.

Noch am selben Tag entdeckte er das Standbild, das für die Zeit, die er in der Stadt lebte, sein Zuhause werden sollte. Bei seiner ziellosen Wanderung weg von dem drohenden Schatten von Senhor Castigo, auf der Jagd nach einem Heilmittel gegen die Einsamkeit, war er in einen Teil des Stadtzentrums gekommen, den er noch nicht kannte. Eingeklemmt zwischen den hohen Häusern hatte er einen kleinen offenen Platz entdeckt, einen beinah kreisrunden Marktplatz. In der Mitte stand ein hohes Reiterstandbild. Nelio hatte bisher weder ein Standbild noch ein Pferd gesehen. Erst dachte er, es wäre ein Esel. Aber als er sich erkühte, einen der alten Männer zu fragen, die im Schatten am Fuß des Standbilds saßen, ob es wirklich so große Esel gäbe, hatten sie ihn ausgelacht.

- Der größte Esel ist einer, der eine solche Frage stellt, hatten sie geantwortet und zufrieden gegluckst über ihre schlagfertige Bosheit. Nelio begriff, daß er eine gedankenlose Frage gestellt hatte. Er wußte aus Erfahrung, daß alte Männer großes Vergnügen daran fanden, junge Leute bei einer Dummheit zu ertappen. Einer der Alten, ein Mann mit Stock und rasselndem Husten, hatte ihm jedoch erklärt, es sei ein Pferd, ein arabisches *cavalo*, und der Mann, der auf dem Pferd saß, sei ein berühmter Heerführer, der zu den Ahnen des berüchtigten Gouverneurs Dom Joaquim gehörte. Außerdem hatte er erfahren, daß es nicht recht geklappt hatte mit der Kampagne der jungen Revolutionäre, die Standbilder abzureißen und zu entfernen, die auf unliebsame Weise an die Zeit erinnerten, die jetzt vorbei war.

- Aber Standbilder rottet man nicht aus, sagte der alte Mann gedankenvoll. Man rottet ein Standbild nicht aus, wie man ein Insekt zertritt. Man kann sie abtransportieren, sie einschmelzen. Aber ausrotten kann man sie nicht.

Nelio erfuhr, daß man das Standbild vergessen hatte. Später war ein großer Streit entbrannt, wer eigentlich die



Verantwortung dafür trage, und dieser Streit dauerte noch an. Unterdessen hatte man das Standbild stehenlassen. Nelio umkreiste es, ein ums andere Mal. Der Mann, der auf dem Pferd saß, hatte einen Helm auf dem Kopf und ein gezücktes Schwert, das er auf einen Laden mit indischen Stoffen auf der anderen Seite des Platzes richtete. Nelio ließ sich am Sockel des Standbilds nieder, in gebührendem Abstand von den alten Männern, und dachte, daß er hier, bei dem vergessenen Standbild, bleiben wollte. Der kleine Marktplatz, auf dem die Menschen plötzlich nicht mehr rannten, sondern statt dessen langsam und würdevoll gingen, wo es wenig Autos gab und der Lärm der Stadt von den hohen Häusern gedämpft wurde, welche den Platz umgaben; hier wollte er bleiben. Es war wie die Ruhe hinter den Sanddünen am Meer, wo er auf seiner langen Wanderung in die Stadt geschlafen hatte. Oder eine Lichtung in den Wäldchen aus schwarzen Bäumen, die es in der Nähe seines Dorfes gegeben hatte. Den ganzen Nachmittag saß er am Fuß des Standbilds, rückte gleichzeitig mit den alten Männern weiter, wenn der Schatten sich bewegte, und beobachtete, was auf dem Platz geschah. Er sah die indischen Händler und ihre Frauen mit Schleiern über Haar und Schultern regungslos in der Türöffnung ihrer dunklen Läden auf Kunden warten. Im Schatten unter den hohen Akazien saßen Frauen auf ihren Bastmatten und hatten kleine Pyramiden aus Obst, Gemüse und *cassava*-Wurzeln angebaut, die sie feilboten. Um sie herum krochen ihre Kinder. Schief eine der Frauen in der Wärme ein, übernahm sofort eine der anderen Frauen die Aufsicht über ihr Kind. Oft saßen sie still da, mitunter sangen sie, ab und zu brach ein lautstarker Streit aus, der ebenso rasch endete, wie er aufgeflammt war. Nelio verstand nicht alles, was sie sagten, ihre Sprache war so anders als die seine. Aber den verächtlichen Kommentaren der alten Männern entnahm er, daß

die Frauen getreu ihrer Natur über lauter Belanglosigkeiten stritten. Anschließend fingen die alten Männer einen Streit darüber an, was im Leben als wertvoll zu erachten sei.

Gegenüber dem Marktplatz befand sich eine kleine Kirche, wo ein schwarzberockter Priester regelmäßig aus der Tür spähte, als erwarte er, daß die Kirche unerwarteten Besuch von unruhigen Seelen erhalten könnte, die Trost brauchten. Doch keiner kam, und er schlug die Tür zu, um nach einer Weile wieder herauszuschauen. Der Priester war ein weißer Mann, bärtig, aber ohne ein Haar auf dem Kopf.

In den übrigen Häusern am Markt wohnten Menschen, viele Menschen. Überall hing Wäsche, Kinder plärren und spielten auf den Gehsteigen. Wenn sie zu laut wurden, drohten ihnen die alten Männer mit der Faust, aber die Kinder merkten es kaum. Bei mehreren Gelegenheiten spürte Nello eine brennende Lust, zu ihnen hinüberzulaufen und an ihrem Spiel teilzunehmen. Doch er wußte, das war für ihn vorbei. Als er in die Stadt kam, hatte er seine Kindheit, sein eigenes Alter, wie eine unsichtbare Hülle an dem Strand abgelegt, wo er die letzte Nacht geschlafen hatte, bevor ihn die Straßen verschlangen. Daß er mit den alten Männer im Schatten des Reiterstandbilds saß, war ein Zeichen der großen Veränderung, die in der Nacht eingetreten war, als die Banditen das Dorf niederbrannten. Hier auf dem offenen Platz meinte er zum ersten Mal, die Unruhe in den Griff zu bekommen, die ihn erfüllte. Es war, als hätte er mitten in der Stadt ein Dorf gefunden.

Am selben Abend hatte er auch sein Zuhause gefunden. Die alten Männer waren nach und nach aufgestanden und hatten sich in der Dunkelheit davongemacht, zu den Schlupfwinkeln, wo sie ihre Nächte verbrachten. Die Sonne war untergegangen, die indischen Händler hatten zögernd, fast

traurig einsehen müssen, daß die letzten Kunden gegangen waren, hatten ihre Türen verriegelt und die schweren Gittertüre zugezogen. Statt ihrer erschienen die schwarzen Nachtwächter, in langen, zerschlissenen Mänteln, und packten ihre Tüten mit Decken und fettigen Hühnerkeulen aus. Sie zündeten ihre Feuer an und kochten Tee. Erst als die indischen Händler in ihren Autos abgefahren waren, hatten sie gegessen und sich dann zum Schlafen hingelegt. Die Kinder stellten ihre Spiele ein, von ihren Müttern hereingerufen, die Wäsche wurde von der Leine genommen, der Duft von Curry und Piri-piri vermischte sich mit dem Wind vom Indischen Ozean. Schließlich blieb Nelio allein am Sockel des Reiterstandbilds zurück. Seine Abendmahlzeit war ein Stück Hühnerfleisch gewesen, das er von einem Mann gekauft hatte, der seine Küche über dem Kohlenfeuer in einer alten Öltonne hatte. Er wollte den Platz nicht verlassen, den er gefunden hatte, nachdem er Senhor Castigo entwischt war, und ihm kam der Gedanke, daß man die Geheimnisse der Welt nur entdeckte, wenn man flüchtete, sonst blieben sie einem verborgen.

In der Dämmerung gewahrte er plötzlich eine Luke unter dem Bauch des Pferdes, gleich neben dem erhobenen Vorderbein. Als er an dem rostigen Griff zog, öffnete sie sich, und er merkte, daß dem Standbild die Eingeweide fehlten, da war nur ein leerer Raum. Er kroch in das Pferd hinein. Schwache Lichtstrahlen, wie von Sternen, leuchteten durch die Nüstern des Pferdes und die Augenhöhlen des behelmten Schwertmannes. Er wußte sofort, daß er sein Zuhause gefunden hatte. Das Standbild war so groß, daß er in seinem Inneren aufrecht stehen konnte. Er empfand große Freude über sein neues Heim. Über seinem Kopf würde immer ein Mann mit einem gezogenen Schwert sein, der über ihn wachte. Im Inneren des Pferdes würden seine Träume sicher reisen können. Hier würde er erwachsen werden,

sich eine Frau nehmen, seine Kinder heranwachsen sehen. Seine Gedanken waren zahlreich in dieser Nacht. Die Unruhe ließ langsam nach. Als er schließlich einschlief, ruhte sein Kopf am linken Hinterbein des Pferdes, und das gekrümmte Knie war ein Kissen in seinem Nacken.

Im Morgengrauen erwachte er davon, daß ein Mann vor dem Standbild wie verrückt lachte. Als er aus der Luke unter dem Pferdebauch kroch, sah er, daß es der schwarzberockte Priester war, der vor der Tür der kleinen Kirche unruhig auf und ab ging. Er fuchtelte mit den Armen und führte ein gemurmelttes Gespräch, als wäre er nicht allein, sondern hätte einen unsichtbaren Menschen an seiner Seite. Er schimpfte, gestikulierte wütend und brach mitunter in sein wahnsinniges Gelächter aus. Nelio dachte, er würde mit den bösen oder unseligen Geistern schimpfen, die sich nachts vor seiner Kirche versammelt hatten. Aber später, als die alten Männer ihre Plätze im Schatten des Sockels am Standbild wieder eingenommen hatten, erfuhr er, daß der alte Priester, Manuel Oliveira, vor vielen Jahren um den Verstand gekommen war. Als die jungen Revolutionäre die Macht ergriffen hatten und in die Stadt einmarschierten, war er auf der Stelle dem Wahnsinn verfallen, ob aus Angst oder Wut, blieb jedoch ungewiß. Von der Kanzel hatte er so rasende Verdammungspredigten über die jungen Revolutionäre gehalten, daß niemand von der alten Gemeinde schließlich seine Messen zu besuchen wagte, aus Angst, sie würden von der Sicherheitspolizei verhaftet, welche die jungen Revolutionäre sofort eingerichtet und mit weitgehenden Befugnissen ausgestattet hatten, Andersdenkende zu überwachen und festzunehmen, besonders solche, die der Ansicht waren, die Kolonialzeit sei die gute alte Zeit gewesen.

Manuel Oliveira hatte jedoch seine Predigten fortgesetzt,

wenn auch vor leeren Bänken. Zuweilen hatte jemand von der Sicherheitspolizei seine ausgedehnten Messen besucht, worauf Manuel, beflügelt von seinem Gegenüber, die Intensität seiner heftigen Angriffe verstärkt hatte. Anfangs hatte man Nachsicht gehabt mit dem alten Priester, der vergreist und dem Wahnsinn anheimgefallen war. Man hatte sich damit begnügt, den Besuch der Kirche allgemein zu verbieten, und ließ ihn im leeren Raum predigen. Doch als er angefangen hatte, draußen zu predigen, auf einer Holzkiste vor der Kirchentür, war das Maß voll. Man hatte Manuel Oliveira in ein Umerziehungslager für Andersdenkende in den fernen nördlichen Provinzen geschickt. Kurzfristig hatte man ihm auch gedroht, ihn auf der Treppe seiner Kirche zu erschießen, wenn er seine irrwitzigen Ausfälle gegen die neue Ordnung nicht unterließe. Es hatte alles nichts gefruchtet. Zu guter Letzt hatte er in seine alte Kirche zurückkehren dürfen. Man dachte, er würde es irgendwann leid sein, was schließlich auch geschah. Jetzt verbrachte er die Tage schweigend in der Kirche, im ständigen, vergeblichen Warten darauf, daß sein Gott ihm erklärte, warum seine Kirche leer blieb und was eigentlich passiert war. Nur in den frühen Morgenstunden kehrten vage Reste seines früheren Wahnsinns zurück. Für die Nachtwächter war es das zuverlässige Signal zum Aufwachen, denn bald war die Rückkehr der indischen Händler zu erwarten. Sie würden beteuern, alles sei ruhig gewesen, und sie hätten nicht geschlafen, sondern die ganze Nacht hindurch entschlossene Wachsamkeit geübt. Dann, ungefähr wenn der Priester sich in die Stille seiner leeren Kirche zurückzog, packten die Nachtwächter ihre Decken zusammen und eilten zu der Arbeit, die sie tagsüber verrichteten. All das erzählten die alten Männer Nelio, und offenbar ahnte keiner, daß er in dem Standbild Unterschlupf gefunden hatte, das sie vor der Sonne schützte. Er beobachtete, wie eine der Frauen aus

dem Haus neben der Kirche eine Schüssel mit Essen vor die Kirchentür stellte, und wieder dachte er, es sei wie zu Hause in dem Dorf, das die Banditen niedergebrannt hatten.

In der Zeit, die nun folgte, lernte Nelio in der Stadt zu überleben, indem er die Augen offenhielt. Bei einer Gelegenheit sah er Senhor Castigo wieder, stark betrunken und mit fleckigem und zerrissenem Anzug. Er fürchtete ihn nicht länger.

Nelio verbrachte viel Zeit damit, Gleichaltrige zu beobachten, die auf der Straße lebten. Aus der Entfernung verfolgte er ihre Bemühungen, Autos zu waschen, zu betteln, zu verkaufen und zu stehlen, wo sich die Gelegenheit bot. Er lernte, wie die älteren Jungen über die jüngeren bestimmten, und er dachte, da gehöre er auch hin. Bei seinen Streifzügen durch die Stadt war er auch in Viertel gekommen, wo alles sehr still war, wo die Straßen nicht von Müll oder Löchern übersät waren. Große weiße Häuser, ohne Risse, lagen eingebettet in weitläufige Gärten, verborgen hinter hohen Eisenzäunen. Auch dort gab es Kinder, im gleichen Alter wie er selbst. Doch er entdeckte bald, daß sie ihn nicht wahrnahmen, ihre Augen sahen mitten durch ihn hindurch. Es waren die anderen, die wie er selbst lebten, um zu überleben, zu denen er gehörte.

Außerdem hatte er begriffen, daß es sehr schwer für Kinder war, die auf einmal auch auf der Straße auftauchten, sich hineinzudrängen und von denen akzeptiert zu werden, die schon da lebten und ihre Reviere bewachten. Viele wurden weggestoßen, geschlagen, zogen sich zurück, kehrten aber wieder, da sie keinen Zufluchtsort hatten. Ein Teil von ihnen verschwand irgendwann, und keiner fragte nach ihnen. Nelio lag wach im Bauch des Pferdes, den Kopf an das linke Hinterbein gelehnt, und sann darüber nach, ob es einen

besonderen Himmel für die Straßenkinder gab, die spurlos verschwanden. Eine Welt nur aus Straßenkindern, wo sie ihr eigensinniges, tanzendes, hungerndes und lachendes Leben fortsetzen könnten.

Nelio verstummte, beinahe mitten im Satz. Der Morgen nahte, der Himmel im Osten schimmerte schon in dem schwachen, rötlich gelben Licht, das die Sonne ankündigte. An seinem Gesicht konnte ich sehen, daß er sehr müde war, und ich dachte, er wäre schon in Schlaf gefallen, als er plötzlich wieder zu reden begann.

- Die Gelegenheit kam ganz überraschend. Eines Tages hatte ich die Möglichkeit, in eine Gruppe von Straßenkindern aufgenommen zu werden, du kennst sie, sie sind immer hier draußen auf der Straße. An einem Tag passierte etwas, das alles veränderte. Es war reiner Zufall, daß ich dabei war. Aber besteht das Leben nicht aus einer langen Kette von zufälligen Augenblicken?

Ich wartete auf eine Fortsetzung. Aber sie kam nicht. Nelio hatte die Augen geschlossen. Bald war er eingeschlafen. Sein Atem ging stoßweise. Ich fürchtete mich schon vor dem, was ich sehen würde, wenn ich seinen Verband wechselte. Trotzdem wußte ich, das Leben hielt ihn fest. Er würde mich nicht im Ungewissen darüber lassen, was geschehen war, als er Mitglied der Gruppe von Straßenkindern wurde, die auf der Straße vor dem Theater und der Bäckerei lebten und ihre Kunststücke machten.

Ich wußte, es gab eine Fortsetzung.

Ich stand auf, trat an den Rand des Dachs und sah auf die Stadt hinaus. Ich merkte, daß ich sehr müde war.

Später an diesem Tag, nachdem ich Frau Muwulene wieder meinen Besuch abgestattet hatte, begab ich mich zu dem Marktplatz mit dem Reiterstandbild. In seinem Schatten saßen die alten Männer, genau wie Nelio es beschrie-

ben hatte. Ich ließ mich am Bein des Pferdes nieder und sah die Luke, die in Nelios heimlichen Raum führte. Einen kurzen Moment war ich versucht, sie zu öffnen und hineinzukriechen. Aber ich tat es nicht. Es hätte eine Kränkung für ihn bedeutet. Rasch ging ich davon. Von einem der spöttischen Mädchen hatte ich Geld geborgt, um etwas zu essen zu kaufen. Es waren noch zehn Tage, bis Dona Esmeralda mir eventuell meinen schmalen Lohn auszahlen würde, falls sie gerade über Bargeld verfügte, was nicht immer selbstverständlich war.

Der Tag war sehr heiß. Ein Gewitter braute sich am Horizont zusammen. Ich eilte zurück aufs Dach, wo Nelio lag, tief im Schlaf versunken, und baute den Regenschutz auf, den ich zuvor aus alten Mehlsäcken hergestellt hatte.

Ich war gerade fertig, als der Regen kam.

Aber Nelio merkte nichts davon. Er schlief.



## *Die fünfte Nacht*

Der Regen war abgezogen, und die Nacht hatte sich frisch und klar auf die Stadt herabgesenkt. Ich hatte ein paar Stunden neben dem Schornstein geschlafen, auf alten Zeitungen, da das Dach nach dem heftigen Regen noch immer feucht war. Die Uhr zeigte schon bald Mitternacht, und ich wollte gerade die Wendeltreppe hinuntergehen, in die Wärme der Bäckerei, um die Arbeit des schlampigen Teigmischers zu kontrollieren, als Nelio plötzlich die Stille durchbrach und sagte, er müsse aufs Klo. Da er in den Tagen und Nächten auf der Matratze bisher kaum etwas gegessen hatte, war ich darauf gar nicht vorbereitet. Ich ging die Treppe hinunter und hinaus auf den Hinterhof, wo eins der spöttischen Mädchen von der Brottheke mit einem Bäcker aus der Tagschicht herumstand. Ich traf die beiden in einer Situation an, die man nicht so leicht übersehen konnte, und fühlte mich selbst erröten, aber dann griff ich mir rasch einen der Eimer, in denen man den Müll hinaustrug, und stieg wieder hinauf aufs Dach. Hinter mir hörte ich die wütenden Bemerkungen des Bäckers über die Störung und das verlegene Gekicher des Mädchens. Ich riß ein Stück Zeitungspapier ab und legte es neben den Eimer. Dann half ich Nelio auf und ließ ihn allein. Als ich zurückkam, hatte er sich wieder auf die Matratze gelegt. Ich sah, daß er vor Anstrengung schwitzte, und schämte mich, daß ich es ihm nicht leichter gemacht hatte.

- Deine Arbeit wartet, sagte er.

- Ich bin bald zurück, erwiderte ich. Der Teigmischer weiß nicht, wieviel Mehl und wie wenig Salz man neh-

men muß, damit das Brot so wird, wie Dona Esmeralda es wünscht.

Mit dem Eimer in der Hand ging ich davon. Dann brauchte ich zwei Stunden, um alles für die Arbeit der Nacht vorzubereiten. Die Augen des Teigmischers waren blank. Als ich merkte, daß er *soruma* geraucht hatte und sich in einem weit entfernten Land befand, konnte ich mich nicht beherrschen, sondern schlug ihn mitten ins Gesicht. Ich schrie ihn an, jetzt hätte ich es satt, und Dona Esmeralda würde ihn auf der Stelle entlassen, wenn ich ihr berichtete, wie unzuverlässig er war. Danach ging alles noch langsamer. Der Teigmischer konnte sich kaum auf den Beinen halten, und ich mußte selbst die schweren Mehlsäcke schleppen, da ich nicht wagte, ihn allein ins Lager zu schicken. Außerdem war in dieser Nacht das Holz in den Öfen schlecht. Es dauerte lange, bis ich sie heiß genug bekam, um das erste Blech hineinzuschieben. Ich rollte den Teig aus und backte das Brot, so schnell es irgend ging. Trotzdem war die Nacht schon weit fortgeschritten, als ich den Teigmischer wegjagen und aufs Dach zurückkehren konnte. Nelio war wach, als ich kam. Zu meiner Freude hatte er das Obst und die dick mit Butter bestrichene Scheibe Brot aufgegessen, die ich ihm neben die Matratze gestellt hatte. Außerdem hatte er das Hemd angezogen, das ich früher an diesem Tag für ihn gewaschen hatte. Ich dachte, daß vielleicht gerade ein Wunder geschah. Er hatte aufs Klo gehen können, und das hieß, daß sein Magen nicht ernstlich verletzt war. Daß er aß, bedeutete, daß das Leben in ihm wiederkehrte. Vielleicht ließen die Kräuter von Frau Muwulene seine Wunden tatsächlich heilen.

Doch als ich ihm den Verband wechselte, war ich wieder ganz niedergeschlagen. Die Wunden waren noch schwärzer geworden, sie eiterten und rochen schlecht. Ich spürte, daß ich ihm sagen mußte, wie es um ihn stand, daß er ster-

ben würde, wenn er nicht bald in die Obhut eines Krankenhauses kam, wo Ärzte ihm die Kugeln herausschneiden konnten, die seinen Körper vergifteten. Doch er lächelte nur und schüttelte den Kopf.

- Ich werde es dir sagen, wenn die Zeit reif ist, erwiderte er.

So gründlich wie möglich versuchte ich die Wunden zu säubern, ohne daß es ihm allzu weh tat. Ich merkte, wie er sich aufs äußerste bemühte, seine Schmerzen nicht zu zeigen. Dann legte ich ihm saubere Stoffstreifen an und gab ihm Wasser zu trinken. Er sank wieder zurück auf die Matratze. Im Schein der Petroleumlampe konnte ich sehen, wie sein Gesicht in den vier Tagen und Nächten eingefallen war, die er in meiner Nähe verbracht hatte. Seine schwarze Haut spannte über den Backenknochen, die Augen hatten sich scheinbar in ihre Höhlen zurückgezogen, die Lippen waren aufgeplatzt, und die krausen Haare begannen ihm allmählich auszufallen. Ich dachte, er sollte besser ausruhen, statt Nacht für Nacht seine Geschichte zu erzählen. Dabei kann ich nicht leugnen, daß ich neugierig war, ich wünschte seine Worte herbei, jedes einzelne, da ich ahnte, daß seine Geschichte irgendwie auch von mir handelte. Ich sah ein, daß ich mich gedulden mußte. In der Stille, wenn er die Erzählung ruhen ließ, hätte er größere Chancen zu genesen.

Aber als er mich aufforderte, mich auf die Matratze zu setzen, und mit seiner Geschichte fortfuhr, brachte ich es nicht fertig, ihn zu bitten, damit aufzuhören, und lieber an sich zu denken und sich zu schonen. Wie in den Nächten zuvor setzte er seine Wanderung fort, durch die Stadt, durch sein Leben. Kurz vorm Morgengrauen fielen vereinzelte Regentropfen. Das war alles. Der Rest war eine alles umhüllende Stille, hin und wieder unterbrochen vom Gebell der Hunde, die sich irgendwo in der Dunkelheit jagten und lockten.

Er hatte oft darüber nachgegrübelt, welche Macht der Zufall über den Menschen hat. Die Wörtchen *wenn* und *wenn nicht* waren wichtiger als alle anderen Worte. Niemand konnte sie übergehen, niemand konnte abstreiten, daß sie immer in der Nähe des Menschen waren, als Symbole für das Unberechenbare, das unser Leben formt. Eines Morgens, als er auf einer seiner ziellosen Wanderungen durch die Stadt unterwegs war, die ihm oft die stärksten Erlebnisse bescherten, hatte er ganz in der Nähe des Theaters und der Bäckerei eine Gruppe Polizisten entdeckt, die einen Straßenjungen aufgegriffen hatten und wütend mit ihren schwarzen Knüppeln auf ihn eindroschen. Nelio hatte ihn schon früher bemerkt, er war Anführer eines Rudels von Straßenkindern, und sein Name war Cosmos. Wie die meisten, die eine Gruppe von Kindern anführten und ihr Revier bewachten, war er ein paar Jahre älter als die anderen, vielleicht dreizehn oder vierzehn. Er war Nelio aufgefallen, weil er die kleineren Jungen nur selten schlug, sie nicht einmal anschrie oder ihnen unnötige Aufträge gab.

Als er nun sah, wie der Junge von den Polizisten verprügelt wurde, wußte er, was auch passiert war, er mußte ihm helfen. Blitzschnell überlegte er, was zu tun war. Wieder kam ihm der Zufall zur Hilfe. Er hatte an einer Straßenecke gestanden, wo eine Ampel den an dieser Stelle sehr lebhaften Verkehr regelte. Einige Wochen zuvor hatte er bei der Reparatur dieser Ampel zugesehen. Zwei Männer im Overall hatten einen rostigen Metallkasten neben der Ampel geöffnet und das Licht reguliert, indem sie verschiedene Schalter an- und ausknipsten. Das Schloß war damals schon defekt gewesen. Doch nur wer es wußte, konnte das sehen. Er hatte nicht lange überlegt, sondern war neben dem Blechkasten auf die Knie gesunken, als würde er sich wie alle anderen Straßenkinder, wenn sie müde waren, einfach zum Schlafen auf die Straße setzen oder legen. Vor-

sichtig öffnete er die Blechtür einen Spalt, steckte seinen dünnen Arm hinein, fand die Schalter und drückte an ihnen herum, während er zu schlafen vorgab. Sogleich brach ein Verkehrschaos aus, die roten und die grünen Lichter schienen in einen Zweikampf verwickelt, Autos blieben in einem komplizierten Knäuel mitten auf der breiten Kreuzung stehen, alle hupten, die Schlangen wurden sofort sehr lang, und wer in seinem Auto saß und nicht erkennen konnte, was passiert war, stieg aus und schimpfte empört auf jeden ein, der sich zufällig in der Nähe befand. Die Polizisten sahen das gewaltige Chaos, das auf der Straßenkreuzung ausgebrochen war, ließen Cosmos laufen und stürzten sich in den Wirrwarr. Da war Nelio bereits von dem Blechkasten weggeschlüpft, die Ampeln sprangen wieder ordnungsgemäß um, und niemand konnte später erklären, was eigentlich vorgefallen war. Cosmos, verschwollen, rasend, mit Tränen in den Augen, hockte auf der Kante des Gehsteigs, als Nelio zu ihm hinging und sich neben ihn setzte. Dann berichtete er ihm, was er getan hatte. Damals hatte Nelio keine Sekunde gezweifelt, daß er Glauben finden würde. Er täuschte sich nicht. Cosmos fing an zu lachen, und als sich die anderen Jungen des zerrauten Rudels um ihn geschart hatten, erzählte er, was passiert war.

- Zu wem gehörst du? fragte er Nelio.
- Ich gehöre zu niemand.
- Jetzt gehörst du zu uns.

Von diesem Moment an hatte Nelio die große Einsamkeit hinter sich gelassen. Für ihn hatte eine neues Leben begonnen, zusammen mit Cosmos, Tristeza, Mandioca, Pecado, Nascimento und Alfredo Bomba. Mit ihnen teilte er fast alles. Das einzige, was er für sich behielt, war sein Standbild. Cosmos wollte anfangs wissen, wieso er nicht in den Pappkartons auf der Treppe des Justizministeriums schlief wie alle anderen. Darauf hatte Nelio geantwortet,

er hätte eine Krankheit, die es mit sich brächte, daß er jede Nacht an einem anderen Ort schlafen mußte. Er hatte es so überzeugend gesagt, daß Cosmos es ihm sofort abgenommen hatte. Allerdings hatte er vorgeschlagen, sie sollten versuchen, genug Geld für einen Besuch bei einem *curandeiro* zusammenzukratzen, der ihn von der merkwürdigen Krankheit heilen würde. Nelio hatte ohne zu zögern geantwortet, nichts wünsche er mehr, da er wußte, sie würden das Geld nie zusammenbekommen.

Nelio fand seinen Platz im Rudel, ohne einen anderen zu verdrängen. Jeder hatte seine Position zu bewachen, die geschwächt oder nach oben verschoben werden konnte, aber immer war es Cosmos, der bestimmte, bald launisch, bald klug und mit sicherem Urteil. Doch vom ersten Moment an bewegte Nelio sich im Rudel in seinen eigenen Bahnen. Erst Cosmos, dann auch die anderen, zuletzt sogar Tristeza, der langsam im Kopf war, sahen ein, daß Nelio nicht war wie irgend jemand sonst. Er war eine ganz eigene Art Mensch. Er benahm sich wie die anderen, lernte rasch ihre Sprache und Gebräuche, trotzdem war er ein Fremder, und er war es auf eine solche Weise, daß niemand auf den Gedanken kam sich zu fragen, warum es sich so verhielt.

Cosmos hatte eines Nachts einen Traum, den er Nelio erst nach längerer Zeit erzählte, den ändern aber nicht. Er hatte geträumt, Nelio sei ein sonnengetrockneter Mensch, wie eine Frucht oder ein Fisch, der besser schmeckte als alles andere, und der genau so lange vorhielt, wie ein Mensch hungrig war. Cosmos fragte Nelio, ob er ihm den Traum erklären könne. Das tat er bei einer Gelegenheit, als sie allein waren, denn für ihn als Anführer des Rudels war es sonst nicht gut, Fragen zu stellen. Er mußte derjenige sein, der auf alles eine Antwort wußte. Aber Nelio meinte, der Traum sei bestimmt eine göttliche Eingebung, die nur Cos-

mos selber deuten könne. Er sei dazu nicht fähig, er komme aus den fernen Gegenden, wo die Menschen sehr selten in ihren Träumen göttliche Offenbarungen erhielten. Cosmos war von der Antwort so bewegt, daß er am folgenden Sonntag das ganze Rudel anwies, sich zu waschen und ihm dann in die große Kathedrale zu folgen, um an der Abendandacht teilzunehmen. Doch als Tristeza sein Lachen nicht mehr beherrschen konnte und Alfredo Bomba auf dem Steinboden der Kirche eingeschlafen war, warf man sie raus, und sie kamen nie wieder dorthin.

- Gott ist auch in den Mülltonnen, hatte Cosmos dem Kirchendiener verächtlich zugerufen, der sie wütend hinaustrieb. Danach waren sie so schnell wie möglich gerannt, in verschiedene Richtungen, um das Einfangen zu erschweren, und hatten sich wieder vor dem Theater versammelt. Cosmos war so zornig gewesen, daß er es sogar unterlassen hatte, Mandioca zu verprügeln, weil er auf der Flucht das Liturgiebuch verloren hatte, das Cosmos einem der dunkelgekleideten Padres aus der weiten Tasche gefischt und dann schnell an Mandioca weitergegeben hatte, weil dieser die größten Hosentaschen hatte. Lange hatte er dann noch über die Möglichkeit nachgedacht, eine eigene religiöse Bewegung zu gründen, die nur mit dem Leben der Straßenkinder zu tun haben sollte. Durch ihn sollte der Gott der zerrauten Rudel, den es irgendwo geben mußte, wiederbelebt werden. Aber da es auf die wärmste Zeit des Jahres zugeing, hatte er das Ganze schließlich zu anstrengend gefunden und die Sache auf sich beruhen lassen.

Cosmos hatte sofort erkannt, daß Nelio sich nicht der Gruppe angeschlossen hatte, um bei passender Gelegenheit seine Führerschaft herauszufordern und die Macht zu ergreifen. Zunächst machte ihn das unsicher, denn er hatte so etwas noch nie erlebt, nicht einmal davon gehört. Er argwöhnte anfangs, Nelio führe ihn hinters Licht, und gab

Pecado und Mandioca den heimlichen Auftrag, mit Fangfragen herauszufinden, ob Nelio jemand anders war als die bescheidene und zurückhaltende Person, für die er sich ausgab. Doch am Ende war er überzeugt, daß Nelio tatsächlich die bemerkenswerte Persönlichkeit war, die ihn bei ihrer ersten Begegnung auf Anhieb beeindruckt hatte. Nelio war, der er war, nichts anderes. Einen solchen Menschen hatte er noch nie getroffen. Wie konnte ein Mensch genau das sein, was er war? Abgesehen von seiner rätselhaften Krankheit hatte er offenbar keine überraschenden Geheimnisse. Von all diesen Gedanken berichtete Cosmos Nelio später persönlich, als er plante, in aller Heimlichkeit das Rudel zu verlassen, um seine lange Reise in eine andere Welt anzutreten. Nelio war erstaunt gewesen über das, was er hörte. Er hätte nicht im Traum daran gedacht, daß seine Anwesenheit im Rudel bei Cosmos so viele Gefühle auslösen könnte. Hingegen hatte er eine ganze Zeit lang erlebt, daß die anderen im Rudel, besonders Nascimento und Pecado, und später auch Deolinda, als sie sich in die Gruppe gedrängt hatte, seine Anwesenheit nur äußerst widerstrebend akzeptierten. Damals war das Gerücht entstanden, er hätte ein unübertroffenes Talent, sich nicht verprügeln zu lassen.

Es war vor allem Nascimento, der ihn herausforderte, der aggressive Nascimento, der kaum sprechen konnte und statt dessen seine Fäuste gebrauchte, seine Sprünge und Tritte, als Sprache, mit der er die Welt, in der er zu leben gezwungen war, beschrieb und kommentierte. Er trug den Namen seiner eigenen Entstehung. Alle im Rudel hatten ihre eigene Geschichte, alle waren trotz ihres Kindesalters ausgereifte Persönlichkeiten, und sie galten als das schmutzigste, aber auch würdevollste Straßenkinderrudel in der ganzen Stadt. Viel später hatte Nelio begriffen, daß es eben diese Würde der schmutzigen, zerrauten Lumpengestalten



war, die die Polizei so gereizt hatte, daß sie beschlossen, Cosmos die Furcht in den Leib zu prügeln, eine Furcht, die er dann auf die anderen in der Gruppe übertragen sollte. Aber das war der Polizei nicht gelungen, und Nelio empfand es, als ob er in einer wandernden, hüpfenden, tanzenden, lachenden Festung lebte, in deren Schutz er wie die anderen unverletzbar war. Mit der Zeit hatte er sie kennengelernt, einen um den andern, und er hatte erkannt, daß sie, obwohl Kinder, erwachsen waren, daß sie, obwohl noch kaum geschlechtsreif, alte Männer waren, denn ihre Geschichten erstreckten sich über Abgründe von Erfahrung, jeder ein Held, Schurke und Opfer in seinem eigenen Drama. Es vibrierte in ihren Namen und ihren schwarzen Körpern.

In Mandioca beispielsweise, dem Langen mit den großen Füßen und dem verkrümmten kleinen Finger an der linken Hand. Er hatte die größten Hosentaschen, und darin ließ er Zwiebeln und Tomaten wachsen. Die Erde, die er in die Taschen gefüllt hatte, wässerte er jeden Morgen, es tropfte ständig an ihm herunter, und das war seine Beschwörung, seine Sehnsucht, einmal in das Dorf zurückzukehren, an das er sich nicht erinnerte, das aber trotzdem tief in seinem Bewußtsein verankert war, das Dorf, aus dem seine Familie geflüchtet war, als die Warnung kam, die Banditen seien unterwegs. Sie waren in einem Bus gereist, sie waren viele gewesen, und als sie sich in Sicherheit glaubten, war der Überfall ganz plötzlich gekommen. Der Bus war in Brand geraten, er selbst war in ein Gebüsch geschleudert worden, wo er später, halbtot, ausgetrocknet, von ausländischen Nonnen gefunden wurde, die viele Gebete geleiert und ihn dann in ein Kinderheim in die Stadt mitgenommen hatten. Kaum hatte er laufen gelernt - er selber meinte, nur um auszureißen, hätte er sich überhaupt die Mühe gemacht, aufrecht zu gehen - war er auf und davon, auf dem Weg

heim zur Erde. Aber er war nicht weiter gekommen als bis ins Zentrum der Stadt, und er hatte auf der Straße gelebt, seit er vier Jahre alt war. Ein ums andere Mal war er von Wohltätigkeitsorganisationen aus aller Herren Länder in verschiedene Kinderheime gesteckt worden, aber er war immer wieder auf die Straße ausgebrochen, denn er wußte, von dort würde er eines Tages die Wanderung zurück nach Hause antreten. Er wollte nicht baden, in einem Bett liegen und saubere Sachen zum Anziehen bekommen. Er wollte große Hosentaschen haben, in denen die Erde Platz hatte, die für ihn genauso wichtig war wie sein eigenes Blut. In jedem Menschen, den er auf der Straße traf, versuchte er seinen Vater oder seine Mutter zu erkennen, ohne zu wissen, wie sie aussahen. Er suchte seine Geschwister, seine Brüder und Schwestern, seine Onkel und Tanten, seine Kusinen und seine Nachbarn, die er nie gesehen hatte und von denen er nicht einmal wußte, ob es sie überhaupt gab. Oft konnte er in rasende Trauer versinken. Aber genauso oft konnte er auf den mit Löwen verzierten Steingeländern vor dem Justizministerium balancieren und zu einer Musik tanzen, die nur er hörte.

War Mandioca lang und hatte Erde in den Taschen, so war Nascimento sein genaues Gegenteil, klein und untersetzt, Steine und scharf geschliffene Eisenspitzen steckten in seinen Haaren und den Fransen seiner zerschlissenen Kleidung. Nascimento wachte jede Nacht schreiend auf, er sah verzerrte Monster aus dem Dunkeln auf sich zukommen. Die anderen, die in den Pappkartons unter löchrigen Decken schliefen, hatten sich daran gewöhnt, jede Nacht geweckt zu werden. Abwechselnd versicherten sie Nascimento, es gäbe keine Monster, da seien keine Banditen, da sei nur die leere Stadt und die Pappkartons und die zerrissenen Decken. Am Tag, wenn es hell war, jagte Nascimento weiter seine Monster. Jetzt waren sie seine Furcht vor

der Nacht, die unausweichlich kommen würde, die endlose Reihe von Nächten und Monstern, gegen die er kämpfen würde, solange er lebte.

Er sagte nie ein unnötiges Wort, hatte eine rosa Bademütze tief über die Augen gezogen und war stets darauf gefaßt, daß alle, die er traf, ihm Übles wollten. Daher verteidigte er sich durch den Angriff, er schlug sich mit allem und jedem, mit den verrosteten, kaputten Autos, mit den Mülltonnen, mit Ratten und Katzen und Hunden und mit den anderen aus dem Rudel. Gelegentlich kam es sogar vor, daß er die Fassung verlor und auf Cosmos losging, der natürlich viel stärker war und sich genötigt sah, seinen Kopf in die Kloake auf der Rückseite der Autowerkstatt zu tauchen, wo die Diebe aus den Vororten die neuen Kennzeichen bestellten, die sie für die nachts gestohlenen Autos brauchten. Nascimento hatte ein Geheimnis, das keiner kannte, nicht einmal er selbst so recht. Ein einziges Mal, als er eine halbvolle Weinflasche gefunden und sie in einem Zug geleert hatte, war er in einen Rausch geraten, der ihn dazu trieb, wenigstens einen Teil der Wahrheit preiszugeben, und Nelio, mit dem er damals gesprochen hatte, erriet nach und nach aus den abgehackten, unzusammenhängenden und schlecht formulierten Sätzen, daß Nascimento einmal gezwungen worden war, das zu tun, was ihm selbst erspart geblieben war, nämlich einen anderen Menschen zu töten, um zu überleben. Nelio ahnte, daß man ihn gezwungen hatte, seinen eigenen Vater zu erschlagen, mit dem Holzknüppel oder der Axt, und daß er danach zu den gefürchteten Kindersoldaten gehörte, welche die Banditen stets vorausschickten, wenn sie ein Dorf angriffen oder einen Bus oder Menschen überfielen, die auf dem Feld arbeiteten. Wie er in die Stadt gekommen war, wußte niemand. Doch er war nicht allein gekommen, vom ersten Tag an hatte er seine Bademütze und seine unsichtbaren Be-

gleiter dabeigehabt, die Monster, die nie aufhörten, ihn zu quälen.

Pecado hatte keine Monster in seinem Hirn, er hatte sie in der Wirklichkeit, in einem Vorort der Stadt. Sein Vater war verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen, er glaubte sich nur zu erinnern, daß der Vater gelacht hatte, als er auf Nimmerwiedersehen den Schuppen verließ, in dem sie wohnten. Ein gesichtsloses Lachen war sein Vater. Sie waren sieben Geschwister gewesen, seine Mutter verkaufte Gemüse auf dem Markt, sie stand morgens um vier auf und ging in das alte verfallene Stierkampfstadion, wo sie billig einkaufen konnte. Dann trug sie die Körbe zum Markt und kam erst in der Dunkelheit nach Hause. Pecado sah sie niemals lachen. Aber er hatte sie auch nicht traurig in Erinnerung, nur abgearbeitet, müde, verlassen. War sein Vater ein gesichtsloses Lachen, so war seine Mutter ein Gesicht, in dem alle Konturen abgeschliffen waren, fast verwittert, Augen, Zähne und das Lächeln, das es einst gegeben haben mußte.

Eines Tages war ein neuer Mann ins Haus gekommen, alles sollte jetzt gut werden, ein neuer Mann, ein Vater, der im Schatten saß und nach Essen rief. Pecado fing schon an ihn zu hassen, als er ihn über die Schwelle treten sah, er wollte keinen *padrasto*, und der Mann, der eintrat, schien seine Gedanken lesen zu können, denn er tat seine Anwesenheit kund, indem er Pecado zu Boden schlug und ihm die Schulter ausrenkte. Dann verprügelte er die Geschwister der Reihe nach, er verbrachte seine Tage damit, sie zu verprügeln, während die Mutter auf ihrer ewigen Wanderung mit den Gemüsekörben unterwegs war, die sie am Leben erhielten. Zuletzt hatte Pecado genug, er beschloß, seinem Namen Ehre zu machen und schlug dem Mann, der auf die Matratze seiner Mutter gezogen war, einen Ziegelstein auf den Kopf. Er schlug mit der gesammelten Kraft

aller Geschwister in den Händen, damals war er sechs, und dann lief er davon auf die Straße, denn nichts konnte schlimmer sein als zu Hause zu bleiben. Die ersten Jahre hatte er gehofft, seine Mutter würde nach ihm suchen. Aber sie kam nicht. Er sah sie nur aus der Entfernung, wenn sie an ihrem Stand saß und *alface* verkaufte, manchmal auch Tomaten. Aber er kehrte nie wieder nach Hause zurück, und schließlich war seine Mutter eine ebenso vage und ferne Erinnerung geworden wie der Vater mit dem gesichtslosen Lachen.

Und dann war da Alfredo Bomba, der Kleinste, der Einarmige. Er, der als Paria mit abgeschnittener Schulter geboren wurde, in einer anderen Stadt, und mit einem älteren Bruder in die große Stadt gekommen war, auf der Suche, wenn nicht nach dem Glück, so wenigstens nach weniger Unglück. Er, der sich ständig hinter ungebrochen guter Laune versteckte, außer beim Betteln, denn da weinte er, und der alle Tricks beherrschte. Ihm fehlte ein Arm, aber die Passanten dachten schließlich, ihm fehle alles, sie sahen nur die vorgestreckte Hand und legten Geld hinein, für ihr eigenes Seelenheil. Er war es, der Cosmos jeden Tag den größten Batzen Geld brachte, und das war seine große Lebensaufgabe, die er mit Freude und Stolz erfüllte, immer derjenige zu sein, der den größten Anteil beitrug. An seiner Seite war fast immer Tristeza, der mit dem langsamen Kopf. Er war das Stiefkind der hoffnungslosen Armut, sein Hirn hatte nie die Nahrung bekommen, die es so dringend brauchte wie Sauerstoff, er hatte nie anders denken gelernt als sehr langsam. Für seine Mutter war er immer die zwölfte qualvolle Erinnerung daran gewesen, daß sie noch lebte, und nachdem sie das elfte Kind Miseria genannte hatte, war ihr nur noch ein Name geblieben, Tristeza, und sie starb am Tag seiner Geburt, nachdem sie einer erschöpften und hungrigen Krankenschwester zugeflüstert hatte, sie wünsche für ihn genau diesen Namen, den letzten, den sie besaß, Tristeza.

Verwundert lauschte Nelio ihren Erzählungen, und er stellte fest, daß er einer der Ihren war, sie hatten die gleiche Herkunft und die gleichen Erfahrungen. In ihren Geschichten erkannte er sich selbst wieder, ebenso wie sie alle das verbrannte Dorf in sich trugen. Oft, wenn er im Bauch des Pferdes lag und auf den Schlaf wartete, dachte er, es sei, als hätte dieselbe Mutter sie alle geboren. Eine Frau, einst jung und voller Kraft, später jedoch von Banditen, von Monstern, von Armut herabgewürdigt zu einem zahnlosen, geduckten Schatten. Er wußte, daß es das war, was sie wirklich verband, nichts zu besitzen, mit Widerwillen in die Welt geboren zu sein, oder hinausgeworfen in ein Elend, das von Banditen und Monstern geschaffen worden war.

Ihre Aufgabe im Leben war: zu überleben.

Tagsüber sah er im Zentrum der Stadt die Reichen auf den breiten Avenues aus ihren glänzenden Autos steigen und wieder wegfahren, weiße Männer, schwarze Männer, Inder. Von Cosmos hatte er erfahren, was diese Autos kosteten. Die Summe war so schwindelerregend, daß es war, als hätte Cosmos von der Entfernung zu einem Stern gesprochen und nicht vom Preis eines Autos. Wenn er diese Reichen betrachtete, konnte Nelio zugleich seine eigene Armut sehen. Zwischen den Reichen, die offenbar dauernd in eiligen Angelegenheiten unterwegs waren, und dem Rudel der Straßenkinder gab es einen Abgrund, den er sich täglich öffnen sah. Sie überquerten ihn, wenn sie rasch zur Stelle waren und baten, das Auto waschen oder bewachen zu dürfen, während der schwarze, weiße oder indische Mann, der mit seinem Aktenkoffer ausstieg, seine bedeutenden Aufträge erledigte. Nelio hatte Cosmos einmal gefragt, wer diese Männer seien, was sie in ihren Aktenkoffern hätten, und wieso sie immer so beschäftigt wirkten. Cosmos hatte keine Antwort gehabt, aber zugegeben, daß es wertvoll sein könnte, es in Erfahrung zu bringen. Bei einer günstigen Gelegen-

heit hatte er Mandioca und Tristeza angewiesen, ein Auto aufzubrechen und den Aktenkoffer zu stehlen, der darin lag. Anschließend hatten sie hinter der Tankstelle Schutz gesucht und den Koffer untersucht. Mandioca hatte phantasiert, er wäre voller Geld. Aber als sie die Schlösser öffneten und den Deckel aufklappten, hatten da nur die vertrockneten Reste einer Eidechse gelegen. Es war ein magischer Augenblick, denn niemals hätten sie sich vorgestellt, eine tote Eidechse könnte das Geheimnis der großen Reichtümer sein.

- Sie tragen Kästen mit toten Tieren herum, sagte Cosmos gedankenvoll. Vielleicht sind es spezielle Eidechsen, die vor bösen Geister schützen?

- Es ist eine gewöhnliche Eidechse, sagte Mandioca, nachdem er sie genommen, gründlich studiert und schließlich beschnüffelt hatte.

- Irgendwas muß es aber bedeuten, meinte Cosmos.

- Laßt uns jedenfalls deutlich machen, daß wir jetzt wissen, was in ihren Koffern ist, sagte Nelio.

Woher ihm diese Idee gekommen war, wußte er nicht, genausowenig wie bei so vielem anderem, was in seinem Kopf vorging. Er stellte sich vor, es gäbe da einen heimlichen Raum, wo die überraschenden Gedanken auf einen günstigen Moment warteten, um in die Freiheit zu ent schlüpfen.

- Wie machen wir das, ohne daß sie uns erwischen? fragte Cosmos.

Nelio überlegte. Plötzlich wußte er es.

- Wir fangen eine lebende Eidechse und stecken sie in den Koffer, sagte er. Dann legen wir ihn zurück ins Auto. Mandioca und Tristeza knacken die Autotür so, daß man nichts merkt. Der Mann bekommt etwas, worüber er grübeln kann, solange er lebt. Wir haben jetzt die Macht über ihn. Wir wissen, wie es zugegangen ist. Er weiß es nicht.

Cosmos nickte. Dann rief er Alfredo Bomba und erteilte ihm den Auftrag, sofort eine der Eidechsen zu fangen, die an den Baumstämmen auf und ab huschten oder sich in den Ritzen der Hausfassaden versteckten. Alfredo Bomba stellte sich regungslos neben einen Baum, legte seine Hand an den Stamm und wartete, bis eine Eidechse ganz in der Nähe war. Dann ruckte er mit dem Handgelenk, und die Eidechse steckte zwischen seinem Daumen und Zeigefinger fest.

Nelio wollte wissen, wie er diese Kunst gelernt hätte.

Alfredo Bomba hatte sich über die Frage gewundert.

- Ich habe den Eidechsen abgeschaut, wie sie die Insekten fangen, sagte er.

Da es Tristeza war, der das Auto bewachte, konnten Mandioca und Tristeza ungehindert die Autotür noch einmal öffnen und den Koffer zurückstellen. Als der Besitzer des Wagens zurückkam, gab er Tristeza einen Schein über ganze 5000, weil er das Auto so gut gehütet hatte.

Von diesem Moment an waren Cosmos und Nelio wie besessen von ihrer Entdeckung. Sie konnten die Welt beherrschen, indem sie unsichtbar hingingen, wo sie wollten, und ihre rätselhaften Spuren hinterließen, die den Findern unerklärlich und bisweilen auch erschreckend erschienen. Sie sahen sich in der Stadt um, die Eidechse im Koffer hatte ihnen die Oberhand gegeben, und sie beschlossen, ihre Armut herauszufordern. Cosmos faßte alle Entschlüsse. Aber es war Nelio, der in sein Ohr flüsterte. Anschließend erteilten sie den anderen die Aufträge, und gemeinsam bewunderten sie dann die Trophäen.

Durch gewundene Abwasserkanäle, unter den Füßen bewaffneter Wächter, schlichen sie sich eines Nachts in das größte Kaufhaus der Stadt. Cosmos mußte sowohl Nascimento wie Alfredo verhauen, damit sie ihre Taschen nicht



mit den Kostbarkeiten des Warenhauses füllten. Sie waren nicht zum Stehlen gekommen, sondern um ihre Spuren zu hinterlassen und eine Trophäe zu ergattern. Unter der Anleitung von Cosmos und Nelio vertauschten sie Waren, legten Radiogeräte in die großen Gefriertruhen, füllten die leeren Brotkörbe mit Schuhen und hängten gefrorene Hähnchen an leere Kleiderbügel in der Abteilung für Damenbekleidung. Als letztes schraubten sie die Messingplakette ab, die am Haupteingang hing, zur Erinnerung an die Eröffnung des großen Kaufhauses durch den Präsidenten. An ihre Stelle nagelte Pecado eine tote Eidechse, die er von Alfredo Bomba bekommen hatte, und so lautlos, wie sie gekommen waren, verließen sie das nächtliche Gebäude. Am folgenden Tag waren Cosmos und Nelio zugegen, als das Kaufhaus seine Türen öffnete. Sie sahen die Fassungslosigkeit der Wächter und später die Verblüffung der herbeieilenden Chefs, als diese feststellten, daß bis auf die Messingplakette nichts gestohlen war. Als die Polizei schließlich eintraf, lag Alfredos tote Eidechse auf einem silbernen Tablett, und keiner wagte sie anzufassen.

In einer anderen Nacht besuchten sie das große weiße Hotel, das auf einer Anhöhe über dem Meer lag. Sie drangen durch einen Entlüftungsschacht ein, der in den schroffen Steilhang mündete. Indem sie einander wie Affen auf die Schultern stiegen, hangelten sie sich bis zu dem Schacht hoch und gelangten schließlich in die großen Säle mit Marmorböden und meterhohen Blumentöpfen. Sie bewegten sich mit größter Vorsicht, da das Empfangspersonal, Wächter und schlaflose Gäste in den düster beleuchteten Sälen wachten. Im Café mit den weichen Sesseln aßen sie das Gebäck auf, das noch in der goldumrandeten Kühltheke lag. Auch hier ließen sie eine glänzende Plakette mitgehen, die in dem großen Foyer zwischen zwei Säulen angebracht war, zum Gedenken an den Tag vor vielen Jahren, als Dom Joa-

quim das neu errichtete Hotel eingeweiht hatte. Alfredo Bomba drückte seine tote Eidechse in dem Hohlraum fest, den das Messingschild hinterlassen hatte. Behutsam legte Nelio der Eidechse ein Gebäckstück ins Maul, bevor sie wieder durch den Entlüftungsschacht verschwanden.

Was am folgenden Tag geschah, erfuhren sie nicht, denn niemals wären sie an den Wächtern vorbei durch die Drehtür des Hotels gelangt. Aber sie konnten es sich genau ausmalen.

Nelio und Cosmos wurden immer dreister. Sie drangen ins Parlament ein, schraubten den Griff vom Hammer des Präsidenten ab und bohrten dafür eine Eidechse hinein. Sie forderten sich gegenseitig heraus, indem sie anderen ihre Überlegenheit zeigten. Sie forderten die aufgeblasene Selbstgefälligkeit des Reichtums heraus, indem sie zwei begleitende Motorradpolizisten auf dem Asphalt zu Fall brachten, als ein Minister mit seiner Eskorte gerade das Theater passierte. Sie hatten beobachtet, daß die Motorradfahrer an der Spitze einer Eskorte immer kurz vor der großen Kreuzung das Mittelfeld der breiten Avenue überquerten. Als das Heulen der Sirenen aus der Ferne ertönte und alle Autofahrer zur Seite wichen, hatten Tristeza und Nascimento rasch schwarzgefärbte Glassplitter über das Mittelfeld gestreut und waren dann hinter ein geparktes Auto geschlüpft. Hinterher, als die Motorradfahrer gestürzt waren und der ganze Troß gestoppt wurde, hatte eine Eidechse zwischen den schwarzen Glasstücken gelegen.

Ausführlich erörterten Cosmos und Nelio, was die größte Herausforderung wäre, die sie einander stellen könnten. Sie diskutierten die Möglichkeit, alle Gefangenen aus dem städtischen Gefängnis freizulassen, jeden einzelnen mit einer toten Eidechse in der Hand. Lange erwogen sie, eines Nachts das Programm des lokalen Radiosenders zu stören. Schließlich aber einigten sie sich darauf, bei Nacht in den

Palast des Präsidenten einzudringen, bis in das Zimmer, in dem er schlief, und eine Eidechse auf seinen Nachttisch zu legen. Das würde ihre letzte Herausforderung sein. Aber niemand sollte je sicher sein können, ob sie nicht eines Tages wiederkämen.

Sie brauchten über ein Jahr, um den Besuch im Schlafzimmer des Präsidenten vorzubereiten. Unterdessen ging ihr rastloses, unruhiges Leben auf den Straßen weiter. Sie kämpften mit den anderen Rudeln um ihr Revier, sie lebten in ständiger Fehde mit den indischen Händlern, mit den Polizisten und mit sich selber. Sie wuschen und bewachten Autos, durchsuchten die Mülltonnen nach Eßbarem und verfeinerten Alfredo Bombas Bettelkunst. Gelegentlich wurden sie von der Umwelt belästigt, meistens in Form von weißen Menschen, die ihre Sprache nur sehr schlecht beherrschten. Entweder wollten sie das Rudel in etwas mitnehmen, das sie als ein großes Haus beschrieben, in dem es Essen und Badewannen und einen Gott gäbe. Cosmos beauftragte gewöhnlich Mandioca, mitzugehen und herauszufinden, worum es sich handelte. Aber Mandioca kehrte meist schon am nächsten Tag zurück und konnte mitteilen, es sei wieder eine Anstalt, wo man sie verwandeln und ihnen das Recht nehmen wollte, auf der Straße zu leben.

Mitunter erschienen Leute mit Schirmmützen, beladen mit großen Kameras, und wünschten, daß sie für sie posierten. Cosmos verlangte sofort Bezahlung, worauf die Männer mit den Kameras und die dünnen Frauen mit Stiften in den Händen gewöhnlich mit mißvergnügter Miene abzogen. Falls die Männer mit den Kameras bereit waren zu zahlen, posierten sie willig. Sie brillierten im Ausdruck von Hunger, Schmerz, Verlassenheit, Schmutz, Roheit, diebischer Gier und unschuldiger Freude. Cosmos inszenierte, und jeder erhielt die ihm gemäße Aufgabe. Für das Geld kauften

sie in der Regel etwas zu essen, meist Hähnchen, die sie unten an der geborstenen Hafenmauer grillten. Die Tage mit den Kamaleuten und den dünnen, stiftbewehrten Frauen waren satte Tage. Hinterher ruhten sie im Schatten unter den Palmen und schwatzten. Cosmos ließ Nelio an seiner Seite liegen, während die anderen sich in respektvollem Abstand hielten. Cosmos schaute gern auf das Meer hinaus, am letzten Hühnerbein nagend, und redete über alles, nur nicht über sich selbst. Die Herkunft von Cosmos war etwas, worüber Nelio sich oft Gedanken machte. Er wußte jedoch, Cosmos würde niemals antworten, wenn er ihn danach fragte. Manchmal dachte Nelio, Cosmos sei schon immer ein fertiger Mensch gewesen. Er sei als der geboren worden, der er war, und würde sich auch niemals verändern. Das würde auch erklären, warum er nie über seine Vergangenheit sprach. Er sprach nicht darüber, weil sie nicht existierte.

Die satten Tage konnten Cosmos in eine philosophische, träumerische Nachdenklichkeit versetzen.

- Wenn du Tristeza oder Alfredo oder einen der anderen fragen würdest, was sie sich am meisten im Leben wünschen, was meinst du, würden sie antworten?

Nelio überlegte.

- Verschiedenes, meinte er.

- Da bin ich nicht sicher, sagte Cosmos. Gibt es etwas, das über allem andern steht? Über Müttern und satten Bäuchen und fernen Dörfern und Kleidern und Autos und Geld?

Sie lagen schweigend da, während Nelio nachsann.

- Personalausweise, sagte er schließlich. Ein Papier mit einem Foto, das sagt, daß man genau der ist, der man ist, und niemand anderer.

- Ich wußte, daß du es erraten würdest, sagte Cosmos. Das ist es, wovon wir träumen. Personalausweise. Aber

nicht, damit wir wissen, wer wir sind. Das wissen wir auch so. Sondern damit wir ein Papier besitzen, das uns das Recht gibt, der zu sein, der wir sind.

- Ich habe nie einen Personalausweis besessen, meinte Nelio nachdenklich.

- Wir sollten uns welche besorgen, sagte Cosmos. Wenn wir das Schlafzimmer des Präsidenten besucht haben, werden wir uns Personalausweise besorgen.

- Was passiert, wenn man uns erwischt? fragte Nelio. Was passiert, wenn der Präsident aufwacht?

- Er wird vermutlich um Hilfe rufen, erwiderte Cosmos. Er wird sein wie Nascimento. Er wird glauben, daß er von Monstern träumt.

- Wenn ich Präsident wäre, sagte Nelio, was würde ich tun?

- Dich jeden Tag satt essen.

- Mich jeden Tag satt essen. Und dann?

- Das Dorf aufbauen, das die Banditen niedergebrannt haben. Deine Mutter und deinen Vater und deine Geschwister ausfindig machen. Versuchen, Yabu Bata zu finden. Den zahnlosen Mann ins Gefängnis werfen. Du hättest viel zu tun.

Cosmos gähnte.

- Wenn ich Präsident wäre, würde ich abtreten, sagte er und rollte sich zum Schlafen auf die Seite. Wie sollte der Anführer einer Gruppe von Straßenkindern Zeit haben, Präsident zu sein?

Die satten Tage beendeten sie gern mit einem Besuch auf dem Festplatz, der auf einem abgesperrten Gelände zwischen dem Hafen und den engen Gassen lag, wo die Bars nie vor Sonnenaufgang schlossen. Auch wenn sie Geld hatten, war ihnen der Gedanke zuwider, Eintritt zu zahlen. Hinter einer der düstenden Restaurantküchen, wo das Fett auf nie

gesäuberten Herdplatten qualmte, hatten sie ihren eigenen Eingang. Sie krochen durch ein Loch in der Mauer, das sie selber aufgebrochen und anschließend mit Erdbrocken zugestopft hatten. Sie kannten die dicke Adelaida, die mit ihrem Bratenwender am Herd stand, das Gesicht in Schweiß gebadet. Sie war Mulattin und wog annähernd 150 Kilo. Als sie vor zehn Jahren die Köchin des Restaurants wurde, hatte der Besitzer die Küche erweitern müssen, damit sie Platz fand. Sie tanzte und sang beim Kochen. Das Essen, das sie zubereitete, war durchaus nicht bemerkenswert, aber es hieß, alles, was sie servierte, hätte eine magische Wirkung auf Lust und Vermögen von Frauen wie Männern. Demzufolge war das Restaurant stets voll besetzt. Adelaida bekam einen hohen Lohn, da sie ihren Wert erkannt hatte, und sie bewachte gern den heimlichen Eingang, den die Straßenkinder benutzten.

Der Festplatz bestand aus einem Labyrinth von Restaurants und Bars und Buden, in denen man sich von dunklen, geheimnisvollen kleinen Inselbewohnern aus dem Indischen Ozean die Zukunft voraussagen oder sich tätowieren lassen konnte. Mitten auf einem offenen Platz befand sich ein Riesenrad, das in den letzten zwanzig Jahren niemand zu besteigen gewagt hatte, da die Ketten der Gondeln vom Rost zerfressen waren. Dennoch war der Besitzer, Senhor Rodrigues, der das Riesenrad noch zu Zeiten von Dom Joaquim importiert hatte, jeden Abend zur Stelle. Wie bei einem Wunschbrunnen kaufte man eine Eintrittskarte, ohne zu fahren, und wünschte sich zugleich ein langes Leben. Senhor Rodrigues, der einen starken Raucherhusten hatte und von Rosinen lebte, saß in seinem Kassenhäuschen und spielte mit sich selber Schach. In seinen vielen Jahren auf dem Festplatz hatte er großes Geschick darin entwickelt, gegen sich selber zu verlieren. Er wußte, daß er ein schlechter Schachspieler war. Doch in ihm wohnte ein heimlicher

Genius, der ein unschlagbarer Meister war. Neben dem Riesenrad gab es mehrere Lottostände und eine Autoskooterbahn.

Das große Karussell, dessen Motor bereits einige Jahre vor der Machtergreifung der jungen Revolutionäre ausgefallen war, lief mittlerweile im Handbetrieb. Die Besitzer waren Hals über Kopf geflüchtet, da sie glaubten, alle Weiben würden von den neuen Herrschern enthauptet. Sie hatten das gesamte Motoröl abgelassen und das Karussell zugrunde gerichtet. Dies war in einer Nacht geschehen, als sie auf dem Festplatz allein zurückgeblieben waren, sie hatten große Mengen Wein getrunken und waren in ihrem Karussell gefahren, bis der Motor zusammenbrach. Am nächsten Tag waren sie auf und davon. Aber sie hatten den Holzpferden die Köpfe abgeschlagen, als Rache dafür, daß die neue Zeit ihnen nicht erlaubte, ihr bequemes Kolonialleben fortzusetzen. Niemand hatte die abgeschlagenen Pferdeköpfe wiedergefunden, und es hatte sie auch niemand durch neue ersetzen können. Daher gab es in dem Karussell noch immer Pferde ohne Kopf. Cosmos befahl allen außer Alfredo, das Karussell zu ziehen. Einsam in seinem Reich von kopflosen Pferden saß Alfredo auf dem Leitpferd und fuhr Runde für Runde um die Welt. Für diesen Augenblick des Glücks war er bereit, zeit seines Lebens für die anderen zu betteln. Sie trieben sich auf dem Festplatz herum und achteten auf alles, was geschah, waren interessierte Zuschauer bei den Schlägereien, die plötzlich ausbrachen und genauso rasch wieder verebbten, studierten neugierig die halbnackten Frauen auf Kundensuche und diskutierten deren Vorzüge so laut, daß sie oft weggejagt wurden. Die satten Tage waren Tage, an denen die Zeit stehenblieb, an denen das Leben mehr war als pures Überleben.

Zu Beginn des zweiten Jahres von Nelios Zusammenleben mit dem von Cosmos angeführten Rudel statteten sie dem Präsidenten ihren nächtlichen Besuch ab. In den von Mauern umgebenen und streng bewachten Palast hatten sie sich in großen Waschkörben eingeschmuggelt, die einmal im Monat aus der ministeriellen Wäscherei in den Palast geliefert wurden. In einem Kellerraum hatten sie die Nacht abgewartet und waren dann durch das stille Gebäude geschlichen. Lange vor dieser Nacht hatten sie durch harmlose Fragen an verschiedene Menschen, die im Präsidentenpalast arbeiteten, das Innere des Hauses erkundet, sie wußten, wo sich die Treppen und die Wächter befanden, und in welchem Zimmer der Präsident schlief. Es kam vor, daß er seine Frau besuchte, die ihr eigenes Schlafzimmer hatte, anschließend kehrte er jedoch stets in sein eigenes Bett zurück. Als sie gerade auf dem Weg zum Obergeschoß des Palasts waren, hatten sie sich rasch im dunklen Treppenhaus geduckt. Sie hatten gehört, wie irgendwo über ihnen eine Tür geöffnet und geschlossen wurde. Dann hatten sie den Präsidenten in den Mondschein treten sehen, und er war völlig nackt. Auf leisen Sohlen war er über ihren Köpfen in sein Schlafzimmer gegangen. Diesen Moment würde keiner von ihnen je vergessen. Cosmos hatte ihnen gedroht, sie drei Monate lang zu verprügeln, falls sie je verraten würden, was sie gesehen hatten. Keiner sollte erfahren, daß ihr Präsident sich einigen seiner Untertanen nackt gezeigt hatte.

Sie hatten im Treppenhaus gewartet, bis Cosmos meinte, der Präsident müßte eingeschlafen sein. Vorsichtig waren sie bis vor seine Tür geschlichen und hatten sie geöffnet. Im Schein des Lichts, das durchs Fenster fiel, hatten sie den Umriß des schwarzen Mannes in seinem Bett gesehen und seine ruhigen Atemzüge gehört. Sie hatten im Kreis ums Bett gestanden, mit angehaltenem Atem. Dann hatte Al-



fredo Bomba die tote Eidechse auf den Nachttisch gelegt, und sie hatten das Zimmer verlassen.

Was sie nie erfuhren, war, daß der Präsident kurz darauf seine Augen aufgeschlagen hatte. Er hatte geträumt, daß etwas roch, es war ein böser Geruch von Armut. Als er im Dunkel seine Augen aufschlug, war der Geruch da, als wäre er ihm in den Schlaf gefolgt. Danach lag er lange wach und überlegte, was der Traum ihm hatte sagen wollen. Vielleicht, daß er zu wenig tat, um die Armut zu bekämpfen, die sich wie eine ansteckende Krankheit im ganzen Land ausbreitete. Unruhig suchte er nach einer Antwort, bis er im Morgengrauen einschlummerte.

Aber die Eidechse auf dem Nachttisch entdeckte er nicht. Am Morgen, als der Präsident mit verschlafenen Augen gebadet hatte und sich anzog, hatte er sie noch immer nicht gesehen.

Ein aufgeschreckter Diener hatte den Verantwortlichen für die Sicherheitsabteilung des Präsidenten herbeigerufen, der seinerseits den Chef der Sicherheitspolizei holen ließ. Nach einer Reihe von streng vertraulichen Konferenzen hatte man beschlossen, den Präsidenten nicht zu informieren. Dafür stockte man die Bewachung des Präsidentenpalasts, ebenfalls in aller Heimlichkeit, um das Dreifache auf.

Kurz nach diesem, dem endgültigen Triumph, wurde Cosmos von einer Schwermut befallen, die für alle überraschend kam, auch für ihn selbst. Eines Abends, als Nelio gerade auf dem Heimweg zu seinem Standbild war, hatte Cosmos ihn beiseite genommen und gesagt, vom nächsten Tag an sollte Nelio das Rudel übernehmen. Da wäre er weg, und bis zu seiner Rückkehr würde er Nelio die Verantwortung übertragen. Im Hafen läge ein Frachter, der früh am nächsten Morgen nach Osten segeln würde, in den Sonnenauf-

gang. Cosmos würde sich an Bord schleichen, um diese Reise anzutreten, die er für das einzige Mittel hielt, um seine gute Laune wiederzugewinnen.

- Niemals werden sie mich als ihren Anführer akzeptieren, sagte Nelio. Sie werden sagen, ich hätte dich umgebracht.

- Sie werden mich vermissen, sagte Cosmos. Gerade deshalb bist du ihr einzig denkbarer Anführer. Weil du derjenige bist, der mir am nächsten steht.

Nelio hatte versucht zu protestieren.

- Sag nichts weiter, meinte Cosmos. Ich glaube, manchmal ist es wichtig, daß man aufbricht. Ich werde gut zurechtkommen.

Dann zog er eine tote Eidechse aus der Tasche und lächelte.

Im selben Moment, als Nelio von Cosmos' Verschwinden erzählte, war die Sonne über den Horizont gestiegen. Die afrikanische Sonne, rot wie Seide, breitete ihre Strahlen über die erwachende Stadt. Nelio war anzusehen, wie müde er war. Gerade als ich ihn verlassen wollte, fing er an zu husten. Als ich mich umdrehte, sah ich Blut aus seinem Mund fließen. Mir schoß durch den Kopf, jetzt ist es vorbei. Nelio wird sterben. Da hob er die Hand und winkte abwehrend.

- Es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, sagte er matt. Ich werde nicht sterben, ohne daß du es weißt.

Gleich darauf stockte der Blutfluß. Ich fragte, ob er irgend etwas wünschte.

- Nur Wasser, sagte er. Dann werde ich schlafen.

Ich blieb auf dem Dach, bis er eingeschlafen war. Anschließend ging ich hinunter in die Bäckerei. Da Dona Esmeralda bereits zugegen war, erzählte ich von dem untauglichen Teigmischer, mit dem ich nachts arbeitete.

Ich hörte meine eigene Stimme, die Worte, die fielen. Sie waren fremd und unwirklich, als würde ich allmählich mit Haut und Haar von dem sterbenden Nelio und seiner Erzählung verschlungen. Dona Esmeralda schien nichts zu merken. Sie erhob sich von dem Schemel, knotete das Hutband unter dem Kinn fest und sagte, sie würde den untauglichen Teigmischer sofort durch einen besseren ersetzen.

Dann ging ich hinaus in die Stadt. Irgendwo drehte ich mich um und sah hinauf zum Dach des Theaters.

Es war noch lang bis zum Abend und zur Nacht.

## *Die sechste Nacht*

An diesem Tag blies plötzlich ein kalter Wind in die Stadt hinein. Gerade in der wärmsten Jahreszeit war das nichts Ungewöhnliches, doch obwohl man es wußte, kam es jedesmal für alle überraschend. Es ging das Gerücht, vor langer Zeit, als die Stadt nichts anderes war als eine Ansammlung von niedrigen Häusern an der unberührten Flußmündung, wären Eisberge aufgetaucht, ungefähr da, wo jetzt die Haie herumstreichen, mit ihren kaum sichtbaren Flossen über der Wasseroberfläche. Für ein paar Tage sei die Flußmündung zu Eis gefroren, und die Menschen hätten den Fluß überqueren können, indem sie auf dem Wasser gingen. Auch wenn das aller Wahrscheinlichkeit nach nie geschehen war, sah man an diesen Tagen, wenn die kalten Winde von Süden her übers Land zogen, Menschen am Kai stehen, vor allem Alte, und zum Horizont spähen, ob die Eisberge vielleicht nach all diesen Jahren zurückkehrten. Dann würde sich die Wahrheit offenbaren, daß dieses Ereignis mehr war als nur ein Gerücht.

Ich war im Schatten eines Baums unten am Kai eingeschlafen, bei der Anlegestelle der rostigen Fähre, die auf dem Fluß hin- und herfährt. Plötzlich war ich davon aufgewacht, daß ich fror. Es war schon später Nachmittag, und ich lief zurück in die Bäckerei. Ich war unterwegs hinauf zum Dach, um nachzuschauen, ob Nelio noch schlief, als jemand mich rief. Es war eins der Mädchen an der Brottheke, und sie sagte, Dona Esmeralda hätte nach mir gefragt. Ich sollte sie sofort aufsuchen, obwohl sie sich jetzt im Theater befand und mit den Schauspielern ein neues Stück probierte.

Das beunruhigte mich sehr. Nur im Ausnahmefall ließ sich Dona Esmeralda bei der Theaterarbeit stören. Ich fragte das Mädchen, es war Rosa, wie ich mich jetzt erinnere, Rosa, die groß und dick war und leidenschaftlich einen Schneider liebte, der sie vor über fünfzehn Jahren verlassen hatte, ob sie wüßte, was Dona Esmeralda von mir wollte.

- Wer weiß schon, was sie will? erwiderte Rosa. Aber ich glaube, du solltest dich lieber beeilen. Sie wartet schon lange.

Ich dachte, sie hätte bestimmt entdeckt, daß Nelio auf dem Dach lag. Sie wüßte, daß ich ihn dorthin gebracht hatte. Jetzt würde sie mich entlassen, weil ich etwas hinter ihrem Rücken getan hatte.

Als ich vorsichtig den dunklen Zuschauerraum betrat, war ich von bösen Ahnungen erfüllt. Auf der Bühne, im gleichen Scheinwerferlicht, in dem ich Nelio in seinem Blut gefunden hatte, sah ich die Schauspieler agieren. Sie steckten in eigentümlichen grauen Kostümen, die mit Luft aufgepumpt schienen. Von ihren Gesichtern hingen lange, röhrenförmige Gebilde herunter, sie erinnerten an dicke Tauenden, die es ihnen schwermachten, sich zu bewegen. Ich blieb an der Tür stehen, fasziniert von den ballonartigen Geschöpfen auf der Bühne, die ständig über ihre Nasen stolperten.

Es dauerte eine Weile, bis ich begriff, daß sie Elefanten darstellen sollten. Ich sah den Rücken von Dona Esmeralda. Sie saß immer auf demselben Platz, ungefähr in der Mitte des Zuschauerraums, wenn sie ihre Proben leitete. Da auf der Bühne das Spiel in vollem Gang war, wartete ich ab, bevor ich zu ihr ging. Es fiel mir schwer zu verstehen, wovon das Stück handelte, denn hinter den langen Rüsseln, die ihnen vorm Gesicht baumelten, waren die Worte der Schauspieler kaum zu hören. Es kam mir jedoch so vor, als wäre ihr Ton ziemlich gereizt. Sie traten ärgerlich nach den Rüsseln, bewegten sich unbeholfen und schwerfällig in den

aufgeplusterten, außerdem bestimmt sehr warmen Kostümen.

Die Probe ging ohne Unterbrechung weiter. Ich dachte, ich sollte nicht länger warten, und ging leise durch den Mittelgang auf Dona Esmeraldas Rücken zu. Den Hut hatte sie abgesetzt und neben sich auf den Boden gelegt. Sie saß vollständig regungslos da. Als ich zu ihr hinkam, entdeckte ich, daß sie eingenickt war. Trotzdem saß sie aufrecht, ihr Kinn war nicht auf die Brust gesunken. Die Schauspieler auf der Bühne durften nicht merken, daß sie schlief. Ich wollte mich gerade wieder zurückziehen, als sie mit einem Ruck aufwachte und mich ansah. Sie deutete mit einer Hand auf den Platz neben sich. Behutsam schob ich die Kognakflasche weg, die neben dem Stuhl stand, und setzte mich. Währenddessen riefen die Elefanten sich auf der Bühne unbegreifliche Dinge zu. Dona Esmeralda beugte sich zu mir hin und flüsterte in mein Ohr.

- Wie gefällt dir unser neues Stück?

- Es sieht sehr gut aus, erwiderte ich flüsternd.

- Es handelt von einer Elefantenherde, die von einem religiösen Wahn befallen wird, fuhr sie fort. Es ist eine Erinnerung an die schlimme Zeit, als mein Vater noch über dieses Land herrschte. Gegen Ende des Stücks wird er persönlich mit gezogenem Schwert auf der Bühne erscheinen. Falls ich jemand finde, der ihn spielen kann. Die Elefanten sind eigentlich revolutionäre Soldaten.

Ich muß gestehen, daß ich nicht im geringsten begriff, was sie meinte. Da die Schauspieler oben auf der Bühne gereizt klangen, vermutete ich, daß auch sie nicht verstanden, wovon das Stück handelte. Doch das wagte ich nicht zu sagen und wiederholte nur, es sähe sehr gut aus. Dona Esmeralda nickte zufrieden und schien sogleich zu vergessen, daß ich da war. Sie verfolgte das Geschehen auf der Bühne mit einem Ausdruck puren, kindlichen Entzückens.

Heimlich beobachtete ich sie und dachte, daß genau diese Freude, die an die eines Kindes erinnerte, der Grund dafür sein mußte, daß sie noch lebte, obwohl sie mindestens neunzig Jahre alt war, vielleicht sogar hundert.

Ich dachte, sie hätte vergessen, daß ich an ihrer Seite saß, als sie mich plötzlich wieder ansah.

- Ich habe den Teigmischer entlassen, sagte sie. Wie hieß er noch?

- Julio.

- Ich habe ihm geraten, er soll sich ein Instrument beschaffen und es als Musiker probieren. Ich glaube, dazu hat er Talent.

Auch wenn Dona Esmeralda bis ins letzte versuchte, die Entlassung ihrer Angestellten zu vermeiden, war es nicht immer zu umgehen. Doch sie schickte keinen ohne Empfehlung weg, welche Tätigkeit er künftig ausüben sollte. Ich wußte, daß sie fast immer recht behalten hatte. Ich versuchte mir vorzustellen, welches Instrument zu Julio passen würde, aber mir fiel keines ein.

- Heute abend kommt jemand Neues zum Teigmischen, unterbrach Dona Esmeralda meine Gedanken. Deswegen habe ich dich rufen lassen. Ich habe eine Frau angestellt.

- Eine Frau? Aber die Mehlsäcke sind schwer!

- Maria ist sehr stark. Sie ist genauso stark, wie sie schön ist.

Das Gespräch war beendet. Dona Esmeralda bedeutete mir, ich sei entlassen. Ich schlich aus dem dunklen Zuschauerraum, froh und dankbar, daß sie mich doch nicht Nelios wegen herbestellt hatte.

Sie hatte gesagt, Maria sei genauso stark wie schön. Und bei Gott, sie hatte recht! Denn als ich spät abends in die Bäckerei kam, um mit der Arbeit anzufangen, stand da eine Frau, und sie war das Schönste, was ich in meinem Leben gesehen hatte. Ich war auf der Stelle in sie verliebt. In die-

sem Augenblick gab es nichts anderes als sie. Wir reichten uns die Hände.

- Ich heiße Maria, sagte sie.

- Ich liebe dich, wollte ich sagen. Aber das tat ich natürlich nicht. Ich sagte nur meinen Namen.

- Ich heiße auch Maria. José Maria Antonio. Die Mehlsäcke sind sehr schwer.

Direkt zu ihren Füßen lag ein Sack, einer von den weißen mit blauen und roten Streifen. Sie ging mit federnden Knien in die Hocke und hob ihn hoch über ihren Kopf.

Wie konnte eine Frau so stark sein? Wie konnte eine Frau so stark und zugleich so schön sein?

- Hast du schon mal in einer Bäckerei gearbeitet? fragte ich.

- Ja, sagte sie. Ich weiß, wie man einen Teig mischt.

Das wußte sie. Ich mußte ihr nur erklären, wie viele Portionen Teig wir in einer Nacht ansetzten, und welche speziellen Wünsche Dona Esmeralda hatte. Sie nickte, und seitdem habe ich sie nie korrigieren müssen.

So schön war sie, daß ich Nelio mehrmals vergaß, und erst als ich sie um Mitternacht nach Hause schickte, trat er wieder in mein Bewußtsein, doch erst, nachdem ich auf die Straße gegangen war, um festzustellen, ob dort ein Mann auf Maria wartete. Aber sie war allein in der Nacht verschwunden. In diesem Augenblick heiratete ich sie in meinem Kopf.

Erst als ich mich auf der Wendeltreppe befand, erinnerte ich mich, wohin und warum ich unterwegs war. Sogleich bekam ich Gewissensbisse. Da oben lag ein Mensch im Sterben, und ich hatte nur meine neue Teigmischerin Maria im Kopf. Ich zwang mich dazu, mich zu schämen, obwohl es mir schwerfiel, und eilte hinauf aufs Dach.



Nelio war wach, als ich kam. Früher an diesem Abend, bevor Maria gekommen war, hatte ich vom Nachtwächter vor dem Laden des indischen Fotografen eine alte zerschlissene Decke geliehen. Ich hatte ihm ein Brot und eine Streichholzschachtel voll Teeblätter gegeben, damit er mir die Decke borgte. Die hatte ich dann über Nelio gebreitet, zum Schutz vor den kühlen Winden. Ich hatte ihm Frau Muwulenes Kräuter verabreicht und an seiner Seite gesessen, während er einen seiner Fieberanfälle erlitt. Die kühle Luft tat ihm offenbar gut. Er lächelte, als er mich erblickte.

In diesem Moment war er ein zehnjähriger Junge. Im nächsten Augenblick konnte er wieder ein sehr alter Mann sein. Es wechselte ständig. Ich wußte nie, wen ich vor mir haben würde. Sicher war nur, daß er jetzt seit fünf Tagen auf dem Dach lag, es war die sechste Nacht, und die Wunden in seinem Brustkorb wurden immer schwärzer.

Vielleicht war es die Begegnung mit Maria, die mich beeinflusste, ich weiß es nicht. Aber als ich den Verband gewechselt und gesehen hatte, daß er jetzt unverkennbare Anzeichen einer Blutvergiftung aufwies, konnte ich nicht anders, als ihm geradeheraus zu sagen, was ich dachte.

- Du wirst sterben, wenn du hier auf dem Dach bleibst.
- Ich habe keine Angst vor dem Sterben, erwiderte er.
- Du mußt nicht sterben, sagte ich. Wenn ich dich von hier wegbringen darf. In ein Krankenhaus. Die Kugeln müssen aus deinem Körper entfernt werden.
- Ich werde dir Bescheid sagen, wenn es soweit ist, meinte er wie so oft zuvor.
- Jetzt bin ich es, der dir Bescheid sagt, gab ich zurück. Ich muß dich jetzt wegbringen. Sonst stirbst du.
- Nein, sagte er. Ich sterbe nicht.

Was ließ mich seinen Worten Glauben schenken? Wie brachte er mich dazu, etwas mitzumachen, von dem ich wußte, daß es nicht richtig war?

Die Antwort kenne ich nicht. Aber so groß war seine Macht, daß man sich seinen Worten beugte.

In dieser Nacht erzählte er von der Zeit, nachdem Cosmos sich an Bord eines Schiffs geschmuggelt hatte und zu seiner Reise in den Sonnenuntergang aufgebrochen war. In der Morgendämmerung, als er allmählich müde wurde, spürte ich, daß die kühle Luft wieder abgezogen war. Als ich aufstand, um ihn zu verlassen, und aufs Meer hinaussah, konnte auch ich keine Eisberge entdecken.

An dem Morgen, als Cosmos verschwunden war und Nelio den anderen mitteilte, er sei von nun an der Anführer des Rudels, war alles ganz ruhig verlaufen. Ein Wechsel in der Führung war sonst oft mit Unruhe verbunden, wenn verborgene Konflikte an die Oberfläche drängten. Nelio sagte, wie es war, daß Cosmos irgendwann zurückkehren und alles dann wieder so sein würde, wie es früher war. Er habe nicht die Absicht, etwas zu verändern, alles, was er über Führerschaft wisse, habe er von Cosmos gelernt.

Das war allerdings nicht ganz wahr. In der Nacht, als er schlaflos im Bauch des Pferdes lag und auf die Dämmerung und das heftige Morgengebet des irre lachenden Priesters wartete, hatte er sich vorgenommen, genau wie Cosmos zu sein. Aber noch ein wenig mehr. Er würde noch ein bißchen geduldiger mit Tristeza sein, er würde noch ein bißchen mehr über die ständig wiederholten, endlosen Geschichten von Alfredo Bomba lachen. Auf diese Weise hoffte er, die von Cosmos im Rudel verankerte Autorität zu festigen.

Nur einer forderte ihn in der ersten Zeit heraus. Nascimento.

- Du weißt, wo Cosmos ist, sagte Nascimento manchmal abrupt, wenn Nelio abends das Geld verteilte, das sie

tagsüber durch das Bewachen und Waschen von Autos verdient hatten. Sogleich kam Spannung unter den anderen auf. Nelio wußte, daß er die Herausforderung annehmen und Nascimento ein für allemal klarmachen mußte, weshalb Cosmos ihn zu seinem Nachfolger auserkoren hatte.

- Er hat mich zum Anführer bestimmt, weil er wußte, daß ich der einzige bin, der nicht verraten würde, wohin er unterwegs ist, entgegnete Nelio und teilte ungerührt weiter das Geld aus.

Nascimento überlegte, was die Antwort eigentlich bedeutete. An diesem Abend sagte er nichts mehr.

- Wir können keinen Anführer brauchen, der nachts nicht bei uns schläft, sagte er am folgenden Abend.

Auf diesen Vorwurf war Nelio gefaßt. Er hatte vermutet, daß Nascimento sich die Unterschiede zwischen Cosmos und ihm selber zunutze machen würde. Zwei Punkte hatte er gefunden, in denen sie sich wesentlich unterschieden. Erstens, daß Nelio für sich allein wohnte, zweitens, daß er nicht ein paar Jahre älter war als die anderen.

- Alles soll sein wie zu Cosmos' Zeiten, entgegnete Nelio. Deshalb werde ich auch weiterhin schlafen, wo ich will.

- Ein Anführer muß älter sein, sagte Nascimento.

- Darüber mußt du mit Cosmos reden, erwiderte Nelio. Ich bin sicher, er wird dir eine Antwort geben, mit der du zufrieden bist.

Nascimento hörte auf, Nelio herauszufordern, als er merkte, daß er nichts damit erreichte. Das Rudel kam zur Ruhe, da die Veränderung sich vollzogen hatte, ohne daß eine Spaltung drohte. Bald wußten auch die anderen Straßenkinder in der Stadt, daß Nelio, obwohl er so jung war, die Führung übernommen hatte, nachdem Cosmos zu einer geheimnisvollen Reise aufgebrochen war.

Zu jener Zeit begann Nelio auch immer mehr darüber nachzugrübeln, warum die Welt eigentlich aussah, wie sie

es tat. Vor sich sah er ein endloses Leben in den Straßen der Stadt. Wenn er irgendwann als alter Mann sein letztes Mahl essen würde, würde er es auch aus den Mülltonnen geklaut haben, genau wie jetzt. War das Leben wirklich nichts als das? Nichts anderes? Er entsann sich der Worte, die der weiße Zwerg, Yabu Bata, gesagt hatte, als sie sich trennten. Es gibt zwei Wege. Der eine weist dir das richtige Ziel, der andere ist der Weg der Torheit und führt einen Menschen direkt ins Verderben. Welchen Weg hatte er eigentlich gewählt, als er an jenem Morgen in die Stadt gegangen war? Wäre er besser der endlosen Strandlinie des Meeres gefolgt?

In seinem Leben hatte er nur eine einzige Aufgabe: zu überleben. Wenn er es so empfand, wurde er unruhig.

Ich muß noch etwas anderes tun, dachte er. Ich muß mehr tun, als nur zu überleben.

Zu dieser Zeit legte er sich auch einige Gewohnheiten zu, die dazu beitrugen, von ihm das Bild eines bemerkenswerten Menschen zu schaffen. Er selbst wußte aber nichts von den Gerüchten, die sich um ihn rankten.

Jeden Morgen, wenn er aufwachte, fragte er sich, ob er noch einen Tag mit dem Namen Nelio zu leben vermochte. An Tagen, an denen ihm sein Name eine Last war, wählte er einen anderen Namen. Er fragte gewöhnlich einen der Jungen, die bei dem Reiterstandbild spielten, wie er hieß, und nahm für diesen Tag seinen Namen an. Noch immer hatte niemand entdeckt, daß er das Standbild in sein Zuhause verwandelt hatte. Immer, wenn Manuel Oliveira vor der leeren Kirche sein Gelächter anstimmte, öffnete er vorsichtig die Luke und schlüpfte rasch heraus. Dann lief er durch die Stadt zur Treppe des Justizministeriums, wo die anderen ungefähr zur gleichen Zeit wach wurden. Sie wollten nicht, daß die Wächter sie schlafend antrafen, wenn sie zum Aufschließen kamen. Dann wurden sie brutal weg-

gejagt, und manchmal wurden ihre Pappkartons zertreten.

Die Tage der Straßenkinder waren sich immer gleich, ohne daß sie sich je wiederholten. Ständig passierte etwas, das keiner hatte vorhersehen können. Aber Nelio zog sich immer öfter von den anderen zurück und war mitunter verärgert, wenn sie ihn nicht in Ruhe ließen. Oft wurde er in seinen Gedanken unterbrochen, wenn Nascimento sich mal wieder mit Pecado prügelte oder mit jemand aus einem anderen Rudel von Straßenkindern Streit anfang. Dann mußte er eingreifen, damit sich der Tumult nicht ausbreitete, und wieder Frieden stiften.

Wenn er bei einer Schlägerei dazwischentrat, wurde es sofort ganz still. Keiner hatte je die Hand gegen ihn erhoben, nicht einmal Nascimento. Auch war es allen ein Rätsel, wie er es vermied, sich je in eine Prügelei verwickeln zu lassen. Man munkelte, sein Vater wäre ein unbekannter *feticheiro* mit seltenen Kräften, die er seinerseits auf seinen Sohn übertragen hätte. Woher das Gerücht kam, wo es entstanden war, ließ sich nicht zurückverfolgen. Aber plötzlich, eines Tages, als Nelio direkt hinter Dona Esmeraldas Bäckerei an einen Baum gelehnt saß und die zerrissene und schmutzige Karte von Afrika studierte, die Alfredo Bomba am vergangenen Tag aus einer Mülltonne gefischt hatte, fiel plötzlich ein Schatten auf ihn. Als er aufsah, stand vor ihm eine junge Frau mit einem Kind.

- Meine Tochter ist krank, sagte die Frau mit klagender Stimme.

- Dann sollte sie Medizin bekommen, meinte Nelio. Aber ich habe keine Medizin zu vergeben.

Wieder versank er in seine Gedanken. Die Frau blieb stehen. Die Zeit verging. Nach über einer Stunde schaute Nelio wieder zu ihr auf.

- Ich habe keine Medizin, wiederholte er. Wenn dein

Kind vor einer Stunde krank war, muß es ihm jetzt noch schlechter gehen.

Die Frau hatte ihr Kind vor die Brust gebunden. Jetzt nahm sie es hoch, kniete nieder und streckte es Nelio hin. Unterdessen hatten sich viele Menschen um sie versammelt. Nelio war mulmig zumute. Er hatte großen Respekt vor den *feticheiros* und *curandeiros*, die im Besitz geheimer Kräfte waren, mit den unruhig schwebenden Geistern sprechen konnten und die Gabe besaßen, das Böse auszutreiben und das Gute freizusetzen, das jeder Mensch in sich trug. Jetzt wurde ihm klar, daß die Frau, die ihm ihr Kind hinstreckte, ihn für einen *feticheiro* hielt. Das machte ihm angst. Tote *feticheiros* konnten ihn hart strafen, wenn er sich für einen der ihnen ausgab.

- Du täuschst dich, sagte er zu der Frau. Geh zu einem *curandeiro*. Ich werde dir Geld geben. Wenn du nur hier weggehst.

Die Frau rührte sich nicht vom Fleck. Nelio entdeckte Nascimento und die anderen, die neugierig das Geschehen verfolgten. Er merkte, daß er angefangen hatte zu schwitzen.

- Geh hier weg, wiederholte er. Ich kann dir nicht helfen. Ich bin doch erst ein Kind.

Plötzlich wandte sich die Frau an alle, die sie in einem ständig wachsenden Kreis umstanden.

- Mein Kind ist krank, klagte sie. Er will ihr nicht helfen.

Sogleich brach unter den Umstehenden ein mißbilligendes Gemurmeln aus, und alle ergriffen für die Frau Partei. Nelio sah ein, daß ihm nichts anderes übrigblieb, als das Kind zu nehmen und es in seinen Armen zu halten. Er bemerkte, daß die Lippen des Kindes trocken und rissig waren.

- Gib ihm Wasser mit Salz, sagte er zu der Frau, in Erinnerung daran, was ihm seine Mutter früher gegeben hatte.

Die Frau nahm das Kind, lächelte und legte ein paar zerknitterte Scheine zu Nelios Füßen nieder. Die Versammlung löste sich auf.

- Nicht einmal Cosmos war ein *curandeiro*, sagte Pecado verwundert. Kannst du machen, daß die Flöhe nicht mehr mein Blut saugen?

Ein paar Tage später kam die Mutter mit dem Kind zurück. Da war das Kind wieder gesund. Nelio nahm an, das abgekochte Wasser mit dem Salz hätte seine Wirkung getan. Aber von diesem Moment an verbreitete sich das Gerücht, Nelio besitze die heiligen, heilenden Kräfte. Um nicht zu riskieren, als falscher *curandeiro* entlarvt zu werden, blieb Nelio, wie er erkannte, nur die Möglichkeit, ein weiteres Gerücht in die Welt zu setzen. Er rief das Rudel zusammen.

- Wenn zu viele Menschen zu mir kommen, damit ich sie gesund mache, kann ich unmöglich weiter euer Anführer sein. Deshalb müßt ihr jetzt verbreiten, daß ich kranke Menschen nur empfangen, wenn ich an dem Platz sitze, zu dem die Frau gekommen ist. Nur dort. Nirgends sonst.

Von diesem Tag an mied Nelio mit Bedacht den Schatten des Baums, in den er sich früher gern zurückgezogen hatte, um über seine vielen ungelösten Fragen nachzugrübeln. Obwohl er nie mehr ein krankes Kind in seine Arme nahm, hatte er einen unsichtbaren Mantel um die Schultern bekommen, von dem ihn keiner befreien konnte. Nelio, der so jung war und trotzdem die Nachfolge von Cosmos angetreten hatte, war ein Mann, der übernatürliche und magische Kräfte besaß. Er wurde eine bekannte Person in der Stadt. Viele suchten ihn auf, um sich einen Rat zu holen. Nelio bemühte sich nie um kluge Antworten. Er sagte einfach, was ihm dazu einfiel. Wenn er eine Frage nicht verstand, sagte er das. Wenn er nichts zu sagen hatte, schwieg

er. Bald gab es Gerüchte, Nelio würde eines Tages ein großes Wunder tun. Keiner wußte, was für ein Wunder, aber alle erwarteten etwas sehr Großes, das ihre Stadt in aller Welt berühmt machen würde.

Nelio hatte jedoch keinerlei Absicht, eine wunderbare und magische Tat zu vollbringen. Er strebte nur danach, etwas zu tun, was dazu führen würde, daß sein Leben von etwas anderem handelte als vom nackten Überleben. Zugleich nahm er seine Verantwortung als Stellvertreter von Cosmos ernst. Er achtete immer darauf, daß alle sich wuschen, damit sie nicht krank wurden. Bei mehreren Gelegenheiten zerschlug er halbleere Weinflaschen, die Nascimento angeschleppt hatte, fest entschlossen, sich zu betrinken. In den kurzen Pausen, wenn sie gerade nicht mit dem stundenweisen Überleben beschäftigt waren und auf dem Gehsteig dösten, wo immer sie Schatten fanden, ließ Nelio sich ihre Träume erzählen. Er hatte entdeckt, daß die Träume bei den anderen genauso stark waren wie bei ihm selbst. Er dachte, die Träume würden immer weiterleben, wie schwer ihr Leben auch sein mochte. In einem jeden gab es einen Kern, der so stabil und kostbar war wie ein Diamant. Das war der Traum von einem anderen Tag, einem Wiedersehen, einem Bett zum Schlafen, einem Dach überm Kopf, einem Personalausweis.

Nelio entschied, daß Wissen bedeutete, Dinge zusammenzubringen. Wenn ihn jemand gefragt hätte, was die grundlegenden Bedürfnisse eines Menschen seien, hätte er sofort die richtige Antwort gewußt: ein Dach und ein Personalausweis. Das war es, was ein Mensch brauchte, außer Nahrung, Wasser, einem Paar Hosen und einer Decke. Daß er ein Dach überm Kopf und einen Personalausweis in der Tasche hatte, unterschied den Menschen vom Tier. Es waren die ersten Schritte in ein anständiges Leben, ein Weg aus der Armut heraus, sich ein Dach zu bauen und einen Per-



sonalausweis zu besorgen. Wenn die Zeit reif wäre, würde er auch dafür sorgen, daß die, für die ihm Cosmos die Verantwortung übertragen hatte, die lange Wanderung von der Straße weg antreten würden.

Nelio hörte sich ihre Träume an und war oft verärgert, daß sie ebenso unsinnig wie unrealistisch waren. Obwohl er sich stets bemühte, es nicht zu zeigen, wenn er böse wurde, mußte er manchmal einfach seine Meinung sagen. Als Tristeza über längere Zeit ihre nachmittägliche Siesta mit endlosen Tiraden darüber gestört hatte, wie er eines Tages eine eigene Bank gründen würde, wies Nelio ihn zu recht. Er weckte alle, die glücklich eingenickt waren, und hielt ihnen eine Standpauke.

- Alle dürfen über ihre Träume reden. Man träumt, wenn man träumt, und man träumt weiter, wenn man von seinem Traum erzählt. Das ist gut. Aber was Tristeza macht, ist nicht gut. Es ist kein guter Traum zu glauben, man würde eines Tages eine Bank gründen. Besonders, wenn man nicht mal rechnen kann. Das ist Blödsinn. Deshalb soll Tristeza ab sofort weniger von seiner Bank reden. Besonders, wenn wir anderen Mittagsschlaf halten wollen.

Danach wurde es still. Alle genossen es, in Frieden zu schlafen. Aber Tristeza, der schwer von Begriff war und viel Zeit zum Denken brauchte, bat Nelio zu wiederholen, was er gesagt hatte, und diesmal langsamer zu sprechen. Nelio wurde von einem Gefühl der Trauer ergriffen, als er sah, wie sehr es Tristeza schmerzte, seinen Traum verboten zu bekommen. Er erkannte, daß er ihm einen anderen geben mußte, damit er seinen Lebensmut nicht verlor.

- Du mußt üben, schneller zu denken, sagte Nelio. Davon sollst du träumen. Daß du eines Tages auf dieselbe Weise denken kannst wie wir anderen. Wenn du das gelernt hast, werden wir so viel Geld für dich sammeln, daß du dir ein paar Turnschuhe kaufen kannst.

Ungläubig schaute Tristeza ihn an.

- Ich stehe zu meinem Wort, sagte Nelio. Habe ich je etwas versprochen, was ich dann nicht gehalten habe?

Tristeza schüttelte den Kopf.

- Du darfst selber in das Geschäft gehen und auf die Schuhe zeigen, die du haben willst. Dann wirst du das Geld aus deiner Tasche nehmen, und du wirst selber bezahlen.

- So schnell werde ich niemals denken lernen, sagte Tristeza.

- Du wirst deine Schuhe bekommen, wenn du nur ein klein bißchen schneller denken gelernt hast als jetzt.

- Ich weiß nicht, wie das geht.

- Du denkst zu viele Dinge gleichzeitig. Deshalb ist immer ein solcher Wirrwarr in deinem Kopf. Lerne, nur an eine Sache auf einmal zu denken, nichts weiter.

- An was soll ich denken?

- Denk daran, daß es sehr warm ist, sagte Nelio. Denk daran, wie gut wir schlafen und wie wenig wir uns über dich ärgern werden, wenn du nicht dauernd von deiner Bank faselst. Denk daran, bis du selber einschläfst. Später werde ich dir etwas anderes zu denken geben.

- Turnschuhe, sagte Tristeza.

- Ja, Turnschuhe, sagte Nelio. Jetzt sei still! Denk. Und schlaf.

Anschließend, als auch Tristeza eingeschlafen war, blieb Nelio im Schatten seines Baumes wach. Er versuchte sich Tristeza in zehn Jahren vorzustellen, und in zwanzig, als Erwachsenen. Und wieder wurde er traurig bei dem Gedanken, daß Tristeza bestimmt nicht so lange leben würde. Die Welt war nicht für Straßenkinder gemacht, die langsam dachten.

Eines Morgens kam Alfredo Bomba zu Nelio, der sich abwesend mit einer scharfzigen, stumpfen Messerklinge den Schmutz von den Füßen schabte. Er erzählte, er hätte in der Nacht geträumt, daß am kommenden Tag sein Geburtstag sei.

- Du weißt nicht, an welchem Tag du geboren bist, sagte Nelio.

- In meinem Traum wußte ich es, gab Alfredo Bomba zurück. Warum sollte ich etwas träumen, was nicht wahr ist?

Nelio betrachtete ihn nachdenklich. Dann schlug er die Hände zusammen und stand auf.

- Du hast recht, sagte er. Natürlich hast du morgen Geburtstag. Wir werden deinen Geburtstag feiern. Laß mich jetzt in Ruhe über deinen Geburtstag nachdenken.

Wenn Nelio ein Problem lösen oder einen Gedanken wälzen wollte, bis es nichts mehr darüber nachzudenken gab, wollte er immer allein sein. Er konnte nicht denken, wenn die anderen um ihn her lärmten. Gewöhnlich setzte er sich in das verdorrte, braune Gras hinter der Tankstelle, wo ein paar magere Ziegen seine einzige Gesellschaft waren. Dahin ging er jetzt, als er über Alfredo Bombas Geburtstag nachsinnen wollte. Nach einer Stunde wußte er, was sie tun würden. Er rief das Rudel zur Beratung zusammen. Nascimento trug eine Kiste mit halb verfaulten Tomaten, die vom Dach eines überladenen Busses gefallen war. Rasch und geübt rissen sie die Teile der Tomate heraus, die verfault waren, und verschlangen den Rest. Nelio wartete, bis die Kiste fast leer war, bevor er zu sprechen begann.

- Morgen ist ein großer Tag, Alfredo Bomba hat Geburtstag. Das hat er geträumt, und dann ist es bestimmt richtig. Vermutlich wird er neun, zehn oder vielleicht elf Jahre alt. Aber das ist nicht so wichtig. Nichts verbietet Alfredo Bomba, so alt zu sein, wie es ihm selbst gefällt. Morgen feiern wir also Alfredo Bombas Geburtstag.

Nelio deutete auf ein Haus, das ein Stück abseits von der Tankstelle lag. Zu Dom Joaquims Zeit hatte es einem wohlhabenden Plantagenbesitzer gehört, der in den fernen westlichen Provinzen große Teeplantagen hatte. Nach dem Einmarsch der jungen Revolutionäre hatte das Haus lange leer gestanden und war verfallen. Aber in den letzten Jahren hatten darin verschiedene weiße Menschen gewohnt, die in ihr Land kamen, um zu helfen, man nannte sie gewöhnlich *cooperantes*. Zur Zeit wohnte da ein Mann, dessen Haare ganz hell waren, und der aus einem Land kam, von dem keiner wußte, wo es lag. Nelio hatte einmal aufgeschnappt, der Mann sei ein *markes*, ohne zu verstehen, was das bedeutete.

Oft hatte sich Nelio über diese *cooperantes* gewundert. Sie hatten kurze Hosen und Sandalen an und trugen kleine Taschen mit Geld in einem Gürtel um den Leib. Nelio dachte, das sei vielleicht ihre Uniform. Sie fuhren große Autos, waren im allgemeinen sehr freundlich zu den Straßenkindern und gaben ihnen zuviel Geld für die Bewachung ihrer Autos. Sie hatten es gern, wenn sie von der Sonne rot im Gesicht wurden, und bemühten sich immer zu zeigen, daß sie keine Angst vor all den schwarzen Menschen hatten, die sie dauernd um Geld anbettelten, obwohl Nelio natürlich durchschaut hatte, daß sie in Wirklichkeit Angst hatten.

Nelio deutete auf das Haus.

- Morgen ist Samstag. Das bedeutet, daß der *markes* sein Auto mit Matratzen und Stühlen und Proviant vollstopft. Dann kommt er erst am nächsten Tag wieder zurück, am Sonntag. Seine *empregada* hat frei, und der Nachtwächter schläft immer sehr tief. Außerdem kann Nascimento versuchen, eine Flasche Wein für ihn aufzutreiben. Dann wird er noch tiefer schlafen. Da der Mann, der da wohnt, ein *markes* und *cooperante* ist, ist er hier, um den Armen

in unserem Land zu helfen. Wir sind arm. Also kann er uns helfen, Alfredo Bomba einen schönen Geburtstag zu bereiten. Wir werden den Geburtstag in seinem Haus feiern. Seine Worte lösten einen Sturm von Protesten aus. Nelio wußte, daß alle seine Idee hervorragend fanden und ihm jetzt zu helfen versuchten, indem sie alles ansprachen, was zum Problem werden könnte.

- Wir können nicht in das Haus einbrechen, sagte Mandioca. Die Polizei wird kommen. Wir werden den Geburtstag im Gefängnis feiern müssen. Sie werden uns furchtbar verprügeln. Besonders Alfredo Bomba, da sein Geburtstag an allem schuld ist.

- Wir werden nicht einbrechen, sagte Nelio. Ich erkläre es euch später.

- Da es nicht unser Haus ist, müssen wir still sein, sagte Nascimento. Aber wir können nicht still sein. Das haben wir noch nie gekonnt. Wie sollen wir einen Geburtstag feiern, ohne Krach zu machen?

- Wir werden die Fenster nicht öffnen, sagte Nelio. Und wir werden nichts kaputtmachen.

- Wir können kein Licht machen. Sollen wir in einem fremden Haus im Dunkeln sein? Viele Sachen werden kaputtgehen, ob wir wollen oder nicht.

- Der *markes* läßt immer das Licht brennen, wenn er weg ist, sagte Nelio. Damit keine Einbrecher kommen.

Er ging auf jeden Einwand ein und erklärte dann, wie sie ins Haus kommen würden.

- Mandioca ist derjenige unter uns, der zwei Dinge besser kann als jeder andere. Erstens kann er elender und hungrier aussehen als wir anderen. Zweitens kann er still sein und sich lange Zeit nicht bewegen. Deshalb soll Mandioca an die Tür gehen und klingeln. Der *cooperante* wird aufmachen. Dann mußt du schwanken und ohnmächtig über die Schwelle ins Haus fallen. Der *cooperante* wird nervös

werden, er wird dir Wasser zum Trinken holen. Nach einer Weile geht es dir besser. Du bittest, aufs Klo gehen zu dürfen. Wenn du da drin allein bist, machst du die Fensterhaken auf. Aber so, daß man es nicht merkt. Dann dankst du dem *cooperante* für alles, was er für dich getan hat. Bestimmt gibt er dir auch Geld, weil du so hungrig bist. Anschließend kommst du zu uns zurück.

- Wenn ich hungrig aussehen soll, muß ich satt sein, sagte Mandioca. Wenn ich hungrig bin und hungrig aussehen soll, sehe ich bloß wütend aus.

Nelio deutete auf die Tomatenkiste.

- Der Rest von den Tomaten ist für Mandioca, sagte er. Es gibt nur eine Sache, an die du denken mußt, wenn du da drinnen im Haus bist. Wenn du im Badezimmer pinkeln willst, pinkelst du in den Stuhl, der einen Deckel hat. Du pinkelst nicht in die Schüssel mit den Wasserhähnen. Ist das klar?

- Ich werde nicht pinkeln, sagte Mandioca. Was für eine Schüssel?

- Du wirst es sehen, wenn du da bist, sagte Nelio. Jetzt warten wir hier, bis der *cooperante* nach Hause kommt.

- Was ist, wenn er morgen nicht fährt? fragte Nascimento.

- Alle *cooperantes* liegen am Strand und werden rot, wenn Samstag und Sonntag ist, sagte Mandioca. Nelio hat recht.

- Ich habe noch nie Geburtstag gefeiert, meinte Alfredo Bomba. Wie macht man das?

- Man ißt und tanzt und singt, sagte Nelio. Genau das werden wir auch machen. Und wir werden uns waschen und in Betten schlafen und ein Dach überm Kopf haben. Wir können in seinem Fernseher Bilder angucken.

- Vielleicht hat er kein Fernsehen.

- Alle *cooperantes* haben Fernsehen, erwiderte Nelio.

Sie haben helle Haare, und sie haben Fernsehen. Das müßt ihr euch merken, ein für allemal.

Mandioca ging zum *markes*, fiel an der Schwelle des Hauses in Ohnmacht, machte in der Toilette die Fensterhaken auf und bekam 20 000, als er sich wieder erholt hatte und das Haus verlassen konnte. Am folgenden Tag standen sie auf der Straße und winkten dem blonden Mann, als er in seinem Auto davonfuhr. Nascimento gelang es am Nachmittag, eine halbvolle Flasche Wein zu ergattern. Abends gegen acht war der Nachtwächter eingeschlafen, und sie schlichen auf der Rückseite in den Garten des Hauses. Indem er auf Mandiocas Schultern stieg, erreichte Tristeza das Klofenster und schlängelte sich hinein. Gleich darauf öffnete er die Haustür, wie Nelio es ihm aufgetragen hatte. Sie verbargen sich im Schatten und warteten, bis ein paar Polizisten auf der Straße vorbeigegangen waren. Dann schlüpfen sie rasch aus dem Schatten und zur Tür hinein. Nelio gab ihnen strenge Anweisungen, still zu stehen und sich nicht zu rühren, bis er kontrolliert hatte, daß alle Vorhänge zugezogen waren. Dann rief er sie im Flur zusammen.

- Jetzt gehen sich alle waschen. Vor allem ist es wichtig, daß alle saubere Füße haben.

Da er ihrer Bereitschaft, sich ordentlich zu waschen, mißtraute, sperrte er sie im Bad ein und sagte, sie würden einzeln herausgelassen, wenn er sich persönlich davon überzeugt hätte, daß sie sauber genug waren. Dann ging er durchs Haus, schaute in die beiden Kühlschränke, bestimmte, wo sie schlafen sollten, machte den Fernseher an und stellte schließlich ein paar Porzellanvasen weg, die leicht zu Boden fallen und kaputtgehen könnten.

Nascimento mußte seine Füße zweimal waschen, bis Nelio zufrieden war. Dann rief er sie in der Küche zusammen.

- *Cooperantes* haben in ihren Kühlschränken immer

viel zu essen, sagte er. Ich bin sicher, der Mann, der hier wohnt, freut sich, wenn wir Alfredo Bombas Geburtstag mit einem Festmahl feiern. Jetzt wollen wir Essen machen.

Nelio ging ans Werk, als hätte er einen Feldzug geplant. Mandioca durfte das Gemüse übernehmen, während er Pecado und Nascimento Reis kochen ließ. Alfredo Bomba und Tristeza halfen den anderen, während Nelio selbst ein großes Stück Fleisch in Stücke schnitt und es briet. Als das Essen fertig war, setzten sie sich an den großen Tisch, in der Speisekammer hatten sie Saft gefunden, und nun sahen sie Nelio an und warteten auf das Zeichen zum Anfangen.

- Heute ist vielleicht Alfredo Bombas Geburtstag, sagte er. Jedenfalls hat er geträumt, daß es so ist. Jetzt essen wir.

Während der Mahlzeit mußte Nelio mehrmals eingreifen, weil eine Prügelei um die Fleischstücke auszubrechen drohte. Als Nascimento laut zu werden begann, ohne daß es ihm offenbar selbst bewußt war, schnüffelte Nelio an seinem Glas und entdeckte, daß Nascimento Alkohol in den Saft gemischt hatte. Ohne daß Nascimento etwas merkte, vertauschte er rasch das Glas mit seinem eigenen und schüttete anschließend den Inhalt in die Spüle. Später, nachdem sie noch zwei große Packungen Eis in einer riesigen Kühltruhe gefunden hatten, fingen sie an, zu der Musik aus einem Radio zu tanzen, das Nelio aus dem großen Wohnzimmer geholt hatte. Er dachte, sie blieben am besten weiter in der Küche. Da gab es keine Teppiche zu bekleckern, und der Boden war aus Kacheln und leicht zu wischen.

Anfangs saß er abseits und sah dem Tanz zu. Irgendwo tief in seinem Kopf meinte er die Töne einer *timbila* zu hören und die Trommeln in dem Dorf, das die Banditen niedergebrannt hatten. Plötzlich umgaben sie ihn alle in der Küche des *markes*, die Geister, die ihn suchten, all die Toten und alle, die vielleicht tot waren, vielleicht aber noch



lebten. Er spürte, wie seine Trauer so groß wurde, daß er mit seinem düsteren Gesicht womöglich Alfredo Bombas Fest kaputtmachen würde. Da erhob er sich von seinem Stuhl und mischte sich in den Tanz. Er tanzte wie in einem Nebel, bis ihm der Schweiß über die Stirn lief. Sie tanzten bis tief in die Nacht, sie tanzten, bis sie keine Tanzschritte mehr in ihren Beinen und Hüften hatten.

Da war Alfredo Bomba schon unter dem großen Tisch eingeschlummert. Nelio zeigte ihnen, wo sie schlafen sollten, einige im Bett des *markes*, andere auf den Sofas. Als im Haus Stille eingekehrt war, begab sich Nelio wieder in die Küche und räumte auf. Als der Morgen dämmerte, konnte niemand mehr sehen, daß jemand dagewesen war, wenn er nicht den Kühlschrank oder die Tiefkühltruhe öffnete. Nelio ging durch die stillen Räume und betrachtete das schlafende Rudel.

Plötzlich hatte er das Gefühl, gleichzeitig in verschiedenen Zeiten und Welten zu wandern. Ihm war, als könnte er sich an den kleinen Hain außerhalb des Dorfes erinnern, in dem er aufgewachsen war und in das die Banditen kamen, um es in Brand zu stecken.

Die Bäume haben sie nicht abgebrannt, dachte er. Hunderte von Jahren ist der Wald gewachsen. Jedesmal, wenn ein Kind geboren wurde, hat man einen Baum gepflanzt. An den Bäumen konnte man erkennen, wie alt ein Mensch war. Die ganz hohen und dicken Stämme, die den größten Schatten spendeten, gehörten zu Menschen, die schon in die Geisterwelt zurückgekehrt waren. Aber die Bäume der Lebenden und der Toten standen im selben Hain, sogen ihre Nahrung aus derselben Erde und aus demselben Regen. Sie standen da und warteten auf die Kinder, die noch nicht geboren waren, die Bäume, die noch nicht gepflanzt waren. So würde der Wald wachsen und das Alter des Dorfs würde immer gegenwärtig sein. Ob ein Mensch tot war,

konnte man einem Baum nicht ansehen, nur, daß er geboren war.

Nelio betrachtete die Schlafenden und dachte, er bewege sich jetzt in einer Welt, die es vielleicht eigentlich noch gar nicht gab. Irgendwann in der Zukunft würden sie in Betten, auf Sofas schlafen, und sie würden die Träume haben, die nur satte Menschen träumen. Die Zukunft würde vielleicht aussehen wie das Haus des *markes*.

Es war ein Augenblick, in dem er etwas zu sehen meinte, wovon die Alten gesprochen hatten, das größte Wunder, dessen ein Mensch teilhaftig werden konnte. Das, was gewesen ist, und das, was kommen würde, in ein und demselben Moment zu erleben.

Er wußte, nie würde er die Nacht vergessen, die sie im Haus des *markes* verbracht hatten. Alfredo Bomba würde sich an seinen Geburtstag erinnern, Nelio an sein Gefühl, frei durch die Zeit zu schweben.

Man kann fliegen, ohne sichtbare Flügel zu haben, dachte Nelio. Die Flügel sind in uns, wenn uns vergönnt ist, sie zu sehen.

Der erste, der aufwachte, war Tristeza.

- Woran soll ich heute denken? fragte er.

- Denk daran, wie es sich anfühlt, wenn man saubere Füße hat, antwortete Nelio.

Auch die anderen wurden wach und rieben sich den Schlaf aus den Augen. Zuerst sahen sie sich verwundert um, dann erinnerten sie sich. Es war noch früher Morgen. Durch einen Spalt in den Vorhängen hatte Nelio gesehen, daß der Nachtwächter noch schlief.

- Es ist Zeit zu gehen, sagte er. Auf demselben Weg, den wir gekommen sind.

- Woher hast du gewußt, daß soviel Essen in den kalten Schränken war? fragte Nascimento plötzlich.

- Ein Mann, der jeden Tag mit großen Körben voller

Essen nach Hause kommt, kann nicht alles allein aufessen, erwiderte Nelio. Diese Frage hättest du ohne meine Hilfe beantworten können.

Genauso unbemerkt, wie sie gekommen waren, verließen sie das Haus des *markes*.

- Was wird er sagen, fragte Alfredo Bomba besorgt, wenn er entdeckt, daß das ganze Essen weg ist?

- Ich weiß es nicht, sagte Nelio. Vielleicht dasselbe wie andere Weiße, die in unserer Welt leben. Daß Afrika und die schwarzen Menschen unbegreiflich sind.

- Sind wir das? fragte Alfredo Bomba. Sind wir unbegreiflich?

- Wir nicht, sagte Nelio. Aber die Welt, in der wir leben, ist manchmal schwer zu verstehen.

In dem Bewußtsein, daß sie ein großes Geheimnis teilten, kamen sie hinaus auf die Straße. Nelio stellte fest, daß sie mit größerer Energie als sonst so früh am Morgen die Mülltonnen durchstöberten und baten, die Autos bewachen zu dürfen.

Er dachte, was sie gemacht hatten, sei eine gute Sache. Deshalb würden sie es nie wiederholen.

An diesem Morgen war Nelio sehr müde gewesen. Er hatte erklärt, daß er sich in den Schatten seines Baums setzen und nicht gestört werden wollte. Auch sollten sie in seiner Nähe Prügeleien vermeiden und nicht zuviel Krach machen.

Doch als er sich seinem Baum näherte, hatte er plötzlich gestutzt. Da saß jemand. Jemand, den er noch nie gesehen hatte. Er war verärgert, daß sein Platz an dem Baum nicht respektiert wurde. Niemand außer ihm durfte da sitzen.

Er ging zum Baum hin. Da entdeckte er, daß es ein Mädchen war, das da saß. Und sie war genauso weiß, genauso ein Albino wie Yabu Bata.

Ich wartete auf eine Fortsetzung, die nicht kam. Nelio hatte seine Erzählung unterbrochen und war in Gedanken versunken. Dann sah er mich an.

- Ich entsinne mich, daß ich dachte, es müßte etwas Wichtiges bedeuten, sagte er, und jetzt war seine Stimme schwach, und ich dachte an die Wunden, die unter dem Verband schwarz wurden und stanken.

- Ich dachte, es müßte etwas Wichtiges bedeuten, fuhr er fort. Erst hatte mir Yabu Bata den Weg zur Stadt gewiesen. Und nun saß ein Mädchen in zerschlissenen Kleidern im Schatten unter meinem Baum. Ich dachte, es müßte etwas bedeuten. Und das tat es ja auch.

Ich dachte plötzlich an meine Frau. Die neue Teigmischerin, die keiner in der Nacht nach Hause begleitet hatte. Schon jetzt fühlte ich eine gespannte Erwartung, sie noch an diesem Abend wiederzusehen.

- Ich sehe, daß du an etwas denkst, das dich froh macht, sagte Nelio. Wäre ich nicht so müde, würde ich dich gern erzählen hören.

- Du mußt dich ausruhen, sagte ich. Dann werde ich dich ins Krankenhaus bringen.

Aber Nelio antwortete nicht. Er hatte die Augen schon geschlossen.

Ich stand auf und verließ das Dach.

Die sechste Nacht war vorüber.

## *Die siebte Nacht*

Kann man den Schritten eines Menschen anhören, daß er verliebt ist? Wenn das so ist, und das glaube ich, muß Maria gemerkt haben, daß mein Herz schon für sie glühte, als ich am zweiten Abend, an dem wir gemeinsam Dona Esmeraldas Brot backen sollten, in die Bäckerei kam. Es war sehr warm, und sie trug ein dünnes Kleid, unter dem sich die Umrisse ihres Körpers deutlich abzeichneten. Als ich vom Dach kam, hatte sie schon mit der Arbeit angefangen, und sie lächelte, als sie mich sah.

Heute, ein Jahr danach, denke ich manchmal, wenn alles anders gekommen wäre, wenn Nelio nicht gestorben wäre und ich meine Arbeit bei Dona Esmeralda nicht aufgegeben hätte, um als Chronist der Winde wiederzukehren, wären Maria und ich jetzt vielleicht ein Paar. Aber so ist es nicht gekommen, und heute ist es nicht mehr möglich, da sie an einen anderen gebunden ist. Ich habe sie in der Stadt gesehen, da hatte sie einen Mann dicht an ihrer Seite, ich glaube, er verkaufte Vögel auf einem Markt, und ihr Bauch war sehr dick. Obwohl unsere gemeinsame Zeit kurz war, und obwohl ich nie erfuhr, ob meine Gefühle von Maria erwidert wurden, bewahre ich die Erinnerung an sie als die größte Freude meines Lebens. Eine Freude, die in sich auch den Keim der größten Trauer trug.

Es war, als würde in meinem Leben etwas kulminieren, in jenen Tagen und Nächten, als Nelio auf dem Dach des Theaters lag und langsam an den schwarzen Wunden dahinsiechte, die ihn vergifteten und ihm schließlich das Leben raubten. Ich glaube, so muß man es sagen, daß ihm das

Leben geraubt wurde. Der Tod kommt immer ungebeten, er stört und stiftet Wirrsal. Aber in Nelios Fall kam der Tod mit einem Brecheisen und drang in seinen Körper ein und stahl seinen Geist.

Danach, als ich meine weiße Mütze abgelegt, die Schürze an den Nagel gehängt und Dona Esmeraldas Bäckerei verlassen hatte, begann ein anderes Leben. Maria in dieses Leben mitzunehmen, war unmöglich, wie sehr ich es auch gewünscht hätte. Wie hätte ich sie bitten können, mir in hinaus die Welt zu folgen, als Ehefrau eines Mannes, der freiwillig das Los des Bettlers wählte? Wie hätte ich ihr verständlich machen sollen, daß es für mich notwendig war?

Doch später habe ich sie also auf den Straßen der Stadt gesehen. Und sie ist immer noch sehr schön. Ich werde sie nie vergessen. Wenn ich einst merken werde, daß meine Zeit gekommen ist, wenn mich die Geister rufen, werde ich meine Augen schließen, und vor meinem Inneren werde ich sie wiedersehen, und mit dem Bild von ihr werde ich diese Welt verlassen.

Ich glaube, es wird mir den Tod erleichtern. Wenigstens hoffe ich das. Da ich ein gewöhnlicher, einfacher Mensch bin, empfinde ich dieselbe Furcht vor dem Unbekannten wie alle anderen. Meine Furcht, habe ich mir vorgestellt, rührt nicht daher, daß das Leben so kurz ist. Der Schauer und die Dunkelheit, die mich mitunter überwältigen, lassen mich ahnen, wie ungeheuer lange ich tot sein werde.

Ich hoffe, meinem Geist werden Flügel wachsen. Ich kann nicht die ganze Zeit, die ich in der unbekannten Landschaft der Ewigkeit zubringen werde, regungslos im Schatten eines Baums sitzen.

Ich glaube, man hört es den Schritten eines Menschen an, wenn er verliebt ist. Die Füße berühren kaum die Oberfläche der Erde, alle Furcht ist besiegt, und die Zeit hat sich aufgelöst wie der Nebel in der Morgenfrühe.

Maria war von allen Teigmischern, die ich je hatte, die Beste. Ich fragte sie, wo sie früher gearbeitet und wie Dona Esmeralda sie entdeckt hätte. Aber sie lachte mich nur aus, und eine Antwort habe ich nie bekommen.

Sie arbeiten zu sehen, war, wie wenn man jemand singen hört.

Wenn man jemand arbeiten sieht wie sie, fängt man auch selber an zu singen.

Ich glaube, in den Nächten, wenn Maria den Teig gemischt hatte und ich ihr kurz nach Mitternacht auf die Straße gefolgt war und sie im Dunkel hatte verschwinden sehen, backte ich das beste Brot meines Lebens. Ich sehnte mich schon nach der nächsten Nacht und ihrer Wiederkehr. Auf kindliche und vielleicht unreife Weise war ich manchmal besorgt, sie wäre in der Dunkelheit verschwunden, um nie mehr zurückzukehren. Aber sie kam zurück, ihre Kleider waren immer dünn, und sie empfing mich mit ihrem schönen Lachen, wenn ich vom Dach zurückkehrte.

Ich wünschte, ich hätte ihr von Nelio erzählen können. Ich dachte, sie hätte seinen Verband bestimmt besser gewechselt als ich, und vielleicht hätte sie ihn auch überzeugen können, daß die Zeit jetzt reif sei, sich vom Dach heruntertragen und ins Krankenhaus bringen zu lassen, wenn er am Leben bleiben wollte.

Aber ich habe ihr nichts gesagt. Auch Nelio gegenüber habe ich ihren Namen nie erwähnt.

Da oben, unter den Sternen, gab es nur ihn und mich.

Als ich zu ihm aufs Dach kam, nachdem ich die ersten Bleche in den heißen Ofen geschoben hatte, kam es mir so vor, als hätte er mich erwartet. Ging es ihm doch langsam besser? Die Wunden wurden immer schwärzer, und ich hielt den Atem an, während ich den Verband wechselte, da der Gestank schwer erträglich war. Aber vollzog sich vielleicht

ein Heilungsprozeß, der mir verborgen blieb? Ich befühlte seine Stirn und bekam die niederschmetternde Antwort. Sie war wieder heiß. Ich mischte Frau Muwulenes Kräuter mit Wasser, und er trank, aber mit immer größerer Anstrengung. Da fiel mir ein, daß er mich nie gefragt hatte, was für Kräuter ich ihm gab. Von dem Augenblick an, als ich ihn aufs Dach getragen hatte, hatte er niemals an meinem Vermögen gezweifelt, ihn zu pflegen.

Oder war es so, daß er schon von Anfang an, als die Schüsse gefallen waren, wußte, daß es keine Hilfe gab?

Ich hätte gewünscht, nicht allein die Verantwortung zu tragen. Sie war zu groß für mich. Trotzdem hatte ich niemanden, mit dem ich sie hätte teilen können. Es war einfach zu spät dazu.

Nachdem ich ihm einen neuen Verband angelegt hatte, half ich ihm, ein sauberes Hemd anzuziehen. Da es sehr warm war, nahm ich die Decke und legte sie wie ein zweites Kissen unter seinen Kopf. Er war sehr erschöpft, aber seine Augen waren bemerkenswert klar. Wieder war mir, als sähe er direkt durch mich hindurch.

In den Momenten, in denen er mich ansah, war es ein zehnjähriger Junge, der da lag, mit zwei Kugeln im Leib. Doch wenn das Fieber zurückkehrte, verwandelte er sich wieder in einen alten Mann. Ich dachte, anscheinend bewege sich nicht nur sein Bewußtsein mühelos zwischen dem, was war, und dem, was kommen würde, zwischen der Welt der Geister und der Welt, in der wir beide lebten. Auch sein Körper könnte zwischen den Altern wechseln, vom Kind, das er war, zum alten Mann, der er nie werden würde, denn da wäre er längst tot.

- Haben die Geister unserer Vorfahren Gesichter? fragte ich plötzlich. Woher die Frage kam, weiß ich nicht. Es war, als hätte ich erst hinterher gemerkt, was ich gesagt hatte.

- Menschen haben Gesichter, antwortete Nelio. Geister



haben keine Gesichter. Trotzdem erkennen wir sie. Wir wissen, wer von ihnen wer ist. Geister haben auch keine Augen oder Mäuler oder Ohren. Trotzdem können sie sehen und sprechen und hören.

- Wie kannst du das wissen? fragte ich.

- Die Geister sind um uns, meinte er. Sie sind hier. Aber wir können sie nicht sehen. Für uns ist nur wichtig zu wissen, daß sie uns sehen.

Ich fragte nicht weiter. Ich war unsicher, ob ich wirklich verstanden hatte, was er meinte. Aber ich wollte ihn nicht unnötig ermüden.

In dieser Nacht erzählte er von der Ankunft der *xidjana*.

Sie war es, die da gegessen hatte, am Morgen nach der Geburtstagsfeier für Alfredo Bomba im Haus des *markes*. Ihre Kleider waren zerschlissen, ihr Gesicht voller Brandwunden, die sie sich von der starken Sonne zugezogen hatte, und sie war also ein Albino. Als sie Nelio kommen hörte, hatte sie sich rasch zu ihm umgedreht.

- Was machst du an meinem Platz unter dem Baum? hatte Nelio gefragt.

- Ein Schatten ist kein Haus, das jemandem gehören kann, hatte die *xidjana* geantwortet. Ich will hier sitzen bleiben.

In seiner ganzen Zeit auf der Straße war Nelio noch nie so provoziert worden wie von der *xidjana*. Gleichzeitig hatte er den Eindruck, sie sei unsicher, vielleicht auch schwach. Er hockte sich ein Stück von ihr entfernt hin und fing an, mit ihr zu reden.

- Wie heißt du?

- Deolinda.

- Woher kommst du?

- Vom selben Ort wie du. Von nirgendwo.

- Was machst du hier?

- Ich will hierbleiben.

Hier waren sie von Nascimento unterbrochen worden, der von seinem Platz auf der Ladefläche des rostigen Lastwagens aus, den er gerade für dessen Besitzer bewachte, das Mädchen unter dem Baum entdeckt hatte. Unter lautem Geschrei kam er herbeigerannt.

- Was macht die *xidjana* hier? Weißt du nicht, daß eine *xidjana* Unglück bringt?

- Ich bringe kein Unglück, erwiderte das Mädchen und stand auf.

- Du mußt hier weg, schrie Nascimento und stürzte sich mit erhobenen Fäusten auf sie. Nelio hatte es nicht geschafft einzugreifen. Das war aber auch nicht nötig. Die *xidjana* hatte blitzschnell reagiert und Nascimento zu Fall gebracht. Völlig überrumpelt lag er da und betrachtete Deolinda, die über ihn gebeugt stand.

- Ich bringe kein Unglück, sagte das Mädchen. Ich kann jeden niederschlagen. Ich will hierbleiben.

- Wir können hier keine *xidjana* gebrauchen, sagte Nascimento und kam auf die Füße.

- Sie heißt Deolinda, sagte Nelio. Geh zurück zum Lastwagen. Sie ist stärker als du.

Nascimento zog ab. Nelio sah, daß er die anderen oben auf der Ladefläche zusammentrommelte. Keiner von ihnen würde einen Albino im Rudel haben wollen. Er selber meinte auch, es wäre besser, sie würde verschwinden. Die Gruppe durfte nicht zu groß werden. Sonst würde er die Kontrolle verlieren, und das Rudel würde seinerseits die Kontrolle über sich selbst verlieren.

- Du hast dich auf meinen Platz gesetzt, sagte er. Das ist verboten. Geh hier weg! Wir können kein Mädchen unter uns brauchen. Du kannst nichts, was wir nicht selber können.

- Ich kann lesen, sagte Deolinda. Ich kann viele Sachen.

Nelio war überzeugt, daß sie log. Er ging zur Hauswand und deutete auf ein Wort, das jemand in die Mauer geritzt hatte.

- Was steht da? fragte er.

Deolinda kniff die Augen zusammen, die im starken Sonnenlicht schmerzten.

- *Terrorista.*

Nelio, der nicht lesen konnte, sah ein, daß er nicht in der Lage war, zu sagen, ob das stimmte.

- Bloß weil die Buchstaben so groß sind, kannst du lesen, sagte er ausweichend.

Er hob ein zerrissenes Stück Zeitung von der Straße auf.

- Lies das, sagte er und reichte Deolinda das Papier.

Sie hielt es dicht vor die Augen und fing an zu lesen.

- »Eine Anzahl von Kindern soll die Möglichkeit bekommen, in einem großen Haus zu wohnen. Aus Niemandskindern sollen die Kinder aller werden.«

- Was bedeutet das? Niemandskinder? Was sind das für welche?

Sie runzelte die Stirn und überlegte. Dann glitt ein Lächeln über ihr Gesicht.

- Vielleicht sind wir das.

Sie buchstabierte sich weiter durch den Text.

- »Eine europäische Organisation wird Geld für das Projekt geben ...«

- Projekt?

- Wir werden projiziert. Ich bin schon mal projiziert worden. Ich bekam Kleider und sollte mit vielen anderen Kindern in einem Haus wohnen. Ich sollte nicht mehr auf der Straße leben. Aber ich habe mich so schnell es ging wieder herausprojiziert.

Widerstrebend sah Nelio ein, daß Deolinda tatsächlich lesen konnte. Er erkannte, daß sie einen klugen Kopf hatte, obwohl sie weiß war und mit eitrigen Brandwunden be-

deckt. Trotzdem zögerte er, ob man ihr erlauben sollte, im Rudel zu bleiben. Vielleicht war es wahr, daß ein Albino Unglück brachte. Doch er erinnerte sich auch, daß er von seinem Vater das Gegenteil gehört hatte. Eine *xidjana* konnte niemals sterben, eine *xidjana* war im Besitz vieler wunderbarer Kräfte.

Das größte Problem war jedoch ein ganz anderes. Sie war ein Mädchen. Nur wenige Mädchen lebten auf der Straße. Oft waren sie schlechter dran als die Jungen.

Er spürte, daß er allein sein mußte, um nachzudenken.

- Geh jetzt, sagte er. Besorg zwei Brathähnchen. Zeig, was du kannst. Dann werde ich mich entscheiden.

Deolinda ging. Sie trug eine kleine Tasche aus gewebten Bastbändern über der Schulter. Das Kleid hing in Fetzen. Aber sie bewegte sich, als könne sie jederzeit in einen Tanz verfallen. Nelio setzte sich an seinen Platz im Schatten unter dem Baum. Was hätte Cosmos getan? dachte er. Er versuchte, Cosmos vor sich zu sehen, an Bord eines Schiffs, in weiter Ferne, ganz nah bei der Sonne. Er versuchte, seine Stimme zu hören.

- Du bist verrückt, wenn du sie ins Rudel läßt, meinte er Cosmos' Stimme sagen zu hören.

- Sie kann lesen, wandte Nelio ein. Noch nie habe ich von einem Straßenkind gehört, das lesen kann. Ein Mädchen schon gar nicht.

- Hast du ihre Augen gesehen, sagte Cosmos, und Nelio fand, seine Stimme klinge ärgerlich. Hast du gesehen, daß sie rot und entzündet sind? Solche Augen bekommt man vom Lesen. Später wird man blind.

- Alle *xidjanas* haben rote Augen, gab Nelio zurück. Auch die, die nicht lesen können. Er hörte, wie Cosmos seufzte.

- Dann laß sie eben bleiben, sagte Cosmos. Aber jag sie davon, sobald es Probleme gibt.

Nelio nickte. Er würde sie aufnehmen. Aber nur, wenn sie mit den Brathähnchen zurückkäme.

Es wurde Abend, und sie kam nicht. Nelio dachte, sie hätte eingesehen, daß sie nicht bleiben könnte, und sich deshalb nicht die Mühe gemacht, die Hähnchen zu besorgen und wiederzukommen. Nascimento war sehr zufrieden und erklärte, er würde sie totschiagen, wenn sie sich noch einmal auf der Straße blicken ließe. Als Mandioca darauf hinwies, daß Nascimento sich von einer *xidjana* hatte zu Boden werfen lassen, brach eine heftige Prügelei aus, die Nelio nur mit Mühe und Not zu stoppen vermochte. Es hatte damit angefangen, daß Nascimento sich auf Mandioca stürzte. Aber als Alfredo Bomba sich einmischte, kehrte sich ihre Wut gegen ihn. Nelio hatte gelernt, daß Schlägereien unter Straßenkindern eigenen Gesetzen folgten und sich oft völlig unerwartet entwickelten.

- Sie ist gegangen, sagte er, als die Schlägerei vorüber war. Vielleicht kommt sie zurück, vielleicht nicht. Einstweilen vergessen wir, daß sie je hiergewesen ist.

Sie bereiteten sich auf die Nacht vor.

- Woran soll ich jetzt denken? fragte Tristeza.

- Denk an die Nacht im Haus des *markes*, meinte Nelio.

- Ich denke nicht mehr an meine Bank, erklärte Tristeza stolz.

- Einmal in der Woche kannst du daran denken, sagte Nelio. Aber nie am Nachmittage, wenn wir unsere Siesta halten.

Am Morgen des folgenden Tages war Deolinda wiedergekommen. Nelio entdeckte sie, als sie wieder unter seinem Baum saß. Als er zu ihr hinkam, holte sie zwei Brathähnchen aus ihrer Tasche.

- Wo hast du die her? fragte er.

- Ein Botschafter hat in seinem Garten ein großes Essen gegeben. Ich bin über zwei Zäune geklettert und in die Küche gegangen, als keiner auf mich geachtet hat.

Nelio wußte nicht, was ein Botschafter war. Einen Moment zögerte er, ob er Deolinda seine Unwissenheit zeigen sollte. Dann siegte die Neugier.

- Ein Botschafter? sagte er.

- Der Botschafter von einem fernen Land.

- Von welchem Land?

- Europa.

Nelio hatte von Europa gehört. Von dort kamen die *mar-kese* und überhaupt alle, die *cooperantes* waren und kleine Taschen mit Geld auf dem Bauch trugen.

Er kostete von einem der Hähnchen.

- Zu wenig Piri-piri, meinte er.

Deolinda öffnete ihre Tasche und kramte ein kleines Glas heraus.

- Piri-piri, sagte sie.

Das Rudel hatte sich vorsichtig genähert. Nelio teilte die beiden Hähnchen unter ihnen auf. Nascimento wollte seinen Anteil zunächst nicht annehmen, doch schließlich schnappte er sich ihn und setzte sich ein Stück abseits. Von diesem Moment an war Deolinda eine von ihnen. Nelio erinnerte sich daran, wie Cosmos ihn gefragt hatte, zu wem er gehörte, und daß er von diesem Moment an einer der ihren gewesen war. Nun hatten sie Deolinda aufgenommen, und Nelio wußte, jetzt war das Rudel komplett. Es würde kein neues Mitglied dazukommen, ohne daß erst ein anderes verschwand.

Als die Hähnchen verzehrt waren, rief er Nascimento näher heran.

- Deolinda gehört von jetzt an zu uns. Das bedeutet, daß keiner sie schlagen darf, ohne mich vorher um Erlaubnis zu fragen. Da sie neu ist, wird sie nur den halben Anteil von

unserem Geld bekommen. Wenn wir finden, daß sie es verdient, wird sie genausoviel bekommen wie wir anderen. Es darf sie auch keiner *xidjana* nennen, es sei denn, sie selbst ist einverstanden. Deolinda darf andererseits nicht den Umstand ausnutzen, daß sie ein Mädchen ist. Sie soll genauso sein wie wir anderen.

Nelio überlegte, ob er etwas vergessen hatte. Nach kurzem Zögern fügte er hinzu:

- Wenn Deolinda beim Pinkeln allein sein will, darf sie das. Außerdem kann sie eine eigene Decke haben, wenn es nachts kalt ist. Aber die Decke muß sie sich selbst besorgen.

Nelio sah sich um, ob jemand etwas sagen wollte.

- Was sollen wir mit ihr, sagte Nascimento. Sie ist weder schwarz noch weiß, und sie bringt Unglück.

Zum allgemeinen Erstaunen war es Tristeza, der Nascimento Bemerkung kommentierte.

- Das ist vielleicht gut so. Wenn sie mit uns zusammen ist, ist sie eine *xidjana*. Wenn sie mit Weißen zusammen ist, ist sie weiß. Sie kann eine von denen sein und eine von uns.

- Eine gute Antwort, sagte Nelio. Bald hast du dir deine Turnschuhe verdient.

Es dauerte nicht lange, bis Nelio feststellte, daß er recht daran getan hatte, Deolinda in das Rudel aufzunehmen. Sie war gut im Betteln, sie hatte einen Sinn für die Möglichkeiten, die verschiedene unerwartete Situationen auf der Straße boten. Außerdem konnte sie kämpfen und sich verteidigen. Bald wagte keiner sie anzugreifen, ohne zu riskieren, daß sie sich als die Stärkere erwies. Nur Nascimento zeigte offen, wie sehr er ihre Anwesenheit mißbilligte. Nelio argwöhnte, daß Nascimento sie vielleicht eines Tages verlassen würde, um sich ein anderes Rudel von Straßenkindern zu suchen. Er nahm Nascimento mit auf die Rückseite der

Tankstelle und fragte ihn geradeheraus, ob er sich davonmachen wolle.

- Nein, sagte Nascimento.

Nelio hörte, daß er log. Aber er sah auch ein, daß er machtlos war, falls Nascimento sich entschloß, sie zu verlassen.

Es dauerte lange, bis Nelio eine Vorstellung davon bekam, was Deolinda hinaus auf die Straße getrieben hatte. Wenn er sie fragte, zischte sie nur zur Antwort, das ginge keinen was an. Erst als er ihre Basttasche öffnete, während sie schlief, und darin das Foto eines Mannes und einer Frau fand, begann er zu ahnen, was dahintersteckte. Das Gesicht des Mannes war ausgelöscht. Mit einem Nagel oder einem Stein hatte man die Gesichtszüge weggekratzt. Nelio legte das Foto zurück und schämte sich, daß er die Tasche geöffnet hatte. Nie sollte man jemand zwingen, ein Geheimnis preiszugeben; genausowenig hatte man das Recht, sich ein heimliches Wissen anzueignen, um seine Neugier zu stillen.

Nelio erinnerte sich an etwas, das seine Mutter einmal gesagt hatte: Ein Mensch hat nicht das Recht, sich wie ein Dieb in der Nacht in das Herz eines anderen Menschen zu stehlen.

Bald merkte Nelio, daß Deolinda und Mandioca Freunde wurden. Oft hockten sie zusammen auf der Straße und flüsterten miteinander, bevor sie dann in Gelächter ausbrachen. Befand Nascimento sich in der Nähe, umkreiste er sie voller Wut, ohne sich zu trauen, in ihre Gemeinschaft einzudringen. Doch sie schienen ihn gar nicht zu bemerken.

Als Nelio eines Abends auf dem Heimweg zu seinem Standbild war, fiel ihm auf, daß Deolinda ihm folgte. Sein erster Impuls war, stehenzubleiben und sie zu den anderen zurückzuschicken. Dann erkannte er, daß er jetzt die Möglichkeit hatte herauszufinden, was sie auf die Straße getrie-



ben hatte. Als sie den kleinen Marktplatz erreichten, der jetzt verlassen dalag, abgesehen von den schlafenden Nachtwächtern und dem Mann, der Hühnerschenkel vom Kohlenfeuer seiner Tonne verkaufte, setzte er sich an den Fuß des Standbilds. Deolinda war an der Straßenecke stehen geblieben und versuchte, sich im Schatten zu verstecken. Aber er rief ihr zu, er hätte sie gesehen. Er dachte, es würde ihr peinlich sein, von ihm ertappt zu werden.

- Wer hat dir erlaubt, mir zu folgen? sagte Nelio.

- Ich wollte sehen, wo du wohnst, erwiderte sie und sah ihm starr in die Augen.

- Du kannst mir dein Leben lang folgen. Aber du wirst nie erfahren, wo ich wohne.

- Warum nicht?

- Weil ich plötzlich einfach verschwinde.

- Das will ich sehen.

Nelio nickte.

- Wenn ich verschwinde, ohne daß du es merkst. Was gibst du mir dafür?

Plötzlich zog sie sich einen Schritt zurück.

- Ich will nicht *xogo-xogo* machen.

Nelio wurde verlegen. Er wußte, was *xogo-xogo* war. Aber er hatte es nie gemacht. Ihm war klar, daß er noch nicht erwachsen genug war, um auch nur Lust darauf zu haben.

- Ich will nur wissen, woher du kommst. Nichts weiter.

- Warum willst du das wissen?

- Du kannst nicht weiter im Rudel leben, wenn ich nicht weiß, woher du kommst. Was hast du an dem Tag gemacht, bevor du dich auf meinen Platz im Schatten des Baums gesetzt hast? Warum hast du dich da hingesetzt? Ich habe viele Fragen.

Er sah, daß sie überlegte. Dann nickte sie.

- Du kannst nicht verschwinden, ohne daß ich es merke.

Deshalb verspreche ich dir eine Antwort auf deine Fragen.

- Dreh dich um und schließ die Augen. Halt dir die Ohren zu. Zähl bis zehn. Kannst du zählen?

- Ich kann alles. Ich kann rechnen und lesen und schreiben.

- Wie hast du das gelernt?

Sie antwortete nicht.

- Dreh dich um, sagte er. Schließ die Augen und zähl laut bis zehn. Halt dir gleichzeitig die Ohren zu. Wenn du schummelst, wirst du blind werden.

Nelio merkte, daß sie zusammenzuckte. Also hatte auch sie bereits von seinen übernatürlichen Kräften gehört.

Sie drehte sich um, schloß die Augen und fing an zu zählen. Rasch öffnete Nelio die Luke und schlüpfte in das Pferd. Durch ein Loch neben der Mähne konnte er sie sehen. Sie zählte zu Ende und drehte sich um. Der Platz war leer, es gab keine Stelle, an der er sich versteckt haben könnte, ebenso wenig wie er es geschafft hätte, zur Straßenecke zu rennen und sich aus dem Staub zu machen.

Nelio versuchte, Deolindas Gedanken zu erraten, indem er ihr Gesicht studierte. Er ahnte, daß sie vor einem Rätsel stand.

Dann trollte sie sich. Nelio wartete, bis er sicher war, daß sie den Platz verlassen hatte. Rasch kroch er wieder aus der Luke und rannte durch die nächtlich leeren Straßen, den kürzesten Weg, den er kannte, bis er das Gebäude des Justizministeriums erreichte, wo das übrige Rudel schon im Schlaf lag. Er setzte sich unter seinen Baum und wartete. Als er sie kommen sah, erhob er sich und ging ihr entgegen. Sie wich zurück, als sie ihn bemerkte.

- Ich bin verschwunden und ich bin zurückgekommen, sagte er.

Er streckte ihr die Hand hin.

- Faß sie an. Sie ist warm. Es ist kein Schemen oder Geist, der vor dir steht.

Vorsichtig berührte sie seine Hand mit den Fingerspitzen.

- Die Menschen schlafen viel zuviel, sagte Nelio. Laß uns die Nacht zum Reden nutzen.

Er nahm sie mit in den botanischen Garten, der sich am Hang unterhalb des Krankenhauses ausbreitete. Die Tore waren mit dicken Ketten und Vorhängeschlössern gesichert. Aber Nelio wußte, wo ein Loch im Zaun war. Sie schlüpfen hindurch, und er führte sie zu einer Bank, auf der man bequem sitzen konnte. Ganz nah am botanischen Garten lag ein Hotel, dessen Neonschild die Stelle erleuchtete, an der die Bank stand.

Ihr Gesicht war sehr weiß.

Nelio sah ihr zerschlissenes Kleid und dachte, sie müßten bald Geld sammeln, damit sie sich ein neues kaufen könnte.

Er mußte keine Fragen stellen. Sie begann von selber von ihrem Leben zu erzählen, er ahnte, daß es für sie eine Erleichterung war, und hörte sich aufmerksam an, was sie zu berichten hatte.

Geboren war sie in einem der ärmsten Vororte, wo ein Gewimmel von Schuppen und elenden Hütten die morastartige Müllhalde der Stadt umgab. Sie war zur Welt gekommen, und sie war ein Albino. Ihr Vater hatte sich geweigert, sie anzusehen, er hatte ihre Mutter beschuldigt, das Kind mit einem toten Mann gezeugt zu haben, den sie nachts heimlich auf einem Friedhof getroffen hatte. Dann hatte er sie aus dem Haus gejagt. Von ihrer Mutter hatte sie später erfahren, daß es eine Zeit größter Verzweiflung war. Doch die Mutter hatte sie nicht getötet, sie nicht erstickt und im Müll verscharrt, um zu ihrem Mann zurückzukehren. Mit ihrer Tochter war sie zu einem Dorf aufgebrochen, das viele

Tageswanderungen weit von der Stadt entfernt lag. Dort hatte sie eine Schwester, und da konnten sie wohnen. Ihre drei anderen Kinder waren beim Vater zurückgeblieben, und sie hatte so sehr um sie getrauert, daß sie lange sterbenskrank war. Nach vielen Monaten traf plötzlich eine Nachricht von dem Mann ein, sie brauchte nicht mehr zurückzukehren, er hätte sich eine neue Frau gesucht, die ihm niemals einen Albino gebären würde. Die Kinder würde er bei sich behalten, und er verfluche sie wegen der Schande, die sie ihm zugefügt hätte, indem sie ihn mit einem Gespenst auf dem Friedhof betrog.

- Ich bin mit einem Gespenst als Vater geboren, sagte Deolinda, und es klang, als spucke sie die Worte aus. Heute, wo ich erwachsen und klug bin, weiß ich, daß es wahr ist. Mein Vater ist ein Gespenst, auch wenn er lebt.

- Wie alt bist du? hatte Nelio gefragt.

Sie hob die Schultern.

- Elf. Oder fünfzehn. Oder neunzig.

- Ich glaube, du bist zwölf.

- Wenn ich zwölf bin, werde ich das für den Rest meines Lebens bleiben, sagte sie. Warum soll man dauernd sein Alter gegen ein anderes eintauschen?

- Der Gedanke ist mir auch schon gekommen, sagte Nelio. Ich glaube, ich werde zehn sein, bis ich es irgendwann satt habe. Dann werde ich dreiundneunzig sein.

Frösche quakten im Teich des botanischen Gartens. Deolinda hatte ein paar angefaulte Bananen in ihrer geflochtenen Tasche, die sie teilten.

Als sie gehen gelernt hatte und schon vier Regenzeiten hinter ihr lagen, wurde ihr ernstlich bewußt, daß sie anders war. Aber gerade da, als sie ihre Mutter vielleicht mehr denn je gebraucht hätte, wurde diese von einem Wahn befallen, von dem sie nicht einmal der berühmte *curandeiro*, den

man aus einem anderen Dorf hatte kommen lassen, befreien konnte. Sie verweigerte jedes Essen, wollte ihre Haare nicht mehr flechten und fing an, ohne Kleider im Dorf herumzulaufen. Schließlich hatte ihre Schwester sie in einer Hütte eingesperrt und die Tür zugenagelt. Zwischen den Latten in der Wand reichten sie ihr Wasser hinein. Da drinnen war sie dann auch gestorben, nachdem sie sich eines Nachts mit einem spitzen Splitter von einem der Bambusrohre, die das Dach trugen, die Augen ausgestochen hatte. Deolindas letzte Erinnerung an ihre Mutter waren ihre Hände, zwischen den Latten der Hüttenwand herausgestreckt. Es war, als wäre das alles, was von ihr übriggeblieben war. Zwei leere Hände, rastlos gerungen.

Später, als die Mutter tot war, hatte die Schwester sich verändert. Sie hatte Deolinda den Tod ihrer Schwester vorgeworfen, das Mädchen war oft verprügelt worden und hatte manchmal nichts zu essen bekommen. Sie hatte zu verstehen versucht, warum sie anders war, aber keiner hatte darauf eine Antwort gewußt. Deshalb glaubte sie dann schließlich auch, sie trüge all die Schuld, die man ihr aufbürdete. In ihr hätten die Ahnen ihre Untaten versammelt, und sie hätten Deolinda dazu ausersehen, sie zu tragen. Sie hatte begriffen, daß im Dorf kein Bleiben für sie war, und als einziger, der ihr helfen könnte, fiel ihr der Vater ein. In einer Nacht, als alle schliefen, hatte sie das Dorf verlassen, für immer. Als sie in der Stadt das Haus ihres Vaters aufgespürt hatte, am Rand der stinkenden Müllhalde, hatte er sie mit einem Stock weggejagt und ihr verboten, jemals zurückzukommen. Danach waren ihr nur die Straßen der Stadt geblieben. Viele Male hatten Nonnen sie in ein Kinderheim mitgenommen. Aber sie war nie länger als ein paar Tage geblieben. In den Straßen der Stadt gab es andere, die genauso weiß waren wie sie. Einige davon hatten sogar Autos, sie hatten Arbeit und wohnten in ordentlichen Häusern. Vor

allem hatte sie entdeckt, daß sie auch schwarze Kinder hatten. In den Straßen der Stadt war sie nicht die einzige, die anders war.

- Ich werde leben, bis ich Kinder kriegen kann, sagte sie. Ich werde tausend Kinder gebären, und sie werden alle schwarz sein. Wenn ich keine Kinder mehr kriegen kann, werde ich meinen Vater totschiagen.

- Das ist bestimmt keine gute Idee, sagte Nelio nachdenklich. Wenn du ihn unbedingt umbringen mußt, ist es besser, du läßt es einen andern machen. Ich glaube nicht, daß es gut ist, im Gefängnis zu sitzen.

- Ich möchte, daß du mir beibringst, wie man verschwindet, sagte Deolinda.

- Das kann ich nicht, erwiderte er. Ich weiß selber nicht, wie ich es mache. Sage mir lieber, wieso du bei uns sein wolltest.

Lange blieb sie stumm. Nelio merkte, daß sie zögerte. Er schloß die Augen, um ein wenig auf der Bank zu schlummern, während er wartete.

Mit einem Ruck wurde er wach, als sie seine Schulter berührte.

- Du hast geschlafen, sagte sie.

- Ich warte nicht gern auf etwas, sagte Nelio. Statt zu warten, mache ich etwas anderes. Jetzt habe ich geschlafen.

- Cosmos ist mein Bruder.

Er war völlig perplex. Lange dachte er darüber nach, was sie gesagt hatte. Sollte das wirklich wahr sein?

- Er hat gesehen, wie mein Vater mich mit einem Stock weggagte. Damals wohnte er noch zu Hause. Dann fing mein Vater an, auch ihn zu schlagen. Er kam in die Stadt. Er wurde der Anführer von denen, die da drüben auf der Treppe schlafen. Manchmal haben wir uns heimlich getroffen. Er sagte, ich könnte herkommen, wenn er selber auf

die Reise gegangen wäre. Er war es auch, der mir das Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht hat.

- Aber er konnte nicht wissen, daß ich dich aufnehmen würde?

- Er hat gemeint, du würdest es tun.

Nelio dachte weiter über die bemerkenswerte Neuigkeit nach.

- Hat sich Cosmos auf die Reise begeben, damit du zu uns kommen konntest?

- Schon möglich.

- Cosmos sollte in einer Kirche an der Wand hängen, sagte Nelio nachdenklich. Nicht er selber, aber ein Bild von ihm. Sein Gesicht in Holz geschnitzt. Wie ein Heiliger.

Sie verließen den botanischen Garten und krochen durch dasselbe Loch, durch das sie gekommen waren.

- Wenn ich groß bin, werde ich für die ganze Welt singen, sagte Deolinda plötzlich, während sie auf dem Weg durch die leere Stadt waren.

- Du kannst singen?

- Ja, sagte Deolinda. Ich kann singen. Und meine Stimme ist sehr schwarz.

- Die Zunge ist bei allen Menschen rot, sagte Nelio. Genau wie das Blut. Es gibt vieles, worüber man nachdenken kann. Vieles, was sonderbar ist.

Deolinda rollte sich neben Mandioca in ihre Decke. Tristeza und Mandioca lagen zu beiden Seiten von Nascimento, der in einen Pappkarton gekrochen war und den Deckel zugemacht hatte. Sie lagen wie zwei Wächter, stets darauf gefaßt, daß die Monster über Nascimento herfallen könnten, die in seinen Träumen auf ihn lauerten. Nachdenklich betrachtete Nelio das zerraupte Rudel. Dann ging er heim zu seinem Standbild. Er dachte an das, was Deolinda erzählt hatte. Auf dem Weg kam er an einem großen Hotel vorbei, wo festlich gekleidete Menschen unterwegs zu ihren

Autos waren. Für einen Moment blieb er stehen und betrachtete den Reichtum. Dann ging er weiter seinen Weg nach Hause.

Doch als er in das Standbild gekrochen war und den Kopf an das linke Hinterbein des Pferdes gelehnt hatte, konnte er nicht einschlafen, obwohl es schon spät in der Nacht war. Er dachte zurück an das Leben, das er geführt hatte, bevor die Banditen aus der Nacht geschlichen kamen und das Dorf in Brand steckten. Es war, als würde er von einem unsichtbaren Wind in die Zeit zurückgesogen. Plötzlich füllte sich der Bauch des Pferdes mit Geistern, die Erinnerungsbilder über ihm ausstreuten. Er wurde von großer Trauer überwältigt, so groß, daß sie für seinen mageren Körper fast zu schwer zu tragen war.

*Es war früher Morgen. Die trockene Erde staubte vor der Hütte. Seine Mutter stampfte Korn. Und sie sang. Er erwacht auf der Bastmatte im Dunkel der Hütte. Der Duft von brennendem Holz dringt durch die Öffnung. Der Duft von brennendem Holz, der ihn jeden Morgen daran erinnert, daß er noch einen Tag leben wird. Als er in das starke Sonnenlicht hinaustritt, sieht er, daß das alles wahr ist. Seine Mutter, die den schweren Stock in den Mais stößt, seine neugeborene Schwester, die auf ihrem Rücken hängt...*

Er erhob sich drinnen im Pferd und stellte sich aufrecht hin, mit dem Kopf im Brustkorb des Reiters. Ihm war, als wäre das Pferd lebendig. Er dachte, er müsse sehr bald nach Hause zurückkehren. Er mußte erfahren, was geschehen war, wer noch lebte, wer tot war.

Die Geister, die ihn umschwebten, hatten kein Gesicht. Immerzu fürchtete er, er würde plötzlich die Gegenwart seines Vaters spüren, oder seiner Mutter, oder seiner Geschwister. Dann wären sie tot. Und für ihn würde es noch schwerer zu leben, das Leben zu führen, das er jetzt lebte und das nichts weiter war als ein Überleben.



Die Zeit, die darauf folgte, sollte Nelio als eine Zeit in Erinnerung behalten, in der er nie tanzte und nicht einmal lächelte. Er konnte nicht verbergen, daß er düster gestimmt war, und sah auch keinen Sinn darin, es zu versuchen. Oft war er gereizt, weil er ständig gestört wurde, von Nascimento, der dauernd von einer Prügelei zur anderen unterwegs war, von Tristeza, der jeden Tag kam und fragte, woran er jetzt denken solle und wann er endlich seine Turnschuhe kaufen dürfe. Nelio konnte aufbrausen und zornig werden, und hinterher war er noch deprimierter beim Gedanken daran, daß er etwas getan hatte, was Cosmos immer fremd gewesen war. Deolinda, die merkte, daß er seine Ruhe haben wollte, versuchte ihn zu schützen. Wenn möglich, scheuchte sie das Rudel weg und sorgte stets dafür, daß Nelio etwas zu essen hatte, ohne daß er selber in den Müllhaufen herumstochern und nach Essensresten suchen mußte.

Nelio dachte oft an Cosmos, wenn er im Schatten seines Baumes saß. Er fragte sich, ob er noch lebte, ob er im Meer ertrunken war oder der Sonne so nah gekommen, daß er Feuer gefangen hatte und verbrannt war. Er hätte auch gern gewußt, ob Yabu Bata den Pfad gefunden hatte, nach dem er mehr als neunzehn Jahre gesucht hatte.

Wurden die Gedanken zu schwer, verließ er die Straße und machte lange, einsame Wanderungen. Die anderen schickten ihm dann immer jemand nach, um dafür zu sorgen, daß er nicht direkt ins Meer hinaus ging und verschwand. Natürlich hatte Nelio gemerkt, daß ihm stets jemand in einigem Abstand folgte. Unter normalen Umständen wäre er stehengeblieben, hätte sich umgedreht und gesagt, man solle ihn in Frieden lassen. Aber nicht einmal dazu hatte er die Kraft. Er ging und ging, manchmal so weit, daß er die Stelle erreichte, wo er in der Nacht vor seiner Ankunft in der Stadt gesessen hatte. Oft kehrte er erst nach Einbruch der Dunkelheit zurück.

Es war Mandioca, der vorschlug, sie sollten versuchen, Nelio aufzuheitern, indem sie ihm einen Hund schenkten. Oft saßen sie beisammen und redeten besorgt über Nelios Abwesenheit und Schwermut.

- Er denkt zuviel, sagte Nascimento. Cosmos hat sich nie so viele Gedanken gemacht. Das hat seinen Kopf krank gemacht. Vom vielen Nachdenken ist er angeschwollen.

- Was er braucht, ist ein Hund, sagte Mandioca. Hat man einen Hund, hat man keine Zeit zum Denken.

- Was weißt denn du von Hunden? sagte Deolinda.

- Ich hatte einmal einen Hund, sagte Mandioca traurig.

- Was ist mit ihm passiert? fragte Deolinda.

- Er ist weggelaufen, antwortete Mandioca. Ich suche jeden Tag nach ihm. Er sucht vielleicht nach mir.

- Er ist schon lange tot, sagte Nascimento wütend. Hunde sterben früher als Menschen.

Fast wäre es zwischen Mandioca und Nascimento zu einer Prügelei gekommen. Aber Pecado trat dazwischen und sagte, sie sollten sich lieber um Nelio Gedanken machen, statt sich zu schlagen.

Nachdem sie das Für und Wider abgewogen hatten, entschieden sie schließlich, es sei den Versuch wert, einen Hund für Nelio anzuschaffen. Am folgenden Tag fingen sie unten am Hafen einen braunen Hund. Er biß Nascimento in die Hand, aber schließlich schafften sie es, ihm eine Leine umzubinden, und zerrten ihn im Triumph mit sich. Als sie mit dem Hund ankamen, saß Nelio im Schatten seines Baums.

- Wir wollen dir einen Hund schenken, damit du bessere Laune kriegst, sagte Pecado. Er hat keinen Namen. Und man muß ihn zähmen. Außerdem hat er Nascimento in die Hand gebissen. Aber er kann bestimmt ein guter Begleiter werden.

Nelio starrte den Hund an, der abwechselnd bellte und

jaulte. Er dachte an die Hunde, welche die Banditen getötet hatten, als sie sein Dorf niederbrannten.

Er nahm die Leine, die Alfredo Bomba in der Hand hielt.

- Ich danke euch, daß ihr für mich einen Hund gefangen habt. Ich nehme ihn an, und ich gebe ihm den Namen Rico. Ein Straßenhund ist ärmer dran als wir. Aber ich kann ihm immerhin einen guten Namen geben. Ich werde ihn bis morgen behalten. Dann lasse ich ihn wieder frei. Aber er wird trotzdem mein Hund bleiben. Morgen werde ich auch bessere Laune haben. Geht jetzt weg und laßt mich in Frieden.

In der Nacht stand der Hund angeleint am Reiterstandbild und bellte. Früh morgens ließ Nelio ihn laufen. Sofort rannte Rico davon, und er sah ihn nie wieder. Während der Nacht, als das Gebell des Hundes ihn wach gehalten hatte, war ihm klar geworden, daß er etwas gegen seine schlechte Laune unternehmen mußte. Er konnte nicht Anführer des Rudels bleiben, wenn er dauernd ungeduldig und gereizt war. Aber verlassen konnte er sie ebensowenig, denn er hatte Cosmos ein Versprechen gegeben. Außerdem wäre keiner von den anderen in der Lage, die Führung zu übernehmen.

Nur Deolinda käme für ihn in Frage. Aber das würde nicht gehen. Ein Albino, und obendrein ein Mädchen, könnte eine Gruppe wilder Straßenkinder nicht führen.

Am nächsten Tag versammelte er sie auf der Rückseite der Tankstelle um sich.

- Ich hatte in letzter Zeit viel zu überlegen. Es war schwierig, weil ihr ständig Krach gemacht habt. Aber ab heute wird alles anders. Ich werde nicht mehr so oft allein im Schatten unter dem Baum sitzen.

Seine Worte zeigten die erhoffte Wirkung. Er sah, daß sie erleichtert waren. Um zu unterstreichen, daß er wieder der alte war, ordnete er an, daß alle besonders viel arbei-

ten sollten und möglichst wenig Siesta machen. Für das Geld, das sie zusammenbrachten, dürfte sich Tristeza in einem Schuhladen ein Paar Turnschuhe aussuchen. Außerdem würde Deolinda ab sofort den gleichen Anteil bekommen wie alle anderen. Und sie würden ihr ein neues Kleid kaufen.

- Daß wir in Fetzen herumlaufen, ist eine Sache, sagte Nelio. Aber Deolinda ist ein Mädchen. Sie muß ordentlich angezogen sein. Du mußt dich allerdings gründlich waschen, bevor du das neue Kleid anziehst. Und das alte Kleid sollst du behalten. Das sollst du tragen, wenn du in den Mülltonnen nach Eßbarem suchst.

Einige Tage später marschierte Tristeza hoch erhobenen Hauptes in einen Schuhladen, und als er herauskam, hatte er ein Paar weiße Turnschuhe an den Füßen. Am gleichen Nachmittag kaufte sich Deolinda ein neues Kleid. Es war rot und hatte weiße Borten an den Ärmeln.

- Ich dachte, alle düsteren Gedanken ließen sich verjagen, sagte Nelio schließlich, als die Dämmerung schon nahte, am Morgen des achten Tages. Aber ich habe mich getäuscht. Denn ein paar Tage später passierte etwas, das zur Folge hatte, daß Deolinda verschwand und nie mehr zurückkehrte. Außerdem fing Alfredo Bomba an, sich komisch zu benehmen.

Nelio brach ab, als hätte er plötzlich zuviel gesagt.

- Alfredo Bomba, sagte ich und versuchte, ihm weiterzuhelfen.

Lange sah Nelio mich an, bevor er antwortete. Am Glanz der Morgenröte auf seiner Stirn sah ich, daß er schwitzte. Wieder war er auf dem Weg in einen Fieberanfall.

Schließlich, als ich schon fürchtete, er wäre eingeschlafen, machte er den Mund wieder auf.

- Alfredo Bomba fing an, sich komisch zu benehmen.

Und dann geschah all das, was dazu führte, daß du mich gefunden und hierher aufs Dach gebracht hast.

Da wurde mir klar, daß wir uns dem Ende der Geschichte näherten. Jetzt würde ich erfahren, was in jener Nacht in dem leeren Theater vorgefallen war. Vielleicht hätte ich nur noch eine Nacht zu warten, bis ich die Antwort auf das bekam, worüber ich soviel nachgegrübelt hatte.

Nelio lag mit geschlossenen Augen da. Ich hatte einen Becher Wasser neben die Matratze gestellt. Vorsichtig stand ich auf, um hinunter in den Hof zu gehen und mich zu waschen. Ich würde auch meine Kleider waschen, die schon angefangen hatten zu riechen.

Da ergriff Nelio wieder das Wort. Er sprach mit geschlossenen Augen.

- Es ist nicht leicht zu sterben, sagte er. Das ist das einzige, was uns keiner im voraus beibringen kann.

Mehr sagte er nicht. Als ich die Wendeltreppe hinunterstieg, hatte ich Angst. Ich konnte die Gedanken nicht mehr wegschieben, konnte mich selbst nicht mit falschen Hoffnungen betrügen.

Nelio würde da oben auf dem Dach sterben. Er hatte es die ganze Zeit gewußt.

Im Dunkeln setzte ich mich auf die Treppe und weinte. Es kommt nicht oft vor, daß ich weine. An das letzte Mal konnte ich mich gar nicht mehr erinnern. Ich bin ein Mensch, der lacht. Aber an diesem Morgen saß ich auf der dunklen Treppe und weinte, und ich dachte, daß jetzt alles zu spät war und daß ein zehnjähriger Junge, der ein alter Mann ist, trotzdem nichts anderes ist als ein Kind.

Ein Kind soll leben, nicht sterben.

Von einem der Mädchen an der Brottheke borgte ich mir Geld, dann ging ich in eine *barraca* und trank *tontonto*. Schon bald war ich sehr betrunken, und ich schlief auf dem Boden ein.

Als ich viele Stunden später wach wurde, hatte mir jemand die Schuhe gestohlen, und ich mußte barfuß zurück in die Bäckerei laufen.

Ich erinnere mich, daß der Tag sehr heiß war. Das Meer war windstill.

Lange wusch ich mich unter der Wasserpumpe im Hinterhof.

Als Maria ankam, stand ich auf der Straße und wartete auf sie. Von ihrem Lächeln konnte ich gar nicht genug bekommen. Aber meine Gedanken waren ständig bei Nelio, der da oben auf dem Dach lag. Niemand hatte ihm beigebracht, wie man sich verhält, wenn man stirbt.

Gibt es eine größere Einsamkeit? Wenn ein Mensch erkennt, daß er sterben muß, und niemand in seiner Nähe ist, der ihm zeigen kann, wie das geht?

Ich dachte an diese große Einsamkeit, und was ich damals dachte, hat mir später keine Ruhe mehr gelassen.

Um Mitternacht begleitete ich Maria wieder hinaus auf die Straße. Als sie ein paar Schritte gegangen war, drehte sie sich um und winkte.

Dann kehrte ich aufs Dach zurück.

Es war die achte Nacht.

## *Die achte Nacht*

Als ich wieder aufs Dach kam und Nelio sah, war er schon tot.

Wie erstarrt blieb ich stehen, und etwas Hartes umklammerte mein Herz.

Was ich in diesem Moment dachte, weiß ich nicht mehr. Aber ich glaube, es ist so, daß sich das eigene Leben verteidigt, wenn ein anderer Mensch stirbt, indem es alle Kräfte aufbietet, um sich die Vergänglichkeit vom Leib zu halten.

In der Nähe des Todes wird das Leben immer sehr deutlich.

Aber was ich dachte, davon ist mir nichts in Erinnerung geblieben.

Dann erkannte ich, daß ich mich getäuscht hatte. Er war nicht tot, er lebte noch. Oder, wenn er einen Augenblick lang tot gewesen war, so kehrte er ins Leben zurück, als ich ihn rief. Ich hatte seinen Namen geflüstert, Nelio, und plötzlich machte er eine ganz leichte, aber merkbliche Bewegung auf der Matratze. Ich kniete mich neben ihn hin, brachte mein Gesicht dicht an seinen Mund und spürte, daß er noch atmete.

Aber war er noch da oder schon auf dem Weg hinüber? Ich bin wohl in Panik geraten, denn ich fing an ihn zu schütteln und zu rütteln und seinen Namen zu rufen. Wenn Schlaf und Bewußtlosigkeit die einzigen Erfahrungen sind, die uns etwas darüber lehren, was der Tod bedeutet, war er schon sehr tief hinabgesunken. Ich schüttelte seinen Körper, der schon weit entfernt schien. Da er so wenig wog,

war es, wie wenn man ein Bündel Federn schüttelt, oder eine leere Hülle, aus der der Geist schon entwichen ist.

Endlich kehrte er, obschon widerstrebend, ins Leben zurück und schlug die Augen auf. Er war sehr müde und wirkte außerdem verloren und verwirrt. Ich bin nicht einmal sicher, ob er mich erkannte. Es dauerte lange, bis er sich scheinbar wieder zurecht fand. Ich gab ihm Wasser und Frau Muwulenes Kräutersud zu trinken.

- Ich habe geträumt, daß ich starb, sagte er. Als ich wieder zur Oberfläche aufsteigen wollte, hielt mich jemand an den Beinen fest. Dann schaffte ich es, mich freizustrampeln. Aber das tat ich nur, weil ich meine Geschichte noch nicht zu Ende erzählt habe.

Anschließend wechselte ich seinen Verband. Der ganze Brustkorb war jetzt entzündet. Dunkle Streifen zogen sich bis tief hinunter zu den Leisten und hinauf zu den Schultern. Der Gestank war kaum zu ertragen. Ich dachte, es hat alles nicht genützt, das Gift der Kugeln hat sich unaufhaltsam in seinem Körper ausgebreitet, seine Widerstandskraft ist gebrochen.

- Jetzt mußt du ins Krankenhaus, sagte ich.

- Meine Erzählung ist noch nicht zu Ende, erwiderte er.

Darauf sagte ich nichts mehr. Ich wußte, er würde mir unter keinen Umständen erlauben, ihn ins Krankenhaus zu bringen. Er würde auf dem Dach bleiben, bis er tot war.

Niemand war imstande gewesen, mir Geld zu leihen. Dona Esmeralda war in diesem Monat mit der Auszahlung unserer Löhne weit im Rückstand. Um Nelio zu ernähren, hatte ich einige von den Eiern gekocht, die der Bäckerei gehörten, und sie in einer Tasse zerdrückt. Ich mußte ihn füttern, er aß sehr langsam. Hinterher legte ich die Decke unter seinem Kopf zurecht. Die Nacht war schwül, es war windstill. Er sah zu dem klaren Nachthimmel empor, an dem die Sterne funkelten.



- *Opixa murima orèra. Mweri wahòkhwa ori mutok-ivène, ethneri ehala yàraka*, sagte er plötzlich.

Ich war erstaunt über seine Worte. Ich erinnerte mich, daß ich einmal eine alte Frau in meinem Dorf dasselbe hatte sagen hören:

*Der Mond verschwindet, wenn er groß gewesen ist, die Sterne leuchten weiter, obwohl sie klein sind.*

Ich sah zum Himmel auf.

- Der Mond kommt wieder, sagte ich.

- Die Sterne können sich nicht erinnern, entgegnete Nelio. Für sie ist der Mond immer ein Fremder, der zu Besuch kommt und dann wieder verschwindet. Unter den Sternen ist der Mond der ewige Fremde.

Die Hunde bellten unruhig in der schwülen Nacht. Von der anderen Seite der Flußmündung hörte man fernes Trommeln. Feuer flammten auf, und ich meinte, zwergenhafte Schatten zu erkennen, die sich zum rhythmischen Pochen der Trommeln bewegten.

Nelio hatte angenommen, Deolinda sei gekommen, um zu bleiben. Aber er hatte sich getäuscht. Da er nachts in seinem Standbild schlief, hatte er zunächst nicht wahrgenommen, was sich anbahnte. Erst als Mandioca eines Tages ankam und sich neben ihn in den Schatten des Baums setzte, begriff er, daß etwas nicht stimmte. Mandioca war unsicher und betreten. Er drehte eine Zwiebel in seinen Händen. Es war ungewöhnlich, daß Mandioca allein seine Gesellschaft suchte. Daher wußte Nelio, daß er etwas auf dem Herzen hatte, was wichtig war und ihn bedrückte.

- Was willst du? sagte er, nachdem eine angemessene Zeit des Schweigens verstrichen war.

- Nichts, antwortete Mandioca.

Nelio merkte, daß noch mehr Zeit vergehen mußte, bis Mandioca sich zum Reden bereit fühlte.

- Der Schatten ist noch lang, sagte Nelio. Ich bleibe hier, bis er weg ist. Bis dahin mußt du sagen, was du von mir willst.

Mandioca stocherte in seinen Taschen, wo die Pflanzen sprossen. Er faltete sie auseinander, damit die Sonne auf die Blätter scheinen konnte. Längst hatte Nelio zu seinem Erstaunen festgestellt, daß die Pflanzen in Mandiocas Taschen tatsächlich gediehen. Es war, als sei Mandioca selbst eine Pflanze, ein Baumschößling, bei dem die Äste noch wie schmale Äste ohne Blätter waren.

- Etwas ist nicht gut, sagte Mandioca schließlich, als der Schatten schon zu schwinden begann.

- Was du eben gesagt hast, bedeutet nichts, sagte Nelio. Sprich deutlich, wenn du mit mir reden willst. Nuschele nicht.

- Es geht um Nascimento.

Nelio kam es vor, als befände sich Mandioca in einem Ringkampf mit den Worten.

- Was ist mit Nascimento?

Wieder entstand eine Pause. Nelio seufzte und betrachtete weiter den schrumpfenden Schatten. Eine Eidechse flitzte zwischen seinen Füßen durch und verschwand in einer Ritze zwischen den Pflastersteinen.

- Was ist mit Nascimento? wiederholte er.

Nach der langen und zähen Einleitung des Gesprächs erfolgte Mandiocas Antwort nun erstaunlich schnell.

- Nascimento will *xogo-xogo* mit der *xidjana* machen, sagte Mandioca. Aber ich glaube, die *xidjana* will nicht.

Nelio bedachte eine Weile, was er gehört hatte, bevor er die nächste Frage stellte.

- Hat er das gesagt?

- Er hat es schon probiert.

- Was ist dabei geschehen?

- Die *xidjana* wollte nicht.

- Nenn sie nicht *xidjana*. Wir haben beschlossen, daß wir sie bei ihrem richtigen Namen nennen.

- Deolinda wollte nicht.

- Wann war das?

- Heute nacht.

- Was ist passiert?

- Nascimento dachte, alle schlafen. Aber ich war wach. Nascimento hat der *xidjana* die Decke weggezogen.

- Sie heißt Deolinda.

- Nascimento hat Deolindas Decke weggezogen.

- Was passierte dann?

- Er schob ihren Rock hoch, um zu sehen, wie sie darunter aussieht.

- Hat er es gesehen? Hatte Deolinda nichts unter dem Rock an?

- Ich weiß nicht. Deolinda ist wach geworden.

- Und dann?

- Nascimento wollte, daß sie den Rock hochzieht und ihm zeigt, wie sie aussieht.

- Hat sie das getan?

- Sie ist wütend geworden und hat sich wieder schlafen gelegt.

- Was hat Nascimento gesagt?

- Er sagte, in der nächsten Nacht würden sie *xogo-xogo* machen, egal ob sie wollte oder nicht. Sonst würde Nascimento sie schlagen.

- Und die nächste Nacht ist die Nacht, die jetzt kommt?

Mandioca nickte. Das lange Gespräch hatte an seinen Kräften gezehrt. Nelio rückte in den Schatten, der jetzt sehr schmal war, und dachte über das nach, was er gehört hatte.

- Wenn Deolinda nicht *xogo-xogo* mit Nascimento machen will, schafft sie es auch, es zu verhindern. Sie hat ihn schon mal zu Boden geworfen.

Nelio betrachtete das Gespräch als beendet. Aber Mandioca blieb sitzen.

- Ist noch was?
- Nascimento weiß vielleicht nicht, daß es gefährlich ist, mit einem Albino *xogo-xogo* zu machen.
- Warum sollte das gefährlich sein?
- Jeder weiß, daß man steckenbleibt.
- Steckenbleibt?
- Nascimento wird feststecken. Er wird nie mehr loskommen. Es wird sehr komisch aussehen.
- Das ist nur dummes Zeug. Das ist nicht wahr.
- Vielleicht weiß Deolinda nichts davon.

Nelio erkannte jetzt, daß Mandiocas eigentliche Sorge die war, ob Nascimento steckenbleiben würde oder nicht.

- Nichts wird passieren, sagte er. Jetzt ist der Schatten weg. Wir müssen nicht weiter über diese Sache reden.

Aber in dieser Nacht, als Nelio im Bauch des Pferdes schlief, erwachte er plötzlich aus unruhigen Träumen. Er hatte Deolindas Gesicht vor sich gesehen, es war von Angst oder Zorn verzerrt, und sie hatte zu ihm gesprochen, ohne daß er verstand, was sie sagte. Von schlimmen Ahnungen erfüllt, zog er seine Hose an und kroch durch die Luke. Dann rannte er so schnell er konnte durch die Stadt. Doch als er bei der Treppe ankam, wo das Rudel verknäuelte zwischen Pappkartons und Decken lag, war Deolinda verschwunden.

Mandioca war wach.

- Wo ist Deolinda? fragte er mit leiser Stimme, um die anderen nicht zu wecken.
  - Sie ist weg, sagte Mandioca.
  - Ich habe von ihr geträumt. Was ist passiert?
  - Nascimento hat mit ihr *xogo-xogo* gemacht. Gegen ihren Willen. Aber er ist nicht steckengeblieben.
- Nelio merkte, daß eine große Wut in ihm aufstieg.

- Wo ist Nascimento?
- Er schläft in seiner Kiste.

Nelio trat mit dem Fuß nach dem Pappkarton, in dem Nascimento die Nächte in ständigem Kampf mit seinen Monstern verbrachte. Er hob den Deckel und befahl Nascimento herauszukommen. Unterdessen waren auch die anderen aufgewacht. Als Nascimento aus dem Karton kroch, sah Nelio sofort, daß sein Gesicht zerkratzt war. Das machte ihn so wütend, daß er um ein Haar die Beherrschung verloren hätte. Die Spuren in Nascimento's Gesicht zeugten von Deolinda's Versuchen, sich zu verteidigen. Er packte Nascimento am Hemdkragen und zerrte ihn aus der Kiste. Die anderen saßen reglos um sie herum. So wütend hatten sie Nelio noch nie erlebt.

- Wo ist Deolinda? fragte Nelio mit bebender Stimme.
- Ich weiß nicht, sagte Nascimento. Ich habe geschlafen.
- Aber vorher hast du mit ihr *xogo-xogo* gemacht! schrie Nelio. Und sie wollte nicht. Ich war nicht da. Aber sie kam im Traum zu mir und hat erzählt, was passiert ist.
- Sie hat es gewollt, sagte Nascimento.
- Wieso hat sie dann dein Gesicht zerkratzt? Du lügst, Nascimento.

Nelio ließ ihn los und riß statt dessen den anderen die Decken weg, die sich vor seinem Zorn duckten.

- Heute nacht soll keiner mehr schlafen! schrie er. Ab mit euch und sucht nach ihr. Kommt nicht wieder, ehe ihr sie gefunden habt. Sie ist eine von uns. Nascimento hat ihr etwas sehr Schlimmes angetan. Hat jemand gesehen, in welche Richtung sie verschwunden ist?

Pecado deutete zum Hafen hinunter.

- Ab mit euch! schrie Nelio. Sucht nach ihr. Aber du nicht, Nascimento. Du bleibst hier und bewachst die Decken. Setz dich in deine Kiste. Und komm nicht heraus, ohne mich zu fragen. Ab mit euch! Kommt nicht ohne sie zurück!

Die ganze Nacht suchten sie nach Deolinda. Auch am nächsten Tag suchten sie nach ihr. Aber sie war weg. Sie fragten andere Jungen, die auf der Straße lebten, ob sie sie gesehen hätten. Aber sie war spurlos verschwunden.

Nach vier Tagen sah Nelio ein, daß es zwecklos war. Die Unruhe im Rudel war groß, und er beschloß, die Suche abzubrechen. Nascimento war die ganze Zeit in seiner Kiste hinter der Tankstelle eingesperrt wie in einem Gefängnis. Nelio hatte sich den Kopf zerbrochen, wie er ihn für seinen Übergriff strafen sollte. Aber vergebens. Ihm fiel nichts ein. Schließlich gab er auf. Er rief sie zusammen und sagte, sie sollten nicht weiter nach Deolinda suchen.

- Sie ist davongelaufen und kommt bestimmt nicht zurück. Wir wissen nicht, wo sie ist. Wenn man nicht weiß, wo man noch suchen soll, muß man aufhören. Sie ist davongelaufen, weil Nascimento ihr etwas angetan hat, was er nicht hätte tun sollen. Eigentlich sollten wir ihn mehrere Wochen lang jeden Tag schlagen und ihn ein ganzes Jahr in seiner Kiste eingesperrt lassen. Aber ich glaube, eigentlich war es nicht Nascimento, der das getan hat, was Deolinda vertrieben hat. Ich glaube, das haben die Monster in Nascimento's Kopf getan. Deshalb werden wir ihn nicht schlagen. Er muß auch nicht in seiner Kiste sitzen. Aber was passiert ist, war nicht gut.

Nelio verstummte und sah sich um. Er überlegte, ob sie verstanden hätten, was er ihnen sagen wollte. Der einzige, der zufrieden wirkte, war Nascimento. Nelio dachte, das nächste Mal, wenn jemand auf Nascimento losging, würde er nicht eingreifen. Auch wenn Nascimento Monster im Kopf hatte, konnte man nicht alles auf sie schieben.

Heimlich setzte Nelio die Suche nach Deolinda fort. Er merkte, daß sie ihm fehlte und daß er sich Sorgen machte, sie könne sich etwas angetan haben. Mitunter meinte er, sie sei gleich neben ihm, ginge an seiner Seite, die geflocht-

tene Tasche über die Schulter gehängt. Nelio wußte, daß ein Albino zugleich lebendig und tot sein konnte. Vielleicht hatte sie sich entschieden, diese Welt zu verlassen und in die andere Welt überzuwechseln, wo niemand sie sehen konnte, sie selbst aber alles sah, was sie sehen wollte.

Eines Tages stolperte Nascimento auf der Straße und schlug sich ein großes Loch in die Stirn. Hinterher ging Nelio zu der Stelle, wo er gestürzt war, und untersuchte sie gründlich. Da war nichts, was den Sturz von Nascimento hätte verursachen können. Die Erklärung war wohl, daß Deolinda ihm unsichtbar ein Bein gestellt hatte.

Sie hielt sich in ihrer Nähe auf.

Aber sie würde nicht zurückkehren.

Während dieser Zeit saß Nelio oft lange im Schatten seines Baums und studierte den schmutzigen und zerrissenen Weltatlas, den Tristeza in einer Mülltonne gefunden und ihm geschenkt hatte. Der indische Fotograf Abu Cassamo, der seinen dunklen Laden neben dem Theater und der Bäckerei hatte, erklärte ihm, wie die verschiedenen Meere und Länder hießen. Er beschrieb, wie die großen Bergketten aussahen, wo die Wüsten sich ausbreiteten, wo das Eis kilometerhoch lag. Abu Cassamo, in dessen Laden nur selten Kundschaft kam, hatte ein schwermütiges Gesicht und sprach nie mit jemandem, ohne daß dieser ihn zuvor angesprochen hatte. Er war äußerst höflich und verbeugte sich sogar vor Nelio, wenn dieser den Laden besuchte und in das Dunkel trat, wo die Fotolampen gelöscht und die Kameras zugedeckt waren und über allem ein starker Geruch von Curry schwebte. Von Abu Cassamo, der mit leiser und beinah singender Stimme sprach, wurde ihm die Welt erklärt.

Nelio blätterte in den fleckigen Kartenblättern und dachte, daß er in einer bösen Welt lebte. Wie sollten die Menschen genug Kraft schöpfen, woher die Freude nehmen, um

Widerstand zu leisten? Er lebte in einer Welt, in der Banditen Dörfer niederbrannten, in der Menschen sich ständig auf der Flucht befanden, in der die Straßen von Toten gesäumt waren, neben den zersprengten, verkohlten Wracks von Autos und Bussen und Karren. Er lebte in einer Welt, in der es den Toten nicht gestattet war, tot zu sein. Sie wurden aus ihren Gräbern gejagt oder aus ihren Bäumen gescheucht, sie waren auf der Flucht, als lebten sie noch. Und die Lebenden, die waren so arm, daß sie ihre Kinder wegschicken mußten, um wie Ratten auf den Straßen zu leben. Aber Ratten hatten es besser, denn Ratten hatten immerhin ihr Fell, wenn die Nächte kalt waren.

Nelio schaute von seinen Karten auf und betrachtete die Menschen, die an ihm vorübereilten, ohne ihn zu sehen. Waren sie lebendig oder schon tot? Es kam vor, daß er hinunter zur Hafenmole ging und nach den Haien Ausschau hielt, die manchmal vor der Flußmündung auftauchten. Waren auch die Dünungen, die ans Ufer rollten, tot? Wo war das Leben in dieser schlimmen Zeit? Woher sollten sie die Kraft und die Freude nehmen, die sie brauchten, um zu widerstehen?

Er beugte sich über seine Karten, verbrachte die Nächte schlaflos im Bauch des Pferdes oder stand nachmittags in Gedanken versunken am Strand und sah aufs Meer hinaus. Er hatte das Gefühl, wo immer er auch war, befand er sich im Zentrum der Welt und des Bösen. Es mußte so sein, da er die gleichen Gedanken wälzte, egal wo er war. Wäre Deolinda noch da, hätte er vielleicht mit ihr über all das reden können, was ihm durch den Kopf ging. Die anderen würden ihn nicht verstehen. Sie würden sich bloß Sorgen machen und gleich losrennen, um ihm einen neuen Hund zu fangen.

Aber in den Träumen kehrte sie zurück, und zuweilen hatte sie Cosmos dabei. Nelio fragte sie, wohin sie in jener



Nacht gegangen sei, als sie von Nascimento's Monstern überfallen wurde. Aber ihre Antworten waren vage, und er begriff, sie wollte nicht, daß man nach ihr suchte.

- Ich brauche kein Haus, sagte sie in einem der Träume zu ihm. Ich habe mir ein Versteck gebaut. Da habe ich all die Freiheit, die ich brauche.

So ist die Welt, dachte Nelio, als Manuel Oliveira den Morgen begrüßte und ihn mit seinem irren Gelächter draußen vor dem Pferd weckte. *Menschen bauen keine Häuser mehr, sie bauen Verstecke.*

Deolinda blieb verschwunden. Heftige Stürme fegten durch die Stadt, elf Tage und Nächte lang regnete es ununterbrochen, und die schlecht gebauten Häuser, die sich an den Hängen oberhalb der Flußmündung drängten, wurden weggeschwemmt. Ganz dicht am Ufer zerrten und rissen Haie an den toten Menschen. Niemand hatte je etwas dergleichen erlebt, nicht einmal die Menschen, die so alt waren, daß es zweifelhaft war, ob sie eigentlich noch lebten. Diese Zeit war ein Vorbote. Die Banditen waren jetzt so nah an die Stadt herangekommen, daß sie mitunter in die Vororte eindringen, Brände legen und mordeten. Zuweilen dachte Nelio, wenn er im Bauch des Pferdes sterben würde, würde sein ganzes Leben unbegreiflich bleiben. Wie sollte er seinen Vorfahren, wenn er sie traf, erklären, daß er, geboren von guten Menschen in einem Dorf, das kein Versteck war, sondern das Zuhause dieser Menschen, schließlich im Bauch eines vergessenen Reiterstandbilds auf einem Marktplatz in der großen Stadt seinen letzten Atemzug getan hatte? Sie würden glauben, er lüge, er versuche sie zu betrügen, und ihn wieder ins Leben zurückscheuchen, und da würden ihn die Banditen erwarten, mit ihren Messern und ihren Gewehren und ihrer unbegreiflichen Lust, alles Lebende zu töten und die Erde zu verwüsten.

Oft musterte er seine Hände oder betrachtete sich in der Spiegelscherbe, die Pecado zum Feuermachen benutzte. Er suchte nach Anzeichen dafür, daß er bereits zu altern begonnen hatte. Er konnte nichts anderes annehmen, als daß ein Zehnjähriger, der sich so viele Gedanken machte, sehr schnell altern würde. Er suchte nach Falten in seinem Gesicht, nach den ersten grauen Haaren, einer plötzlichen Schwäche oder einem Zittern in den Beinen. Oft befiel ihn große Furcht, er könnte eines Morgens als verwirrter Greis aufwachen, dem die Zähne fehlten und der sich nicht einmal mit äußerster Anstrengung an seinen Namen erinnern konnte. Seine Gedanken waren wie eine schwere Krankheit, die er in sich trug und die ausbrechen konnte, wenn er es am wenigsten erwartete.

In dieser Zeit war es das Rudel, das ihn am Leben erhielt. In der täglichen gemeinsamen Mühsal des Überlebens fand er Momente, in denen die Gedanken aufhörten ihn zu jagen.

Immerzu hatte er jedoch eine Vorahnung, als ginge etwas dem Ende entgegen. Jeden Morgen wurde er mit dem Gefühl wach, es würde etwas passieren, wovor er sich schon jetzt fürchten sollte.

Die Stürme zogen ab. Es hörte auf zu regnen, und die schlammigen Straßen trockneten nach und nach. Es wurde wieder sehr heiß. Jeden Tag suchten sie aufs neue die schattigen Plätze auf und hielten dort ihre Siesta.

Bei dieser Gelegenheit bemerkte Nelio, daß mit Alfredo Bomba etwas nicht stimmte. Wenn die Siesta vorbei war, wollte er immer nur weiterschlafen. Nelio fragte, ob ihm etwas fehle. Da klagte er darüber, daß er ständig so müde sei, als würde ihm der Schlaf alle Kräfte rauben.

- Tut dir etwas weh? fragte Nelio.
- Nicht sehr, antwortete Alfredo Bomba.
- Wo?

Alfredo deutete auf die eine Seite seines Bauchs.

- Bauchweh, sagte Nelio ermunternd. Das geht vorbei.

Alfredo Bomba nickte.

- Es tut nur ein bißchen weh.

Ein paar Tage später wurde Nelio klar, daß Alfredo Bomba noch etwas anderes hatte als Bauchweh. Er bekam Fieber, wollte nichts essen und war sehr bleich.

- Wir müssen einen Handwagen besorgen, sagte Nelio zu den anderen. Oder eine Schubkarre. Alfredo Bomba ist krank. Wir müssen ihn ins Krankenhaus bringen.

- Wir können am Markt einen *xuva shita duma* ausleihen, sagte Pecado. Aber sie verlangen natürlich Geld dafür.

- Sie werden Geld bekommen, sagte Nelio. Gebt mir alles Geld, was ihr habt.

Ein Haufen von zerknitterten Tausendern sammelte sich zu seinen Füßen.

- Das muß reichen, entschied Nelio. Mandioca und Pecado holen den Karren. Aber haltet euch nicht auf und schwatzt nicht mit allen, die ihr kennt.

Sie zogen Alfredo Bomba in einer Lumpenprozession zum Krankenhaus. Viele, die sie sahen, dachten, der bleiche Junge auf dem Karren sei schon tot. Sie beugten die Knie, schlugen das Kreuz oder wandten sich ab. Am Krankenhaus angekommen, trugen sie Alfredo in die Ambulanz, wo sich die kranken und verletzten Menschen drängten.

- Du bleibst am besten draußen und bewachst den Karren, sagte Nelio zu Nascimento. Sonst wird er bestimmt geklaut.

- Hier stinkt es, sagte Nascimento.

- Kranke Menschen riechen nicht gut, erwiderte Nelio. Geh jetzt! Und schlaf ja nicht ein!

Alfredo Bomba saß bleich und gequält in einer Ecke auf dem Boden. Eine ärgerliche Krankenschwester kam an und fragte, was ihm fehle.

- Er ist krank, sagte Nelio. Sie müssen uns sagen, was ihm fehlt.

Es dauerte viele Stunden, bis sich wieder jemand für Alfredo Bomba interessierte. Nelio hatte Pecado zur Unterstützung dabehalten und die anderen losgeschickt, damit sie etwas zu essen auftrieben.

Es war bereits Abend, als zwei Pfleger mit einer Bahre ankamen und Alfredo Bomba hinaufhoben.

- Hat er keine Angehörigen? fragte einer der Pfleger.

- Er hat mich, sagte Nelio. Sonst ist keiner nötig.

- Bist du sein Bruder?

- Ich bin sein Bruder und sein Vater und sein Onkel und sein Vetter, gab Nelio zurück.

- Wie heißt er?

- Alfredo Bomba.

- Bomba ist doch wohl kein Name?

- Dann hat er einen Namen, den es nicht gibt. Aber er hat Bauchweh. Und das ist ein Schmerz, den es gibt.

Sie schoben die Bahre in einen Untersuchungsraum, der schon überfüllt war mit jammernden, stöhnenden Menschen. Der Geruch von Schweiß und Schmutz war beißend. Nelio schnippte eine Kakerlake weg, die mit ihren Fühlern über Alfredo Bombas schweißnasses Gesicht tastete.

Ein Arzt, der groß und dick war, betrat den Raum. Er blieb an der Bahre stehen und musterte Alfredo.

- Hast du Bauchschmerzen? fragte er barsch.

- Er ist sehr krank, erwiderte Nelio.

Der Arzt murmelte etwas Unverständliches, streifte dann Alfredo Bombas schmutziges Hemd hoch und fing an, auf seinem Bauch herumzudrücken. Ein anderer Arzt, der gerade vorbeikam, blieb ebenfalls an der Bahre stehen. Sie wechselten ein paar Worte, aber Nelio verstand nicht, was sie sagten. Der andere Arzt befühlte jetzt ebenfalls Alfredo Bombas Bauch.

- Wieso drücken die so fest? stöhnte Alfredo Bomba.
- Die Ärzte drücken, damit ihre Finger mit dem sprechen können, was da drinnen krank ist.
- Wir hätte zu einem *curandeiro* gehen sollen, sagte Alfredo Bomba. Es tut so weh.

Die beiden Ärzte hörten mit dem Abtasten auf.

- Er kann hierbleiben, sagte der dicke Arzt. Seine Stimme klang jetzt längst nicht mehr so barsch.
- Was fehlt ihm? fragte Nelio.
- Genau das wollen wir herausfinden, antwortete der Arzt.
- Vielleicht hat er Bauchwürmer, schlug Nelio vor.
- Das hat er bestimmt, erwiderte der Arzt. Aber das hier ist etwas anderes.

In dieser Nacht schlief Alfredo Bomba in einem Krankbett, das er mit einem anderen Patienten teilte. Nelio hatte die anderen mit dem Handwagen weggeschickt und lag selber auf dem Boden unter Alfredo Bombas Bett. Am nächsten Tag wurden bei Alfredo Bomba Blutproben entnommen. Seine Arme waren so dünn, daß man kaum eine Stelle zum Einstechen der Nadeln fand. Tags darauf entnahm man weitere Proben.

Dann passierte nichts. Nachdem drei Tage vergangen waren, glaubte Nelio allmählich, die Ärzte hätten Alfredo Bomba vergessen. Aber am nächsten Morgen kam eine Krankenschwester und holte Nelio. Er folgte ihr durch Korridore, in denen sie kaum vorwärts kamen, weil überall kranke Menschen auf dem Boden lagen. Sie wies ihn in einen Raum, wo eine Pappscheibe vor ein kaputtes Fenster genagelt war. Hinter einem Schreibtisch saß der dicke Arzt, der als erster auf Alfredo Bombas Bauch gedrückt hatte.

- Hat dieser Junge keine Eltern? fragte er, und Nelio merkte, daß er sehr müde klang.
- Er hat nur mich, erwiderte Nelio. Er lebt auf der Straße.

Der Arzt nickte bedächtig.

- Dann bist du es, mit dem ich reden muß, sagte er, streckte ihm seine Hand hin und sagte, er heiße Anselmo.

- Alfredo Bomba ist sehr krank, sagte Anselmo. Er wird bald sterben.

- Das will ich nicht, sagte Nelio. Ich kann Geld für jede Medizin beschaffen, die nötig ist.

- Es geht nicht um Geld oder Medikamente, sagte Anselmo. Es geht darum, daß Alfredo Bomba eine unheilbare Krankheit hat. Er hat einen Tumor in der Leber. Da du genauso wenig weißt wie er, was eine Leber ist, versuche ich gar nicht erst, es zu erklären. Der Tumor hat sich bereits in seinem ganzen Körper ausgebreitet. Wir können nichts tun, um sein Leben zu retten. Wir können seine Schmerzen lindern. Nichts weiter.

Nelio saß schweigend da.

Es war, als hätten die Worte des Arztes Anselmo einen Teil von Alfredo Bombas Schmerzen auf seinen eigenen Bauch übertragen. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Alfredo Bomba sterben würde. Trotzdem wußte er, es war die Wahrheit.

- Hat er wirklich keine Eltern? fragte Anselmo wieder. Hat er keine *tia*, keinen *av*?

- Er hat mich und die anderen, sagte Nelio. Wie lange muß er im Krankenhaus bleiben?

- Er kann hierbleiben, bis er stirbt. Du kannst ihn aber auch gleich mitnehmen. Mit Hilfe der Medikamente werden die Schmerzen fast völlig verschwinden.

Nelio stand auf. Er sah ein, daß der Mann auf der anderen Seite des Tisches glaubte, einen Zehnjährigen vor sich zu haben. Aber Nelio selbst fühlte sich wie hundert.

- Er kommt mit uns, sagte Nelio. Seine letzte Zeit soll die beste werden, die er je erlebt hat.

Sie verließen das Krankenhaus. Nelio hatte eine Papier-

tüte mit Tabletten bekommen, die er Alfredo Bomba geben sollte, wenn er Schmerzen bekam. Nelio hatte ihn gefragt, ob er im Handwagen auf die Straße zurückgebracht werden wollte, aber Alfredo Bomba hatte nein gesagt. Sie gingen auf der schattigen Seite der Straße die steilen Hänge hinunter.

- Ich weiß, daß ich sterben werde, sagte Alfredo Bomba plötzlich.

- Du wirst nicht sterben, entgegnete Nelio. Ich habe Medizin in der Tasche.

- Trotzdem weiß ich, daß ich sterben werde, sagte Alfredo Bomba nach einer Weile.

- Hörst du nicht, was ich sage, sagte Nelio wütend.

Schweigend gingen sie weiter.

Später an diesem Tag, als Alfredo Bomba schlief, rief Nelio die anderen zusammen und berichtete, was der Arzt ihm erklärt hatte.

- Er soll sich wünschen dürfen, was er will, sagte Nelio. Was es auch ist, wir werden es ihm geben.

- Er kann schon jetzt meine Turnschuhe haben, sagte Tristeza.

- Alfredo Bomba hat nie gern Schuhe an den Füßen gehabt, sagte Nelio. Außerdem hat er kleinere Füße als du. Nur er kann uns sagen, was er sich wünscht.

An diesem Abend ging Nelio nicht zu seinem Standbild, um im Bauch des Pferdes zu schlafen. Sie zündeten an der Rückseite der Tankstelle ein Feuer an. Alle hatten sich aufs äußerste angestrengt, während des Tages so viel Geld zusammenzubringen, daß es für ein Festmahl über dem offenen Feuer reichte. Alfredo Bomba saß in eine Decke gehüllt dicht am Feuer, denn er hatte Schüttelfrost.

Nelio hatte ihm eine Tablette gegeben. Die Schmerzen waren weg, aber von dem Essen, das sie für ihn zubereitet hatten, konnte er nur kosten.

- Bestimmt wirst du bald wieder gesund, sagte Nelio. Aber bis dahin will ich, daß du dir wünschst, was du willst.

Alfredo Bomba schien nicht zu verstehen, was Nelio gesagt hatte.

- Was ich will? sagte er langsam.

- Was du willst.

- Ich habe noch nie von einem Menschen gehört, der sich gewünscht hat, was er wollte, und es dann bekommen hat.

- Dann wirst du der erste sein, sagte Nelio.

Lange sann Alfredo Bomba schweigend über das nach, was Nelio gesagt hatte. Nascimento und Mandioca verschwanden ab und zu, um mehr Holz herbeizuschaffen und das Feuer am Leben zu halten. Die Stadt verstummte mehr und mehr, Stille senkte sich auf das Rudel am Feuer herab.

Dann sprach Alfredo Bomba.

- Ich erinnere mich, daß meine Mutter mir etwas sehr Merkwürdiges erzählt hat, als ich klein war. Sie sagte, es sei wahr, aber ich habe immer gedacht, es sei nur ein Märchen, so eins, das man den Kindern erzählt. Aber ich habe nie vergessen, was sie sagte. Vielleicht sollte ich jetzt versuchen herauszufinden, ob es wahr ist oder nicht.

- Eine Mutter lügt ihre Kinder nicht an, sagte Mandioca.

- Still, sagte Nelio. Unterbrich ihn nicht. Laß ihn ausreden.

- Es würde einen Ort geben, an dem Lebende und Tote sich begegnen, sagte Alfredo Bomba. Es wäre ein großer Garten, durch den ein Fluß strömte. Mitten in dem Fluß läge eine Insel aus lauter Sand. Hätte man diese Insel einmal besucht, würde man in seinem ganzen Leben nie mehr Angst vor irgend etwas haben. Wenn es nun so ist, daß ich mir wünschen kann, was ich will, wünsche ich mir, daß ich dahin komme.



- Ja, sagte Nelio, als Alfredo Bomba verstummt war. Ich habe von diesem Fluß gehört, mit einer länglichen Insel aus Sand. Ich habe auch gehört, daß es dort eine Art singende Echsen gibt. Aber es kann sein, daß ich mich täusche. Ich glaube, du hast recht, du solltest diesen Ort besuchen.

- Ich weiß nicht, wo er liegt, sagte Alfredo Bomba. Wie soll man reisen, wenn man nicht weiß, wohin?

- Das werden wir herausfinden, sagte Nelio. Ich habe eine Karte von der ganzen Welt. Die Tristeza in der Mülltonne gefunden hat. Morgen früh gehe ich zu Abu Cassamo, dem Fotografen. Vielleicht weiß er es.

- Glaubst du wirklich, daß es möglich ist? fragte Alfredo Bomba.

- Ja, sagte Nelio. Ich glaube, daß es möglich ist.

Alfredo Bomba kroch ganz nah am Feuer unter seiner Decke zusammen und schlief ein.

- Wir werden also eine Reise machen, sagte Nelio später. Wir werden viel Geld brauchen, und wir müssen herausfinden, wo dieser Ort liegt. Wir haben auch nicht mehr viel Zeit, bevor Alfredo Bomba zu krank wird, um auf die Reise zu gehen.

- Es gibt keinen Fluß, und es gibt keine Insel, sagte Nascimento. Ich will nicht dabei mitmachen, Alfredo Bomba zu betrügen. Besser, wir lassen ihn jeden Abend ins Kino gehen. Ich glaube, Alfredo Bomba war noch nie im Kino.

- Man hat ihn nicht reingelassen, meinte Mandioca. Er besitzt keine Schuhe. Man braucht Schuhe und eine Eintrittskarte, wenn man ins Kino gehen will. Hat man nur die Eintrittskarte, lassen sie einen nicht rein.

- Manchmal redet ihr wirklich zuviel, sagte Nelio und verhehlte seinen Ärger nicht. Wir werden diesen Ort finden, und wir werden viel Geld beschaffen, so daß wir hinreisen können. Am besten, wir schlafen jetzt. Morgen wer-

den wir viel zu tun haben. Zum Zeichen, daß es mir ernst ist, werde ich heute nacht hier bei euch schlafen.

- Nicht, daß du auch krank wirst, sagte Tristeza besorgt.

- Alfredo Bomba ist kränker als ich, erwiderte Nelio. Das ist das einzige, was zählt.

Sie machten sich für die Nacht fertig. Nascimento kroch in seinen Pappkarton und zog den Deckel zu. Nelio rollte sich neben Alfredo Bomba zusammen. Er dachte, daß es eine sehr große Verantwortung war, die er jetzt übernommen hatte. Alfredo Bomba rechnete damit, zu bekommen, was er sich gewünscht hatte. Niemand hatte das Recht, einen sterbenden Menschen zu enttäuschen.

In dieser Nacht schlief Nelio schlecht und wurde von unruhigen Träumen gejagt. Die Träume, die ihn quälten, hatten Gesichter gehabt und ihn an die jungen Banditen erinnert, die sich an ihre blutigen Gewehre klammerten. Sie hatten ihm mit seinen Hosen zugleich die Fähigkeit zu denken und zu fühlen geraubt. Er hatte sich an einem Fluß befunden und sein Gesicht im Wasserspiegel entdeckt. Es war ein Gespenst, das er sah, ein alter Mann mit eingesunkenen Augen und einem schmutzigen Stoppelbart. Vom anderen Ufer her hatte Yabu Bata ihm etwas zugerufen, aber er hatte nicht verstanden, was er gesagt hatte. Er war vor Anbruch der Dämmerung aufgewacht. Alfredo Bomba schlief neben ihm, auf dem Rücken, mit offenem Mund, wie ein kleines Kind. Nelio hatte gedacht, es wäre klug, diesen wichtigen Tag damit zu beginnen, daß er versuchte, seine nächtlichen Träume zu deuten. Von seinem Vater hatte er gelernt, daß Träume stets Vorboten waren. Sie mochten rätselhaft sein, aber es war die Aufgabe des Menschen, die Vorzeichen zu deuten und entsprechend zu handeln.

- Ein Mensch schläft, um zu träumen, hatte sein Vater gesagt. Und anschließend sind wir wach, weil wir die Möglichkeit haben müssen, unsere Träume zu deuten.

Nelio dachte, es wäre einfacher gewesen, wenn er im Bauch des Pferdes gelegen hätte. Dort war er es gewöhnt, seine Träume zu deuten. Er mußte allein sein, wenn er den Stimmen der Nacht lauschte, die zu ihm gesprochen hatten. Hier, umgeben von dem schlafenden Rudel, fand er keine Ruhe.

Als das erste Morgenlicht am Himmel erschien, stand er vorsichtig auf, um die anderen nicht zu wecken, und ging über die leere Straße zu Abu Cassamos Laden. Er horchte an der Tür und hörte das Geräusch von schlurfenden Schritten. Leise klopfte er und wartete. Abu Cassamo öffnete die Tür einen Spaltbreit, nachdem er alle Schlösser aufgesperrt und die Sicherheitsketten gelöst hatte, die ihm zum Schutz gegen die Umwelt dienten, der er mißtraute. Seine stets gleichbleibend schwermütigen Augen betrachteten Nelio, der da draußen stand.

- Ich komme noch einmal mit meinen Karten, sagte Nelio. Außerdem möchte ich dir eine Frage stellen.

Abu Cassamo ließ ihn in das dunkle Atelier ein. Dann hockte er sich vor den Spirituskocher, auf dem er gerade nach einem komplizierten Ritual Kaffee zubereitete. Nelio setzte sich auf einen Schemel und wartete. An den Wänden hingen eingerissene Touristenplakate in grellen, falschen Farben, vermutlich Motive vom indischen Festland, das Abu Cassamo nie wieder besuchen würde.

Nachdem Abu Cassamo die kleine Kaffeetasse geleert hatte, wischte er sich den Mund ab und setzte sich auf einen Schemel gegenüber von Nelio, der schon seinen lädierten Atlas bereithielt. Er erklärte Abu Cassamo den Grund seines Kommens. Aber er sprach von Alfredo Bombas Wunsch, als sei es sein eigener.

- Einmal habe ich meinem Vater das Versprechen gegeben, diese Insel zu besuchen, sagte Nelio. Heute nacht habe ich geträumt, jetzt sei die Zeit für diese Reise gekommen.

Mein Vater wird sehr ärgerlich sein, wenn ich nicht tue, was wir verabredet haben.

- Ich nehme an, dein Vater ist tot, sagte Abu Cassamo nachdenklich.

- Schon zu Lebzeiten konnte er böse werden, entgegnete Nelio. Ich denke, das wird nicht weniger geworden sein, seit er in einem Wassergraben ertrank, als die Malaria ihn benebelt hatte.

Abu Cassamo nahm den Atlas und zündete die letzte der starken Petroleumlampen an, die noch funktionierte. Nelio wartete und merkte, daß es ihn langsam rückwärts in die Zeit hineinzog, bis weit vor den Überfall der Banditen auf sein Dorf. Erst als Abu Cassamo Stunden später das letzte Kartenblatt aufschlug, kehrte er in die Wirklichkeit zurück.

- Ich kann dir nicht helfen, sagte Abu Cassamo. Diese Insel, wo dein Vater auf dich wartet, ist nicht verzeichnet. Es ist ein sehr schlechter Atlas.

- Ich habe ihn in einer Mülltonne gefunden, sagte Nelio. Jetzt verstehe ich, warum man ihn weggeworfen hat.

- Die Welt läßt sich nur auf schlechten Karten abbilden, sagte Abu Cassamo. Wie könnte man eine vollendete Karte von etwas herstellen, das so verwahrlost ist wie unsere Welt?

Sie schwiegen.

- Wie findet man eine Insel, die auf keiner Karte verzeichnet ist? fragte Nelio schließlich.

- Man findet sie nicht, antwortete Abu Cassamo. Ich glaube, du solltest am besten *uputso* trinken und tanzen und mit deinem Vater sprechen. Manchmal können uns sogar die Toten Wege zeigen, von denen wir gar nicht wußten, daß wir sie kennen.

Nelio entging nicht der leise Unterton von Verachtung in Abu Cassamos Stimme. Er wußte, daß die Inder inso-

fern an die Weißen erinnerten, als sie nie verstanden hatten, warum schwarze Menschen oft tanzten und mit ihren Vorfahren sprachen. Genau wie die Weißen hatten die Inder Angst, und sie verbargen ihre Angst, indem sie Verachtung zeigten, allerdings mit erheblich mehr Diskretion als die Weißen, da sie Kaufleute waren und es sich mit keinem verderben wollten, der möglicherweise eines Tages als Kunde in Frage kam.

- Ich werde deinen Rat befolgen, sagte Nelio. Aber ich habe noch eine Frage. Wer kann mir das ganze Geld geben, das ich brauche, um die lange Reise zu machen und außerdem einen neuen Anzug für meinen Vater zu kaufen?

- Ich wußte nicht, daß die Geister Anzüge tragen, sagte Abu Cassamo.

- Mein Vater hat behauptet, daß es so sei. Wenn ich von ihm träume, hat er immer denselben Anzug an, und der wird immer abgetragener und verschlissener.

- Ich kenne nur eine Person, die dir vielleicht das Geld geben kann, sagte Abu Cassamo. Er heißt Suleman und ist genauso reich wie der große Khan, obwohl niemand davon spricht, da Suleman kein Geld für den Bau neuer Moscheen gibt.

- Warum sollte er mir Geld geben?

- Er ist Inder wie ich, sagte Abu Cassamo. Aber seine Seele hat Schaden genommen von einem langen Leben unter schwarzen Menschen wie dir. Mittlerweile hat er solche Angst vor bösen Geistern und Vorboten, daß er nicht einmal mehr wagt, Geschäfte zu machen. Er hat sich in seinem Haus verschanzt und geht nie aus. Wenn du ihn von mir grüßt, läßt er dich vielleicht ein.

- Woher kennst du ihn? fragte Nelio.

- Er war mein letzter Kunde, erwiderte Abu Cassamo traurig. Auf dem letzten Foto, das ich bis jetzt gemacht habe, sieht man die Angst aus seinen Augen leuchten.

- Vielleicht sollte er mich zu der Insel begleiten, sagte Nelio. Wo wohnt der Mann, der Suleman heißt?

- Neben dem alten Gefängnis liegt ein Haus, das aussieht, als wäre es geköpft worden. Suleman hat einmal eigenhändig das Obergeschoß abgerissen, nachdem man ihn bei einem großen Geschäft hereingelegt hatte, sagte Abu Cassamo. Er hat sich selbst bestraft, weil er so leichtgläubig war. Das geschah vor vielen Jahren, als er noch nicht glaubte, die bösen Geister und Vorboten könnten ihm schaden.

Nelio stand auf, um zu gehen. Es war schon später Nachmittag. Er war sehr hungrig.

- Ißt du nie? fragte er.

- Nur wenn ich hungrig bin, antwortete Abu Cassamo. Heute ist kein solcher Tag.

- Ich werde mich von dir fotografieren lassen, sagte Nelio, wenn ich von meiner Reise zurück bin. Du sollst auch die anderen fotografieren, mit denen ich hier auf der Straße lebe. Du sollst die Bilder entwickeln, wir werden die besten auswählen und sie einrahmen. Dann werden wir dich für deine Arbeit bezahlen.

- An welche Wand wollt ihr die Fotos hängen? fragte Abu Cassamo, als er Nelio schon auf die Straße gelassen hatte.

- An die Rückseite der Tankstelle, sagte Nelio. Da ist eine Mauer, die sehr schön ist. Wenn es regnet, werden wir sie natürlich mit Säcken abdecken.

Am Tag darauf ging Nelio durch die Stadt zu Sulemans geköpftem Haus. Er öffnete das Tor und betrat einen Garten, der aussah wie ein verwilderter Friedhof. Unter dünnen Grashalmen lagen verrostete Hundehalsbänder zur Erinnerung an gewaltiges Hundegebell. Nelio klopfte an die Tür. Plötzlich tat sich eine kleine Luke gleich über der Schwelle

auf. Ein dicker brauner Finger kam heraus und forderte Nelio winkend auf, sich so hinzulegen, daß sein Gesicht in Höhe der Luke war. Der Finger verschwand, Nelio legte sich bäuchlings hin und starrte direkt in ein Auge.

- Ich bin gekommen, um mit Suleman über eine Insel zu sprechen, wo alle Angst aufhört, sagte Nelio. Abu Cassamo hat mich geschickt.

Das Auge verschwand, und die Tür ging einen Spaltbreit auf. Nelio kam in den Sinn, daß alle Inder ihre Türen nur zur Hälfte öffnen, vielleicht aus Angst, vielleicht aber auch aus Sparsamkeit. Nelio trat in das geköpfte Haus ein, in dem die Vorhänge zugezogen waren. Es roch nach etwas Unbekanntem und war sehr dunkel. Als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, sah er, daß in dem Haus alle Möbel fehlten. Das einzige, was es gab, war Geld. Überall lagen Stapel von gebündelten Banknoten, einzeln mit Bindfäden verschnürt. Es war dieses viele Geld, das den Geruch verströmte, den Nelio nicht kannte. Mitten in diesem Geld, als wäre er von Schutzmauern aus Banknotenbündeln umgeben, stand Suleman. Er war klein und sehr dick. Auf dem Kopf waren ihm die Haare ausgegangen, der Bart war schütter, und er trug eine Brille, deren Fassung mit schmutzigem Klebeband geflickt war. Nelio trug Suleman sein Anliegen vor, während dieser mit geschlossenen Augen seinen Worten lauschte. Als er verstummt war, breitete Suleman die Arme in einer Geste müder Verzweiflung aus.

- Ich kann kein Geld entbehren, sagte er. Der kleine verbleibende Rest, den du hier siehst, ist schon verpfändet. Ich kann dich auch nicht auf deiner Reise begleiten. Vor diesen Türen warten alle, die mir Böses wollen. Nachts höre ich, wie sie an den Hauswänden scharren und kratzen. Meine Wachhunde haben sie mit vergifteten Fleischstücken weggelockt.

- Wir könnten aufbrechen, wenn es dunkel ist, schlug Nelio vor.

- Noch schlimmer, sagte Suleman. Am Tag, im grellen Sonnenlicht, wäre es vielleicht möglich, aber ich wage es nicht. Außerdem bin ich zu dick und sehe schlecht. Ich muß bleiben und das Geld bewachen, das noch übrig ist. Einst war ich ein vermögender Mann, genauso reich wie der Khan. Jetzt hat mich das Vermögen arm gemacht, auf eine Weise, die ich nicht recht begreife. Alles ist schon verpfändet.

- Ich glaube, eins von den kleinen Bündeln würde reichen, sagte Nelio vorsichtig und senkte seine Stimme, damit sein Wunsch kleiner wirkte, da er leise vorgetragen wurde.

- Ich habe kein Geld zu verschenken, sagte Suleman, und Nelio merkte, daß er langsam ärgerlich wurde. Alle wollen Geld. Ich kann dieses Haus nicht verlassen, ohne daß ich von lauter Bettlern umringt werde. Leichter sind diejenigen zu zählen, die nichts haben wollen. Die Bettler betteln sich sogar gegenseitig an. Die Toten in der Erde schreien nach Geld. Ich habe alles weggegeben, was ich einst besaß. Was sich hier befindet, soll meine Schulden bezahlen, wenn ich einmal tot bin. Das Geld in der Ecke am Fenster ist für meine Beerdigung bestimmt, das Geld auf der anderen Seite der Tür soll die Ehen meiner Nichten und Neffen bezahlen und die unehelichen Kinder meiner treulosen Söhne, die keiner außer mir anerkennen will. Ich habe Almosen vorbereitet, Bußgeld, Bestechungsgelder, und alles ist verpfändet. Da ist kein Geld für einen Anzug für deinen Vater und die Reise zu der Insel, von der du sprichst. Selbst wenn es sie nicht gäbe, selbst wenn du ein Betrüger wärst, von dem ich mich mit Bedacht hereinlegen ließe, habe ich kein Geld, das ich dir geben könnte.

- Ein kleiner Junge wird bald sterben, sagte Nelio. Seine Seele könnte dich dann schützen.

- Mein Haus ist voll von toten Seelen, die mir als Si-



cherheit geboten wurden von allen, die mich um Geld gebeten haben, damit ich sie nach ihrem Tod einlöse. Aber was hat mir das gebracht?

Nelio verließ Sulemans Haus. Die in den letzten Tagen eingeschlagenen Wege hatten ihn, wie er sich eingestand, nicht näher zum Ziel gebracht.

An diesem Abend versammelte Nelio das Rudel um sich. Er wartete, bis Alfredo Bomba eingeschlafen war, bevor er zu reden anfang.

- Abu Cassamo hat den Ort nicht finden können, von dem Alfredo Bombas Mutter gesprochen hat. Da Abu Cassamo keine Kunden mehr hat, die fotografiert werden wollen, hat er sich voll und ganz auf das Studium der Karten konzentrieren können. Daher lohnt es sich auch nicht, jemand anders zu fragen. Uns bleibt auch nicht die Zeit, Alfredo Bombas Mutter zu finden. Es ist nicht einmal sicher, ob sie noch lebt. Geld haben wir auch keins aufgetrieben.

Er blickte in die Runde. Alle schauten weg, da sie nichts zu sagen hatten.

Schließlich brach Tristeza das Schweigen.

- Vielleicht ist es trotz allem besser, wenn er meine Turnschuhe bekommt. Jetzt wo er krank ist, sind seine Füße vielleicht größer geworden.

- Warum sollten sie? fragte Nelio.

- Kranke Menschen schwellen an, murmelte Tristeza. Das Blut versteckt sich ganz unten in den Füßen vor dem Tod.

Nelio dachte ein Weile über Tristezas eigentümliche Aussage nach. Er hatte gelernt, daß Tristeza, obgleich er sehr langsam dachte, mitunter Dinge sagte, die der Überlegung wert waren.

- Alfredo Bomba möchte keine Turnschuhe haben, sagte er dann. Er will die Insel besuchen, auf der die Angst den Menschen verläßt. Unser erstes Problem ist, daß wir nicht

hinfinden. Unser zweites Problem ist, auch wenn wir hinfinden würden, hätten wir kein Geld für die Reise.

- Es gibt keine solche Insel, sagte Nascimento.

- Vielleicht nicht, erwiderte Nelio nachdenklich. Aber das ist kein wirkliches Problem.

Er merkte, daß sie ihn verwundert anschauten. Was meinte er damit? Abwehrend hob Nelio die Hand. Fürs erste wünschte er keine weiteren Fragen. Irgendwo in seinem Kopf wurde ein Plan geboren. Er hatte einen unbekannten Pfad in seinem Kopf entdeckt, dem er jetzt zu folgen begann und der ihm die Antwort auf die Frage geben würde, wie sie Alfredo Bombas Wunsch erfüllen sollten. Er stand auf, ging an der Tankstelle vorbei auf die Straße und spähte hinüber zur anderen Seite, wo Abu Cassamos Fotoladen lag, neben der Bäckerei und dem Theater. Eine von Dona Esmeraldas Vorstellungen war gerade zu Ende. Die Zuschauer strömten heraus und zerstreuten sich in verschiedene Richtungen in der Dunkelheit. Die Wächter sperrten die Türen zu, die Lampen über dem Eingang erloschen, eine nach der anderen. All das sah er, und zugleich folgte er einem gewundenen Pfad zwischen dichtem Dornestrüpp hindurch in seinem Kopf. Er sah mit nach innen gerichtetem Blick und wußte jetzt, wie er die Reise zu der Insel bewerkstelligen könnte, die in einem unbekannten Teil der Welt lag oder gar in einer Welt, die es eigentlich nicht gab.

Er kehrte zurück zu dem wartenden Rudel. Alfredo Bomba schlief.

- Ich habe die Insel gefunden, sagte er. Sie ist nicht in den Karten verzeichnet, die Abu Cassamo vergeblich zu lesen versucht hat. Außerdem liegt sie so nah, daß wir kein Geld brauchen, um unsere Reise zu machen.

- Wo? fragte Nascimento.

- Gegenüber auf der anderen Straßenseite, sagte Nelio. Sie liegt da, wo Dona Esmeralda ihr Theater hat. In der

Nacht steht das Theater leer. Die Bühne ist verlassen, solange die Schauspieler schlafen. Was es nicht gibt, muß man selber fabrizieren. Auch eine Insel, von der niemand weiß, wo sie liegt, kann man fabrizieren. Auch einen Traum kann man aus seinem Kopf holen und zu einem Gegenstand formen. Heute nacht, wenn die Wachen vor dem Theater eingeschlafen sind, werden wir durch das zerbrochene Fenster an der Rückseite klettern, wo Dona Esmeralda ihren Kostümvorrat hat. Dann machen wir Licht auf der Bühne, und wir fangen an, ein Stück zu proben, das von Alfredo Bombas Besuch auf der Insel handelt, von der seine Mutter ihm erzählt hat.

- Keiner von uns weiß, wie man das macht, sagte Mandioca.

- Dann müssen wir es lernen, erwiderte Nelio.

- Einige von den Wächtern vor dem Theater tragen Waffen, sagte Nascimento.

- Wir werden leise sein, entgegnete Nelio.

Noch am selben Abend, kurz nach Mitternacht, als die Wächter vor dem Eingang des Theaters eingeschlafen waren, schlichen sie zur Rückseite und kletterten durch das zerbrochene Fenster in den Kostümfundus. Tristeza hatte die Aufgabe bekommen, bei Alfredo Bomba zu bleiben, weil er ohnehin nie lernen würde, Sätze zu sprechen und sich in einer bestimmten Weise auf der Bühne zu bewegen. Mit Streichhölzern leuchteten sie sich vorwärts und schalteten die starken Scheinwerfer an, die über der Rampe hingen.

Die Bühne war ganz leer gewesen.

Sie hatten unten im Zuschauerraum gestanden. Da hatte Nelio gedacht, die Bühne gleiche einem Mund, einem offenen Mund, der auf die Nahrung wartete, die sie ihm geben würden.

Dann hatten sie angefangen, die Insel zu fabrizieren.

Nelio lächelte im Morgengrauen sein müdes Lächeln. In der Ferne, jenseits des Flusses, türmte sich eine Gewitterwand auf. Ich begriff, daß wir uns jetzt dem Ende näherten, sowohl der Geschichte wie seines Lebens.

Ich sagte nichts. Ich sah ihn nur an und lächelte. Was gab es eigentlich zu sagen?

Dann stand ich auf und ging die Treppe hinunter in die Bäckerei.

## *Die letzte Nacht*

Am letzten Tag, an dem Nelio lebte, war die Sonne ganz nah bei meinem Geist. Wenn ich meine Lungen leerte, entflammte sich die Luft und fiel wie schwarze Asche auf die Steine der Straße. Ich habe nie, weder früher noch später, eine solche Hitze erlebt wie an diesem Tag. Nirgends war Kühle, sogar der Wind, der vom Meer her in die Stadt drang, schien vor Ermattung zu keuchen. Unruhig wanderte ich durch die Straßen, drängte mich in den staubigen Schatten, wo die Menschen vergeblich Linderung suchten, und kämpfte gegen einen zunehmenden Schwindel an, der mich immerzu umwerfen wollte. Es war, als wüßte ich nicht mehr, wo ich bin, als wäre alles, was mir geschah, ein Irrtum, für den eigentlich niemand verantwortlich war, der keinen kümmerte. Zum ersten Mal sah ich die Welt so, wie sie war, die Welt, die Nelio durchschaut hatte, obwohl er noch nicht einmal erwachsen war.

Was glaubte ich zu sehen? Der verrostete Motor in einem ausgebrannten Traktor sprach zu mir, wie ein höhnisches Poem, von einer Welt, die vor meinen Augen langsam zerfiel. Ich sah einen Jungen, ein Straßenkind, wütend den Sand peitschen, als strafe er die Erde für sein eigenes Elend. Ein einsamer Geier segelte lautlos über meinem Kopf. Er trieb auf den wirbelnden Aufwärtswinden, unempfindlich gegen die Sonnenstrahlen, die sein Gefieder durchbohrten. Der Schatten des Vogels fiel manchmal auf meinen Kopf wie ein Eisenlot, das mich zu Boden preßte. Ich sah einen alten schwarzen Mann nackt neben einer Wasserpumpe stehen und sich waschen. Trotz der Hitze schrubbte er seinen

Körper mit gewaltiger Energie, als risse er sich eine ausgediente alte Haut ab. Unter der erbarmungslosen Sonne entdeckte ich das wahre Gesicht der Stadt. Ich sah, wie die Armen gezwungen wurden, ihr Leben roh zu essen. Ihnen blieb keine Zeit, ihr Leben zu gestalten, da sie ständig an der äußersten Bastion des Überlebens kämpfen mußten. Ich sah diesen Tempel des Irrsinns, der die Stadt war, vielleicht sogar die Welt, und er glich allem, was ich um mich sah. Ich stand mitten in der dunklen Kathedrale der Ohnmacht. Die Mauern fielen in Brocken herab und ließen dicke Staubschichten aufwirbeln, die farbigen Glasfenster waren längst verschwunden. Ich sah mich um, und alle, die mich umgaben, waren arm. Die anderen, die Reichen, hielten sich von den Straßen fern, versteckten sich hinter Mauern in ihren Bunkern, wo rauschende Maschinen die Luft ständig kühlten. Die Erde war nicht mehr rund, sie war wieder flach geworden, und die Stadt lag an ihrem äußersten Ende. Wenn die heftigen Regenfälle die Häuser irgendwann wieder von den Steilhängen rissen, würden sie nicht nur in den Fluß stürzen, sondern auch über den äußersten Rand geworfen werden, wo kein Boden wartete.

An diesem Tag schien die Stadt plötzlich von einer Invasion heimgesucht, nicht von Heuschrecken, sondern von Erweckungspredigern. Überall, von Mauern, Kisten, Paletten und Mülleimern herab, lockten sie mit ihren weinerlichen, klagenden Stimmen, ihren schweißgebadeten Gesichtern und ihren flehend ausgestreckten Händen die Menschen an. Die Leute scharten sich um sie, wiegten ihre Körper, machten die Augen zu und dachten, alles würde anders sein, wenn sie sie wieder öffneten. Ich sah Menschen im Krampf zu Boden fallen, andere krochen davon wie geprügelte Hunde, wieder andere jubelten, ohne daß wir anderen verstanden, worüber. Ich, der ich mir immer vorgestellt hatte, der Untergang würde sich vor einem Hintergrund aus Regen,

jagenden schwarzen Wolken, Erdbeben und tausendfältigen Blitzen vollziehen, glaubte allmählich, ich hätte mich getäuscht. Die Welt würde in der brennenden Sonne untergehen. Ich dachte, alle unsere Ahnen hätten sich versammelt, es müssen Millionen gewesen sein, und sie hätten genug von den Qualen, welche die Lebenden einander bereiteten. Im gemeinsamen Untergang würden wir uns mit der anderen Welt vereinen. Die Straßen, durch die ich jetzt lief, würden schließlich nur noch eine Erinnerung sein für die, denen es nie ganz gelungen war, das Vergessen zu lernen.

Ich kam an einem Haus vorbei, in dem ein Wahnsinniger plötzlich anfang, seine Möbel aus dem Fenster zu werfen. Dauernd rief er nach seinem Bruder Fernando, den er nicht mehr gesehen hatte, seit die Banditen den Krieg in unser Land brachten. Ich entdeckte ihn, als er gerade sein Bett hinauswuchtete. Es knallte auf den Gehsteig, die Matratze platzte auf, die Holzlatten zersplitterten. Warum schrie ich ihn nicht an, er solle aufhören? Warum ging ich einfach weiter?

Das weiß ich bis heute nicht. Der letzte Tag, an dem Nelio lebte, ist wie eine lange, ausgedehnte Vorstellung von einem Traum, an den ich mich nur bruchstückhaft erinnere. Etwas in meinem Leben ging zu Ende. Ich hatte angefangen, die wirkliche Bedeutung dessen zu verstehen, was Nelio mir erzählt hatte. Vielleicht fürchtete ich mich auch vor dem Unausweichlichen? Daß seine Erzählung zu Ende ginge, daß alles offenbart sein würde und er selber an den furchtbaren Wunden in seinem Brustkorb stürbe? Ich dachte, der Tod ist für diese Armen, für Menschen wie Nelio und mich selber, das einzige, was wir vom Leben umsonst bekommen.

Ich dachte, daß wir gezwungen würden, das Leben roh zu essen. Und danach wartete der Tod.

Wir hatten nicht die Möglichkeit, uns Freude zu bereiten, unsere Erinnerungen zu polieren, bis sie glänzten, der Furcht vor dem Morgen zu entrinnen.

Erst in der Abenddämmerung kehrte ich in die Bäckerei zurück. Dona Esmeralda stand vor dem Laden und stritt empört mit einem Mann, der das Mehl geliefert hatte. Es war ein Streit, der schon seit tausend Jahren ausgefochten wurde und sich noch weitere tausend Jahre wiederholen würde. Ich wartete, bis der Mann geknickt davonschlich und Dona Esmeralda im Theater verschwunden war, wo sie die Schauspieler trotz der unerträglichen Hitze zwingen würde, die Rüssel anzulegen und das Stück zu proben. In dem Moment, als ich durch die Tür der Bäckerei trat, fiel mir ein, daß ich vergessen hatte, bei Frau Muwulene Kräuter zu kaufen. Aber es war mir egal. Ich wußte, jetzt war es ohnehin zu spät.

Ich backte mein Brot und betrachtete abwesend Marias schönen Körper, der durch ihr dünnes Kleid schimmerte. Der Abend hatte Abkühlung vom Meer gebracht. Rings um mich ruhte die Stadt, um ein Morgen mit einer ebenso gnadenlosen Sonne zu ertragen.

Ich dachte an den Jungen, der so wütend die Erde gepeitscht hatte. Und ich überlegte, ob er wohl immer noch da stand und auf sein eigenes Elend eindrosch, oder ob er einen Platz zum Schlafen hatte.

Kurz nach Mitternacht ging Maria nach Hause. In der Dunkelheit verborgen hatte ich heimlich beobachtet, wie sie sich unter demselben Wasserhahn wusch, den ich immer benutzte. Ihr nackter Körper hatte im Licht neugieriger Sterne geleuchtet, und ich empfand eine plötzliche Empörung darüber, daß ich widerstehen konnte, daß ich nicht zu ihr ging und sie an mich zog. Ihre Schönheit war geheimnisvoll wie alles, was schön ist. Ich wünschte, Nelio



hätte neben mir gestanden und sie gesehen, Marias Geheimnis geteilt. Es war eine Erinnerung, von der ich gewünscht hätte, er nähme sie mit in die andere Welt. Ohne daß ich sagen könnte, warum, stelle ich mir vor, daß Geister niemals nackt sind. Aber vielleicht habe ich unrecht. Ich weiß nicht.

Als ich aufs Dach kam, sah ich, daß die Katze wieder da war. Sie war zu Nelio auf die Matratze gekrochen und hatte sich neben sein Gesicht gelegt. Ich blieb im Schatten der Tür an der Wendeltreppe stehen und betrachtete das, was wie ein Zwiegespräch zwischen Nelio und der Katze aussah. Ein kühler Hauch zog flüchtig an meinem Gesicht vorbei und ließ mich schauern. Die Toten begannen sich zu versammeln, in der Erwartung, daß Nelio ihnen folgen würde. Wer die Katze war, wußte ich nicht. Doch sie mußte meine Anwesenheit gespürt haben, denn plötzlich drehte sie den Kopf und sah mich mit ihren kalten Augen an. Als sie blinzelte, dachte ich, es sei der Mann mit den zusammengekniffenen Augen, der von Nelio getötete Mann, der ihn jetzt wiedergefunden hatte. Ich hob einen kleinen Stein vom Dach auf und warf ihn neben die Matratze. Die Katze sprang zur Seite und machte sich über die Dächer davon. Als ich neben seinem Lager stand, sah ich, daß Nelio sehr blaß war. Ich befühlte seine Stirn, er hatte Fieber, die Augen waren blank und zeigten den abwesenden Ausdruck, den ich bereits an ihm kannte. Trotzdem lächelte er mir zu.

- Der Tag war sehr heiß, sagte er mit leiser, brüchiger Stimme.

Ich gab ihm Wasser zu trinken. In seine Tasse schüttete ich die letzten Reste von Frau Muwulenes Kräutern.

Wieder hörte man die Frau, die in der Nacht den morgigen Tag vorbereitete.

Ihr Stock stieß den Mais. Und sie sang.

- Alles hat ein Ende, sagte Nelio. Alles hat ein Ende, und alles fängt wieder von vorn an.

Er hob seine Hand, eine sehr magere Hand, und deutete hinauf zu den Sternen, die in dieser Nacht sehr klar und nah waren. Der Himmel hatte sich aufs Dach niedergesenkt, um Nelios Ruheraum kleiner zu machen.

- Mein Vater war ein sehr kluger Mann, sagte Nelio. Er lehrte mich, zu den Sternen aufzuschauen, wenn das Leben schwer war. Wenn ich den Blick dann wieder auf die Erde senkte, war das, was eben noch übermächtig war, auf einmal klein und einfach.

Ich gab ihm wieder Wasser zu trinken. Danach fühlte ich seinen Puls, der schnell und ungleichmäßig war. Die gestundete Zeit näherte sich ihrem Ende.

Nelio sah mich schweigend an. Seine Erzählung hatte schon angefangen, obwohl sie erst wie ein Glimmen in seinen müden Augen war. Aber noch immer hatte er offenbar nicht die geringste Furcht vor dem, was ihn erwartete. Er war vollkommen ruhig.

Kann man den Tod lieben?

Von Nelio habe ich keine Antwort bekommen, solange er lebte. Aber ich warte immer noch darauf, daß sich ein einsamer Nachtfalter neben mir niederläßt und mir die ersehnte Botschaft von Nelio bringt. Deshalb tanze ich manchmal in meiner Einsamkeit auf dem Dach und berausche mich mit *tontonto*.

Ich warte und werde immer warten.

Dann begann Nelio wieder mit seiner Erzählung, zum letzten Mal. Ich wußte, jetzt, in dieser Nacht, würde sie an ihr Ende kommen. Er berichtete, wie sie im Licht der Scheinwerfer die leere Bühne betreten hatten. Die Schatten in den Kulissen hatten murmelnd ihre Anwesenheit begleitet. Die Bühne atmete, alles, was sich im Laufe der Jahre dort ab-

gespielt hatte, schien wieder zum Leben erwacht. Sie befanden sich in einem chaotischen Universum von Stücken, Dialogen, Auftritten und Abgängen. Es war ein magischer Augenblick. Nelio hatte das Rudel um sich geschart, genau in der Mitte der Bühne. Er hatte gemerkt, daß sie Angst hatten, daß sie die Gegenwart aller Ereignisse spürten, die früher hier stattgefunden hatten und jetzt wiedererstanden waren. Nelio hatte gedacht, sie seien nicht nur als eine Gruppe von Straßenkindern gekommen, die ein Stück für den sterbenden Alfredo Bomba aufführen wollte. Sie waren auch als Publikum gekommen, und sie hatten die alten Dramen zum Leben erweckt, indem sie sie aus ihrer langen Nacht aufstörten.

Zunächst hatten sie das Theater durchstöbert, auf der Suche nach brauchbaren Requisiten, ausrangierten Versatzstücken alter Bühnenbilder, Kostümen und Perücken. Nelio gab strenge Anweisungen, nichts ohne seine Erlaubnis anzufassen, und alles, was sie benutzten, danach wieder an den gleichen Platz zurückzubringen. Diese, die erste Nacht, wurde zu einem langen Spiel, wobei Nelio, von dem Platz aus, den er in der Mitte des Bühnenbodens eingenommen hatte, die anderen aus den Kulissen auftauchen sah, verkleidet bis zur Unkenntlichkeit. Gelegentlich hatte er sie zur Ruhe mahnen müssen, wenn sie vergaßen, daß sie sich unerlaubt im Theater aufhielten. Er erinnerte sich, daß Nascimento vor den bewaffneten Wächtern gewarnt hatte, die sich draußen auf der Straße befanden.

Er sah, wie sie sich in kindlicher, hemmungsloser Begeisterung verkleideten. Immer, wenn einer von ihnen die Bühne in einem neuen Kostüm betrat, erfuhr die gesamte Szene eine vollständige Veränderung. Ein Drama entstand, ohne Dialoge, ohne Handlung, ohne anderen Sinn als den, daß sie gemeinsam eine andere Welt erschaffen durften als die, in der sie gewöhnlich lebten. Pecado trat ins Licht, ange-

tan mit einem glänzenden Frack aus roter Seide. An den Füßen hatte er weiße Schuhe, und er bewegte sich über die Bühne, als hätte er bereits beim Warten in den Kulissen die Kunst gelernt, wie man die Schwerkraft besiegt. Gleich darauf erschien Nascimento im Scheinwerferlicht, verwandelt in einen Gott oder vielleicht in eine bisher unbekannte Blume. Er begann einen zusammenhanglosen Text zu leiern, während er sich würdevoll im Kreis um Nelio herum bewegte. Mandioca kleidete sich in verschiedene Tierkostüme und kreierte Tiere, die kein Mensch zuvor erblickt hatte. Mit dem Hinterteil eines Krokodils, den Beinen einer Ratte, dem Brustkorb eines Insekts und dem Kopf des Zebras kroch er über den Bühnenboden und stieß Laute aus, wie Nelio sie noch nie gehörte hatte.

Während er diese wechselnde, traumhafte Parade betrachtete, mit immer wieder überraschenden Wendungen und Auftritten, begann sich das Stück langsam in seinem Kopf zu formen. Er stellte sich die Reise vor, den Moment, in dem sie am Fluß standen und die Insel im Dunst ahnten, die Überfahrt und schließlich die Ankunft. Ihm wurde klar, daß es nichts weniger war als ein Paradies, das sie zu schaffen versuchen mußten. Da es das Paradies nicht gab, mußte er sich vorstellen, wie es in Alfredo Bombas Welt aussah. Er mußte ein Paradies gestalten, in dem Alfredo Bomba sich heimisch fühlen konnte. In dieser ersten Nacht machte er nicht viele Worte. Nachdenklich, fast träumerisch, betrachtete er die verschiedenen Kostüme und Requisiten, die auf die Bühne gebracht und wieder weggetragen wurden. In seinem Gedächtnis notierte er alles, was er gesehen hatte. Als er ahnte, daß der Morgen nahte, rief er sie zusammen und sagte, sie müßten alles genauso hinterlassen, wie es war, alle Spuren verwischen und genauso unmerklich aus dem Theater verschwinden, wie sie gekommen waren.

- Morgen fangen wir mit den Proben an, schloß er. Drei Nächte lang werden wir uns vorbereiten. In der vierten Nacht werden wir unsere Reise zusammen mit Alfredo Bomba machen.

Als sie in die Morgendämmerung hinaus kamen und zu der Stelle zurückkehrten, wo Tristeza mit Alfredo Bomba wartete, erkannte Nelio sofort, daß sich sein Zustand zusehends verschlimmerte. Einen Moment lang fürchtete er, Alfredo Bomba würde nicht mehr lange genug leben, daß sie ihm ihre Vorstellung zeigen konnten. Er gebot den anderen, still zu sein und keinen zu Lärm machen, damit sie den Kranken nicht störten. Dann setzte er sich zu Alfredo Bomba und sprach lange mit ihm.

- Wir werden die Reise machen, sagte Nelio. Wir werden dich den ganzen Weg tragen. Die Reise wird nicht lang sein.

- Ich habe Angst, murmelte Alfredo Bomba.

- Du mußt keine Angst haben, erwiderte Nelio ermunternd.

- Ich habe Angst, wenn Nascimento mich trägt, sagte Alfredo Bomba. Er wird mich fallen lassen. Oder mich absichtlich loslassen.

- Ich werde ihm drohen, daß wir ihn mit Stöcken schlagen, wenn er dich fallen läßt, sagte Nelio. Nascimento mag es nicht, wenn man ihn mit Stöcken prügelt.

Alfredo Bomba schien nicht ganz überzeugt von Nelios Worten. Aber er war zu müde, um Einwände zu erheben. Nelio gab ihm eine von den Tabletten aus der Papiertüte und rief dann Pecado, den er bat, Alfredo Bombas Füße zu massieren.

- Wozu soll das gut sein? fragte Pecado mißtrauisch. Er friert nicht.

- Das Blut soll sich nicht in seinen Füßen verstecken, erklärte Nelio bestimmt. Tu, was ich dir sage.

Pecado rieb Alfredo Bombas Füße, während Nelio darüber wachte, daß die anderen ihm abwechselnd die schweißgebadete Stirn abwischten und dafür sorgten, daß er stets kaltes Wasser zu trinken hatte. Diejenigen, die nicht für die Pflege von Alfredo Bomba gebraucht wurden, schickte er auf die Straße, damit sie Autos wuschen und für ihren Lohn Eis und Brot kauften. Die Hitze dauerte an, und es befand sich immer jemand neben Alfredo Bombas Kopf und fächelte ihm mit einem Stück von einem alten Regenschirm Luft zu. Kurz nach Mitternacht, als sich die Wächter auf die Treppe des Theaters gesetzt hatten und Karten spielten, krochen sie wieder durch das zerbrochene Fenster an der Rückseite des Gebäudes.

In dieser Nacht begannen sie ihr Stück zu probieren. Nelio scharte sie auf der Bühne um sich.

- Keiner von uns versteht etwas vom Theater, sagte Nelio. Trotzdem müssen wir es ohne Hilfe schaffen. Aber das können wir auch besser als alle anderen. Überleben, ohne daß uns jemand hilft.

- Ich will ein Monster spielen, sagte Nascimento.

- Du darfst ein Monster spielen, sagte Nelio. Aber nur, wenn du mich nicht unterbrichst, bis ich ausgeredet habe. Das Wichtigste für uns ist, Alfredo Bomba vergessen zu machen, daß er krank ist und wo er sich befindet. Dann können wir ihn bringen, wohin wir wollen. Außerdem werden wir warten, bis er eingeschlafen ist. Erst dann tragen wir ihn hinein. Wenn er die Augen aufschlägt, wird er glauben, er träumt.

- Es wird schwierig, ihn schlafend durch das kaputte Fenster zu bringen, sagte Pecado bekümmert.

- Es gibt eine Tür an der Rückseite, sagte Nelio. In der Nacht, bevor wir unser Stück aufführen werden, sperren wir das Schloß auf.

Dann begannen sie mit den Proben für die Reise zu der

Insel, von der Alfredo Bombas Mutter ihm einmal erzählt hatte. Sie versuchten einen Traum zu schaffen, der die gleiche Kraft hatte wie die Wirklichkeit. Die ganze Zeit fühlte Nelio sich unsicher. Es kam ihm vor, als tastete er sich in einem dunklen Raum vorwärts. Oft mußte er böse werden, weil die anderen nicht taten, was er sagte, oder zuviel Lärm machten. Schon bald stellte er fest, daß Nascimento und Mandioca als Schauspieler nahezu unbrauchbar waren. Nascimento hatte einen Monsterkopf gefunden, den er nicht mehr ablegen wollte, obwohl er sich absolut nicht merken konnte, wann er auf der Bühne stehen sollte, was er zu tun oder zu sagen hatte. Schließlich verlor Nelio die Geduld und wies ihn an, sich in ein Stück blauen Stoff zu hüllen und das Meer darzustellen.

- Was soll ich sagen? fragte Nascimento.

- Das Meer spricht nicht, antwortete Nelio. Das Meer ist unendlich, es schaukelt oder liegt still da. Du sollst nichts sagen, denn das Meer spricht nicht.

- Das klingt nach einer sehr langweiligen Rolle, wendete Nascimento ein.

- Aber wichtig, entgegnete Nelio. Wenn du weiter widersprichst, darfst du überhaupt nicht mitmachen.

Wer, wie sich zeigte, das Talent besaß, sich mit der größten Selbstverständlichkeit auf der Bühne zu bewegen, war Pecado. Außerdem merkte er sich auf Anhieb alles, was Nelio ihm sagte, er betrat die Bühne im richtigen Moment und sprach die Worte, die Nelio hören wollte. Nelio selbst würde die Beleuchtung übernehmen, die Scheinwerfer bedienen und je nach Bedarf verschiedene Farben einsetzen. Obwohl sie sehr müde waren, trieb er sie an. Wenn sie dann morgens aus dem Theater kamen, bleich und käsig, sahen sie, daß Alfredo Bomba immer tiefer in seine Krankheit hineinglitt und daß es jetzt sehr schnell dem Ende zuging. Die Zeit, die ihnen blieb, war nicht lang.

In der dritten Nacht spielten sie die gesamte Vorstellung durch, die sie geschaffen hatten. Abgesehen davon, daß Nascimento in der Kulisse eingeschlafen war, in seinem Monsterkopf schnarchend, lief alles fast so, wie Nelio es sich gewünscht hatte. Als er im ersten Rang saß und das Geschehen unten auf der Bühne betrachtete, während er das Licht der Scheinwerfer hochfuhr und einzog, vergaß er zuweilen, wo er sich befand. Die Reise zur Insel schälte sich aus der äußeren Hülle, die der Traum war, und wurde zu einer wirklichen Reise, die sich vor seinen Augen abspielte.

Anschließend, als sie sich wieder auf der Bühne versammelten und er Nascimento ermahnte, nie wieder in der Kulisse einzuschlafen, erklärte er, jetzt seien sie fertig. Die Vorstellung sei nicht mehr zu verbessern.

- Bevor wir heute nacht weggehen, werden wir das Schloß der Hintertür aufsperrern. Das heißt, morgen nacht bringen wir Alfredo Bomba her, damit er mitmachen kann.

- Wird er nicht zuschauen? fragte Mandioca.

- Indem er zuschaut, macht er mit, antwortete Nelio. Das ist der Sinn von dem, was wir hier tun.

- Vielleicht versteht er nichts, sagte Pecado. Er wird vielleicht so enttäuscht sein, daß er es nicht mal zu Ende sehen will. Womöglich schläft er ein.

Nelio spürte, daß ihm die Kraft fehlte zu antworten. Es würde doch nichts ändern. Es blieb ihnen nur das Warten auf die kommende Nacht. Er wies sie an, alles in Ordnung zu bringen, damit sie das Theater verlassen konnten, bevor es dämmerte.

An diesem Morgen sah Nelio deutlich, daß Alfredo Bomba nicht mehr viele Tage zu leben hatte. Er aß nichts mehr, seine Haut spannte sich straff über den Schädel, die Augen sanken immer tiefer ein. Sie saßen im Kreis um ihn, schweigend, müde und angstvoll. Alle spürten die gleiche unbestimmte Furcht, dem Tod so nahe zu sein.



Kurz vor der Abenddämmerung fiel ein starker Regen auf die Stadt. Sie deckten Alfredo Bomba mit einer alten Persenning zu, die neben der Tankstelle herumlag. Doch er schien nichts zu merken, er war tief in seine unruhigen Träume versunken.

- Alte Menschen sollen sterben, sagte Nascimento plötzlich und wischte sich das Regenwasser aus dem Gesicht. Alte Menschen sollen sterben. Kinder nicht. Auch dann nicht, wenn sie nur auf der Straße leben wie Alfredo Bomba.

- Du hast völlig recht, sagte Nelio. Das ist etwas, was die Welt bald lernen sollte.

Nascimento saß stumm im Regen und betrachtete Alfredo Bomba.

- Können Geister sterben? fragte er dann. Auf die gleiche Art wie Menschen?

Nelio schüttelte den Kopf.

- Nein, sagte er. Geister werden weder geboren noch sterben sie. Sie sind einfach nur.

- Ich glaube, Alfredo Bomba wird es viel besser haben als jetzt, sagte Nascimento.

- Alte Menschen sollen sterben, sagte Nelio. Kinder nicht.

- Ich glaube, er wird als Hund zurückkommen, sagte Nascimento zögernd. Alfredo Bomba hat Hunde gern. Hunde haben ihn gern.

- Du hast bestimmt recht, sagte Nelio. Sei jetzt still.

Spätabends hörte der Regen auf. Alfredo Bomba schlief. Alle waren angespannt. Pecado ging immer wieder auf die Straße und hielt ein Auge auf die bewaffneten Wachen vor dem Theater.

- Heute nacht sind es Armandio und Julio, sagte er. Armandio, der Dicke, schläft schon. Julio ist aber meistens wach.

- Sie werden nichts hören, sagte Nelio. Wir gehen bald los.

Am Nachmittag war Nelio auf dem Markt gewesen und hatte von einem alten Bürstenbinder, den er von früher kannte, zwei dicke Besenstiele geborgt. Auf dem Rückweg hatte er plötzlich Senhor Castigo entdeckt, zwischen zwei Polizisten, die ihn die Straße hinunterschleiften. Er war blau und grün geschlagen und blutete, seine Kleider hingen in Fetzen, als hätte eine wütende Volksmenge versucht, ihn in Stücke zu reißen. Er hatte Nelio ebenfalls gesehen. Einen kurzen, verwirrten Moment lang hatte er sich zu erinnern versucht, wer der Junge mit den beiden Besenstielen war. Aber Nelio bezweifelte, daß er ihn erkannt hatte.

Senhor Castigo ist ein Vorbote, dachte er. Man hat ihn erwischt und verprügelt. In den dunklen Zellen der Polizei wird er noch mehr Prügel bekommen. Von ihm sind nur die Reste von etwas übrig, was vielleicht einmal ein Mensch war. Wäre ich ihm nicht entwischt, wäre ich jetzt vielleicht genauso wie er.

Mit Hilfe zweier Unterhemden, die sie über die Besenstiele zogen, fertigten sie eine Tragbahre. Als Mitternacht vorüber war, legten sie den fiebernden Alfredo Bomba darauf und trugen ihn über die leere Straße. Sie lauschten in die Schatten, bevor sie die Hintertür öffneten und im Theater verschwanden. Während Nelio sich im Dunkeln zum Lichtpult tastete, warteten die anderen auf der Bühne. Nelio ließ ein schwaches Dämmerlicht, einen rosa Reflex auf einem noch schlafenden Meer, über den schwarzen Bühnenboden streifen. Er kehrte zu den anderen zurück, und sie stellten die Bahre ganz vorn an der Rampe ab. Nelio setzte sich neben Alfredo Bomba, während die anderen sich zu ihren Vorbereitungen zurückzogen. Noch wollte er ihn nicht wecken. Seiner Stirn war anzufühlen, daß er glühte.

Nach einer Weile steckte Nascimento seinen Monster-

kopf aus den Kulissen und flüsterte, sie seien fertig. Nelio nickte. Gleich darauf begann der Wind zu wehen. Er blies aus den Kulissen, aus den Mündern von Pecado und Mandioca und den anderen. Behutsam weckte Nelio Alfredo Bomba. Er holte ihn sacht aus dem tiefen Dämmer Schlaf. Als er die Augen aufschlug, beugte sich Nelio dicht zu seinem Gesicht herunter.

- Hörst du den Wind? fragte er.

Alfredo Bomba lauschte. Dann nickte er schwach.

- Es ist der Wind vom Meer, sagte Nelio. Wir sind unterwegs zu der Insel, von der deine Mutter dir erzählt hat.

- Ich muß geschlafen haben, sagte Alfredo Bomba. Habe ich geschlafen? Wo sind wir?

- Auf einem Schiff, sagte Nelio und wiegte langsam den Oberkörper. Spürst du die Dünung?

Wieder nickte Alfredo Bomba. Nelio half ihm zum Sitzen auf und lehnte seinen Rücken an den Rand der Vor-  
bühne.

Dann ließ er Alfredo Bomba allein und kehrte ans Lichtpult zurück.

*Im hohen Alter, der Tod hatte bereits in seinem Körper Wurzeln geschlagen, unternahm der greise Alfredo Bomba die Reise, die er sein ganzes Leben lang erträumt und vorbereitet hatte. Eines Nachts, als das Wasser nach der Ebbe wieder stieg, watete er hinaus zu einem kleinen Fischerboot mit dreieckigem Segel, das ihn entlang der Küste zu jener Flußmündung bringen sollte, die nur die von ihren Müttern Eingeweihten finden konnten. An Bord des Fischerboots befanden sich ein unsichtbarer Rudergast, ein Hund und ein Mann mit einem Reissack, und neben dem Bug zeigte sich mitunter ein schiffbrüchiges Monster. Sie navigierten nach den Sternen und hielten festen Kurs auf den zweiten Stern im Pegasus. Kurz vor dem Morgen erlebten*

*sie einen harten Sturm aus Nordost, der Wind zerrte am Segel, der Donner dröhnte und die Blitze kreuzten sich. Danach war das Meer wieder still, das schiffbrüchige Monster schien in den Wogen versunken zu sein, der Mann mit dem Reissack stand unbeweglich am Bug und hielt Ausschau nach der Flußmündung. Der Hund hatte sich neben Alfredo Bomba gelegt. Statt Pfoten hatte er Hände, doch in der ganzen Weisheit seines Alters erkannte Alfredo Bomba, daß Reisen entlang unbekannter Küsten bedeuten, sich in Gesellschaft merkwürdiger Geschöpfe zu befinden, die man noch nie zuvor gesehen hat. In der frühen Morgendämmerung hatten sie auf Land zugehalten. Die Küste war steil und felsig. Der Mann am Bug hatte dem Meer eine Handvoll Reis geopfert, und da war ein Fluß durch die Klippen gebrochen. Danach waren sie flußaufwärts gesegelt, auf dem anfangs sehr breiten Strom. Das Monster war jetzt in Gestalt eines Krokodils zurückgekehrt. Doch Alfredo Bomba fühlte sich die ganze Zeit sicher in der Gesellschaft des unsichtbaren Rudergastes, des Hundes und des Mannes mit dem Reissack. An den Ufern des Flusses waren Menschen erschienen, und sie hatten ihm alle zugewinkt. Ständig hatte Alfredo Bomba das Gefühl, er kenne die blinkenden, genau wie er fand, der Hund an seiner Seite sei ein Hund, dem er schon früher in seinem Leben begegnet war. Aber er dachte, das sei vielleicht zu der Zeit gewesen, als er noch sehr jung war, ein Kind. Als sie lange gesegelt waren, schrammte ihr Schiff gegen eine unsichtbare Sandbank in der Mitte des Flusses. Der Hund erhob sich auf seine beiden menschenähnlichen Hinterbeine, schnappte den Reissack und watete zu einer Insel, die dicht neben der Stelle lag, wo das Boot gestrandet war. Der Mann, der während der ganzen Reise am Bug gestanden und Ausschau gehalten hatte, drehte jetzt zum ersten Mal den Kopf. Auch ihn glaubte Alfredo Bomba zu kennen. Es war*

*ein Gesicht, das ihm aus der Vergangenheit entgegenglitten kam. Dann erinnerte er sich, wer es war.*

*- Pecado, sagte er. Bist du es wirklich?*

*- Pecado ist mein Vater. Ich bin sein Sohn.*

*- Ich erinnere mich an ihn, sagte Alfredo Bomba verträumt. Du bist ihm sehr ähnlich. Aber er hatte keinen schiefen Schnurrbart unter der Nase.*

*- Wir sind da. Ich werde dich an Land bringen.*

*Pecados Sohn half dem kraftlosen Alfredo Bomba aus dem Boot. Für einen Moment waren sie vom Meer eingehüllt, das einem blaugefärbten Seidenstoff glich. Sie waten ein kurzes Stück, ehe sie festen Boden unter die Füße bekamen. Das Licht war jetzt sehr stark, als hätte die Sonne sich vermehrt und leuchtete mit vielen Augen über seinem Kopf. Pecados Sohn setzte ihn in einen Liegestuhl und spannte über seinem Kopf einen Schirm auf. Der Hund lag wieder an seiner Seite, das Boot und das Krokodil waren verschwunden. Alles war jetzt sehr still.*

*- Was ist mit deinem Vater passiert? fragte Alfredo Bomba, als er merkte, daß die Stille der kleinen Sandinsel ihn mit atemberaubender Geschwindigkeit rückwärts in die Zeit hineinzog.*

*- Es war mein Sohn, der dich hierher gebracht hat, antwortete Pecado. Ich bin sein Vater.*

*Verwundert schaute Alfredo Bomba ihn an. Dann merkte er, daß der Schnurrbart unter der Nase nicht mehr da war. Es war wirklich Pecado, der neben ihm saß.*

*- Alles ist so lange her, sagte Alfredo Bomba, und er spürte, wie das Meer langsam in seinen Körper eindrang. Unter seiner Haut begann eine Dünung zu schaukeln.*

*- Auch du bist alt geworden, fuhr er fort und betrachtete Pecado immer noch voller Verwunderung.*

*Pecado lächelte. Dann deutete er hinaus auf den Fluß. Alfredo Bomba kniff im grellen Sonnenlicht die Augen zu-*

sammen. Er sah Nelio mit hochgekrempelten Hosenbeinen heranwatan. An seiner Seite Nascimento, Mandioca, Tristeza. Bald waren sie um ihn versammelt. Er sah, daß sie alle alt waren, genau wie er selber.

- Ich dachte, wir würden uns nie wiedersehen, sagte Alfredo Bomba. Ich verstehe nicht mehr, wovor ich solche Angst hatte.

- Wir sind hier, sagte Nelio. Wo Freunde sich versammeln, ist kein Platz für die Angst.

Alfredo Bomba spürte, daß die Dünung in ihm immer stärker anschwell. Sie führte ihn weiter und weiter hinaus in etwas Unbekanntes, aber noch nicht Gefürchtetes. Das Wasser war warm, und er fühlte sich angenehm schläfrig. Das Sonnenlicht war gleißend hell, und die Gesichter um ihn her begannen sich allmählich aufzulösen.

- Wer hat mich hergebracht? fragte er. Ich sollte dem Mann danken, der am Ruder stand.

- Es war deine Mutter, sagte die Stimme, die Nelio gehörte, dessen Gesicht er jedoch nicht mehr sehen konnte.

- Wo ist sie? fragte Alfredo Bomba. Ich kann sie nicht sehen.

- Sie ist hinter dir, sagte jemand, und jetzt war es der Hund an seiner Seite, der sprach.

Alfredo Bomba hatte nicht die Kraft, den Kopf zu drehen. Aber er fühlte ihren warmen Atem an seinem Hals. Die Dünung schaukelte in ihm, er war sehr müde, und er dachte, er hätte schon lange nicht mehr geschlafen. Er schloß die Augen, seine Mutter saß direkt hinter ihm im Sand, und er wußte jetzt, daß er ganz umsonst Angst gehabt hatte. Was geschehen war, würde weiter geschehen, seine Freunde würden weiter um ihn sein, für immer.

Dann erloschen die Sonnen um ihn, eine nach der anderen. Er lächelte beim Gedanken an den merkwürdigen Hund, der Menschenhände hatte statt Pfoten. Er mußte

*daran denken, es Nelio zu erzählen, wenn er aufwachte.  
Ein Hund, der Hände hatte statt Pfoten ...*

Sie umringten ihn und sahen ihn schlafen.

- Er lächelt, sagte Nascimento. Aber er hat nicht geklatscht. Ich glaube, er hat vor dem Monster Angst bekommen.

- Sei still, sagte Nelio. Du redest zuviel, Nascimento.

Nelio betrachtete Alfredo Bombas Gesicht. Es trug einen Ausdruck, den er noch nie zuvor gesehen hatte.

Dann begriff er, daß Alfredo Bomba tot war. Er trat einen Schritt zurück.

- Er ist tot, sagte Nelio.

Zuerst verstanden sie nicht, was er meinte. Dann erkannten sie selber, daß Alfredo Bomba nicht mehr atmete, und sie schrakten zurück.

- Waren wir so schlecht? sagte Mandioca.

- Ich glaube, wir haben unser Bestes gegeben, antwortete Nelio, und seine Stimme war dumpf vor Traurigkeit.

Keiner sagte etwas. Nascimento hatte ihnen den Rücken zugekehrt und war in den Kopf des Monsters geflüchtet.

Eine Ratte raschelte unter dem Bühnenboden.

Dann ging alles sehr schnell.

Die Türen im Hintergrund des Zuschauerraums wurden aufgerissen. Irgend jemand brüllte. Im grellen Scheinwerferlicht konnten sie nicht erkennen, wer es war. Alle bis auf Nelio flüchteten in die Kulissen. Jemand brüllte immer weiter, Nelio verstand, er sollte seine Arme hochnehmen, er sollte aufgeben. Er stand vor Alfredo Bomba, der tot am Bühnenrand saß, und dachte, auch ein totes Straßenkind verdiente es, verteidigt zu werden. Daraufhin ging er vor zur Rampe, um zu erklären, daß nichts passiert sei. Zwei Schüsse fielen in kurzer Folge. Nelio wurde nach hinten geschleudert und blieb auf dem Bühnenboden liegen, direkt

zu Alfredo Bombas Füßen. Er fühlte, wie sein Blick verschwamm und wie er zu sinken begann. Vage ahnte er, daß jemand dastand und ihn ansah. Vielleicht war es Julio, einer der Wächter vor dem Theater. Aber das Gesicht war undeutlich, auch war er nicht sicher, ob er die Stimme kannte. Vielleicht war es das durchscheinende Gesicht des Todes. Der gekommen war, um Alfredo Bomba zu holen und sich jetzt auch für mich entschieden hat, hatte er gedacht.

Das über ihn gebeugte Gesicht war verschwunden. Er hörte rennende Schritte, die sich entfernten. Danach war alles wieder still. Das Licht der Scheinwerfer war sehr stark. Er hielt die Augen geschlossen. Jedesmal, wenn er einatmete, durchfuhr ihn ein heftiger Schmerz. Es war, als hätte er ein Loch mitten durch den Körper. Trotz des Schmerzes versuchte er zu verstehen, was vorgefallen war. Es muß der Donner gewesen sein, dachte er. Ich hätte vorhersehen müssen, daß man das Geräusch des Donnerblechs, wenn es geschüttelt wird, bis auf die Straße hinaus hört. Daß die Wächter aufhorchen würden und denken, wir wären Diebe, Einbrecher. Und dann schießen sie, weil sie Angst haben, selber erschossen zu werden. Hätte ich ganz still gestanden, hätten sie vielleicht gesehen, daß ich noch ein Kind bin.

Wieder hörte er Schritte. Diesmal waren sie nicht fremd. Es waren magere Pforten, die vorsichtig über den Bühnenboden tappten. Das Rudel war zurückgekehrt. Er schlug die Augen auf und sah ihre verängstigten Gesichter. Er strengte sich aufs äußerste an, sie nicht merken zu lassen, was für Schmerzen er hatte.

- Ihr müßt Alfredo Bomba wegbringen, sagte er. Ihr dürft ihn nicht auf der Straße oder in einem Graben liegenlassen. Ihr müßt dafür sorgen, daß er ein ordentliches Begräbnis bekommt. Tragt ihn in die Leichenhalle und gebt dem Nachtwächter das Geld, das ihr übrig habt. Dann



werden sie ihn morgen, wenn es hell geworden ist, zum Friedhof bringen. Aber bevor ihr geht, müßt ihr alles wieder so hinstellen, wie es war, als wir gekommen sind.

- Willst du hier liegenbleiben? fragte Nascimento.

- Ich will nur ausruhen, erwiderte Nelio. Ich komme nach. Tut jetzt, was ich euch gesagt habe. Auch wenn ich stark blute, ist es nicht so schlimm, wie es aussieht. Beeilt euch. Bald dämmt es.

Sie taten, wie ihnen geheißen, hängten die Kostüme zurück, hoben Alfredo Bomba auf und trugen ihn weg.

Um Nelio her wurde es wieder still. Er versuchte zu spüren, ob er bald sterben würde, oder ob es länger dauern würde. Das Loch in seinem Körper schien sich nicht zu erweitern. Es tat ihm beim Atmen immer noch sehr weh. Trotzdem erkannte er, daß er nicht sofort sterben würde. Noch würde er Alfredo Bomba nicht folgen.

Nelio hatte mit geschlossenen Augen gesprochen. Mitunter war seine Stimme so schwach gewesen, daß ich nur mit großer Mühe verstand, was er sagte. Aber jetzt schlug er die Augen auf und sah mich an.

- Den Rest kannst du erzählen, sagte er. Wie ich da auf der Bühne lag und du kamst und mich hier hinauf aufs Dach trugst. Wie lange ich hier gewesen bin, weiß ich nicht.

- Es ist die neunte Nacht, sagte ich.

- Die neunte Nacht und die letzte, erwiderte Nelio. Ich fühle, daß ich es nicht mehr lange schaffe. Ich bin schon dabei, mich selber zu verlassen.

- Ich muß dich ins Krankenhaus bringen, sagte ich. Da gibt es Ärzte, die dich gesund machen können.

Nelio sah mich lange an, ehe er antwortete.

- Keiner kann mich wieder gesund machen. Das weißt du. Ich gab ihm Wasser zu trinken. Es gab nichts, was ich sonst hätte tun können.

Irgendwo in der Dunkelheit hörte man zwei betrunkene Personen streiten. Ich legte ihm meine Hand auf die Stirn und merkte, daß sie sehr heiß war.

- Ich habe nichts mehr zu erzählen, sagte Nelio. Es ist, als sei mein Leben sehr lang gewesen. Ich bin froh, daß du es warst, der mich gefunden und hierher aufs Dach getragen hat. Ich möchte dich auch darum bitten, daß du meinen Körper verbrennst, wenn ich nicht mehr am Leben bin.

Er sah, daß ich vor diesem Gedanken zurückschrak.

- Wie könntest du mich von hier wegbringen? fragte er. Wie könntest du erklären, daß ich sterbend hier oben auf dem Dach gelegen habe? Du mußt meinen Körper verbrennen, damit du mich los bist.

Ich sah ein, daß er recht hatte.

- Ich brauche nur eine Stunde, um zu verschwinden, sagte er. Mein Körper ist sehr klein.

Danach ging alles sehr schnell.

Als er mich gebeten hatte, ihm den letzten Dienst zu erweisen, und merkte, daß ich ihm diesen Wunsch erfüllen würde, bat er mich nur noch einmal um Wasser. Dann schloß er die Augen und wandte sich von der Welt ab. Sein Gesicht war ganz friedlich.

Was waren seine letzten Worte? Hat er noch etwas gesagt?

Noch heute, nachdem ein Jahr vergangen ist, bin ich unsicher. Aber ich glaube, er hat nichts mehr gesagt.

*Mein Körper ist sehr klein.*

Das war das letzte, was er sagte.

Die Nacht war still. Ich saß da und betrachtete sein bleiches Gesicht im Schein der flackernden Lampe.

Ich entsinne mich, daß sein Gesicht mich aus einem selt-

samen Grund ans Meer erinnerte. Das Erlebnis der Unendlichkeit war darin eingeschrieben.

Ein verirrter Windstoß strich wie eine Hand übers Dach und schenkte plötzliche Kühle. Als er abzog, war Nelio tot.

Und die neunte Nacht ging der Morgendämmerung entgegen.

## *Die Morgendämmerung*

Diesen Morgen werde ich nie vergessen. Als ich die Bäckerei verließ, trat ich in eine Dämmerung hinaus, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Oder lag es an meinen Augen? Hatten sie sich so verändert, daß sie jetzt wirklich die Geheimnisse des Lichts auffangen konnten, die Morgenröte, gefärbt von Nelios unsichtbarem Geist, frei schwebend in seinem eigenen Raum? Ich stand regungslos auf der Straße, die Einsicht, die Nelio mir da oben auf dem Dach geschenkt hatte, daß der Mensch sich stets mitten in der Welt befindet, wo er auch sei, erschien jetzt ganz selbstverständlich.

Eine Ratte saß am Rand eines defekten Kloakendeckels und betrachtete mich mit starren Augen.

In diesem Moment ging ein leichtes Beben durch die Erde. Ich hatte es noch nie erlebt, trotzdem wußte ich, was es war. Die Alten, die es am Anfang von Dom Joaquims Regime erlebt hatten, erzählten, erst hätte die Erde zu zittern begonnen, dann hätte sich der Boden aufgetan und die Häuser seien eingestürzt. Diejenigen, die lange genug gelebt hatten, um es persönlich zu bezeugen, hatten später immer darauf gewartet, daß das Beben wiederkäme und die Erde bersten würde. Ich wußte, daß sich deswegen so viele alte Menschen scheuten, Treppen zu steigen oder ihre Betten im ersten oder zweiten Stock der *Steinstadt* zu haben. Sie wollten zu ebener Erde wohnen, nahe am Boden, obwohl sich der Riß genau vor ihren Füßen auftun konnte. Sie wollten sich lieber von der warmen Erde verschlingen lassen als unter einstürzenden Häusern begraben zu werden.

Das Beben währte nur kurz, kaum mehr als zehn Sekunden. Abblätternder Zement fiel von der Wand der Bäckerei, eine Fensterscheibe klirrte. Die Ratte hatte sich in die Unterwelt verzogen. Das war alles. Dann war es wieder still. Einige Frühaufsteher, die sich auf der Straße befanden, aus dem Schlaf geschreckte Straßenkinder, Arbeiter und *empregados* auf dem Weg zu ihren unterschiedlichen Beschäftigungen, waren mitten in der Bewegung erstarrt. Es war, als spürte man das Beben nicht eigentlich im Körper, es war eher wie ein Laut, den man zu hören meinte, ein Gefühl, daß etwas Ungewöhnliches im Gange war. Als es vorbei war, herrschte absolute Stille. Die Stadt hielt den Atem an. Dann brach ein riesiger Tumult los. Menschen strömten aus den Häusern, viele noch in ihren Nachthemden. Einige trugen Kästchen mit ihren Kostbarkeiten, andere hatten offenbar planlos den ersten besten Gegenstand ergriffen. Ich sah Menschen mit kleinen Spiegeln ankommen, mit Fächern, einer Bratpfanne. Panik drohte auszubrechen, alle stellten sich in kleinen unruhigen Scharen mitten auf die Straße, um nicht Gefahr zu laufen, unter ein einstürzendes Haus zu geraten.

Da bemerkte ich etwas sehr Eigentümliches. Alle sahen hinauf, zum Himmel und zur Sonne, obwohl das Beben von unten gekommen war, eine unsichtbare Bewegung in der Erde. Ich verstehe bis heute nicht, warum es so war, obwohl ich im vergangenen Jahr oft darüber nachgedacht habe.

Der einzige, der keine Angst hatte, war wohl ich.

Nicht weil ich mutig oder unerschrocken wäre, sondern weil ich als einziger wußte, was geschehen war. Das Beben, das wir gehört hatten oder das uns als Eigentümliches Vorzeichen erschienen war, war Nelios Geist, der sich von den letzten Fesseln befreit hatte, die ihn an diese Welt banden, um mit gewaltiger Kraft die unsichtbare Barriere zu durchbrechen, welche die Grenze zu jener anderen Welt bildet,

in der ihn seine Ahnen und alle, die einmal in dem abgebrannten Dorf gelebt hatten, erwarteten. Auch Alfredo Bomba würde dort sein, und das Leben war schon eine ferne Erinnerung, wie ein rätselhafter Traum, der einem immer mehr entgleitet. Ich sah die zusammengescharten Menschen und dachte, ich sollte auf ein Autodach klettern und ihnen erklären, was geschehen war. Aber ich tat es nicht. Ich ging nur weg, hinunter zum Strand, wo ich mich in den Schatten eines Baums setzte, dessen Wurzeln der verfliegende Sand fast vollständig bloßgelegt hatte. Da saß ich und sah hinaus aufs Meer, auf die kleinen Fischerboote mit ihren dreieckigen Segeln, die in den breiten Sonnenstreifen hinaussteuerten.

Die Trauer war niederdrückend. Die Würde, mit der Nelio aus dieser Welt geschieden war, linderte meinen Schmerz darüber, allein gelassen zu sein, nur wenig. Zugleich wußte ich nicht, ob ich alle meine Sinne beisammen hatte. Ich war müde nach den langen Nächten, ich war auf eine Weise erschöpft wie noch nie in meinem Leben.

Tatsächlich schlief ich ein, als ich da an dem Baum im Sand saß. Die Träume waren unruhig, Nelio lebte, er hatte sich in einen Hund verwandelt, nach dem ich überall in der Stadt suchte. Als ich wach wurde, war ich in Schweiß gebadet und sehr durstig. An der Sonne erkannte ich, daß ich viele Stunden geschlafen hatte. Ich ging hinunter zum Wasser und wusch mir das Gesicht. Als ich in die Stadt zurückkehrte, merkte ich, daß die Unruhe des Morgens verschwunden war. Hier und da standen Menschen und sprachen über das merkwürdige Beben in der Erde, aber es wirkte schon wie eine ferne Erinnerung. Man fing schon an, aufs nächste Mal zu warten, vielleicht in hundert Jahren, wenn es wieder soweit wäre.

Ich kam in die Bäckerei und sah, daß die Bäcker schon dabei waren, die Bleche aus den Ofen zu ziehen. Neben ei-

nem der Öfen entdeckte ich plötzlich ein Stück des Verbands, den Nelio in der letzten Nacht um seinen Brustkorb gehabt hatte. Es mußte sich gelöst haben, als ich seinen Körper ins Feuer schob. Ich sah mich um, hob den Stoffetzen auf und warf ihn rasch ins Feuer. Dann ging ich hinaus auf den Hinterhof und wusch mich vom Scheitel bis zur Sohle. Ich dachte, jetzt sollte ich in das Zuhause zurückkehren, das ich mit meinem Bruder und seiner Familie teilte. Mein Leben würde jetzt wieder so werden, wie es war, bevor ich die Schüsse im nächtlich leeren Theater fallen hörte. Nelio war fort. Maria aber war da, ihr Lächeln, und all das Brot, das wir noch zu backen hatten, in den unzähligen Nächten, die noch vor uns lagen.

Doch es war noch zu früh. Ich stieg hinauf aufs Dach und erwartete fast, Nelio dort zu finden, mit seinem fieberbleichen Gesicht. Aber die Matratze war leer, sie trug noch den Abdruck von seinem mageren Körper. Ich schüttelte sie auf und lehnte sie zum Lüften an den Schornstein. Ich faltete die Decke zusammen, die ich dem Nachtwächter zurückbringen mußte. Dann blieb nichts mehr zu tun. Die Tasse mit Frau Muwulenes Kräutern steckte ich in die Tasche. Gerade als ich gehen wollte, bemerkte ich die Katze, die nachts manchmal zu Besuch gekommen war und sich zu Nelios Füßen zusammengerollt hatte. Ich versuchte, sie herbeizulocken, doch vergebens. Sie verharrte wachsam in einigem Abstand. Als ich mich zum Gehen erhob, saß sie immer noch da und beobachtete mich. Es war das letzte Mal, daß ich sie sah. In all den Nächten, die ich später auf dem Dach verbrachte, kam sie nie wieder zurück.

Ich dachte manchmal, Nelio hätte sie vielleicht mit sich gelockt, hinüber in die andere Welt. Vielleicht können Katzen im Land der Toten lebendig bleiben?

Als ich vom Dach herabstieg, war Dona Esmeralda eingetroffen. Sie hatte eine Tüte mit Geld dabei, Gott weiß,

wo sie es aufgetrieben hatte, und saß jetzt auf ihrem Schemmel und zahlte mit ihren schmalen, runzligen Fingern die Löhne aus. Obwohl sie nicht geizig war, schien es ihr immer wieder schwerzufallen, das Geld wegzugeben. Ich glaube, ich weiß warum. Es war noch so vieles am Theater zu tun, so vieles, wofür sie das Geld lieber ausgegeben hätte. Nicht für eigene Zwecke. Dona Esmeralda kaufte nie etwas für sich selbst. Der Hut, den sie trug, war bestimmt fünfzig Jahre alt, genau wie ihre Kleider und die ausgetretenen Schuhe, die sie an den Füßen hatte.

- Hast du das Erdbeben bemerkt? fragte sie plötzlich.

- Ja, antwortete ich. Die Erde hat gebebt. Zweimal, wie wenn man im Traum von etwas Überraschendem zusammenzuckt.

- Ich entsinne mich an das letzte Mal, als es passiert ist, sagte sie. Es war zur Zeit meines Vaters. Die Priester glaubten, es wäre ein Vorzeichen dafür, daß die Erde bald untergehen würde.

Wir sagten nichts weiter. Ich zahlte das Geld zurück, das ich bei den Mädchen an der Brottheke geliehen hatte, und ging dann stadtauswärts. Die Straßenkinder durchsuchten die Mülltonnen nach Eßbarem, die indischen Händler zogen die schweren Eisengitter vor den Fenstern und Türen hoch, überall roch es nach köchelndem Maisbrei, und niemand, absolut niemand wußte, daß Nelio tot war.

Ganz ohne Grund blieb ich plötzlich vor einem der indischen Läden stehen und trat ins Dunkel ein. Alles war wie sonst. Hinter der Kasse saß eine dicke Inderin und wachte über ihre schwarzen Verkäufer. Ein sehr alter Mann fragte mich, was ich wünschte.

- Ich wünsche mir Nelio zurück, sagte ich. Ich wünschte, er wäre wieder am Leben.

Der alte Mann betrachtete mich nachdenklich.

- Das führen wir nicht, sagte er langsam. Aber wenn Sie



es im Laden auf der anderen Straßenseite versuchen wollen, Senhor. Da haben sie außergewöhnliche Waren. Sie importieren direkt aus den Ländern, wo die Augen der Menschen schräg sind.

Ich dankte ihm.

Dann kaufte ich mir einen Hut. Ich hatte Hüte hinter ihm an der Wand hängen sehen und deutete auf den in der Mitte.

- Einen Hut kann man in der Hitze gut gebrauchen, sagte der alte Mann und hob ihn mit einer langen, klauenbewehrten Stange herunter.

Der Hut war weiß mit einem schwarzen Band um die Krempe. Er schrieb eine Rechnung, die ich bei der Frau an der Kasse bezahlte. Als ich das Geld hinlegte, wurde mir klar, daß er mehr als meinen halben Monatslohn kostete. Ich nahm meinen Hut, setzte ihn auf den Kopf und kehrte in die Sonne zurück.

In einem Café bestellte ich mir etwas zu essen. Mein Kopf war leer.

Abends ging ich in die Bäckerei zurück. Maria war bereits da.

Ihr Kleid war luftig und dünn, ihr Lächeln sehr breit.

- Hast du das Erdbeben mitbekommen? fragte ich.

- Nein, sagte sie lächelnd. Ich habe geschlafen.

Dann machten wir uns an die Arbeit. Kurz nach Mitternacht brachte ich sie auf die Straße. Als wir uns trennten, streifte ich ihren Arm. Sie lächelte.

In dieser Nacht stieg ich nicht aufs Dach. Wenn ich Luft brauchte, ging ich auf die Straße und setzte mich auf die Treppe.

Am folgenden Tag kehrte ich heim zu meinem Bruder und seiner Familie. Sie waren sehr froh, mich zu sehen. Meine Schwägerin fragte, ob ich krank sei.

- Ein Mensch, der sich einen neuen Hut kauft, ist nicht

krank, sagte mein Bruder. Ein Mann tut, was er will. Er kommt nach Hause, wenn er will, und er bleibt weg, wenn er will.

Lange lag ich in meinem Bett wach und hörte alle Geräusche, die durch die dünnen Wände drangen.

Ich merkte, daß etwas in mir vorging. Aber ich wußte nicht, was.

Noch nicht.

Ein paar Wochen vergingen. Ich backte mein Brot, streifte Marias Arm, hängte meinen Hut an einen Haken neben den Öfen. Einige Male, als ich mich nicht aufraffen konnte, morgens nach Hause zu gehen, kroch ich durch die Lüftungsschächte und sah zu, wenn Dona Esmeralda das Stück über die revolutionären Elefanten probte. Verschiedene Schauspieler mußten die Rolle des Dom Joaquim probieren, aber keiner fand Gnade vor Dona Esmeraldas Augen. Die Schauspieler wirkten zunehmend verwirrt vom Inhalt des Stücks. Sie versuchten es auf verschiedene Weise zu spielen, als Tragödie und Komödie, als Farce und als Lustspiel. Aber wie sie es auch anstellten, immer hingen die Rüssel im Weg. Einmal fing die schöne, junge und verwöhnte Elena auf der Bühne zu weinen an. Es sah sehr merkwürdig aus, wie sie die Tränen hinter dem Rüssel abzuwischen versuchte. Es war das einzige Mal in dieser Zeit, nach Nelios Tod, daß ich in Gelächter ausbrach. Ein einziges Lachen, das schwerelos in dem Raum schwebte, in dem ich mich nicht mehr zu Hause fühlte.

Es war in einer Nacht, als ich Maria gerade auf die Straße begleitet und ihr nachgesehen hatte, wie sie lachte, wie sie ging. Ich kehrte in die Bäckerei zurück, schob ein Blech in den Ofen und schloß die Klappe.

Da wußte ich, es war die letzte Nacht, in der ich bei Dona Esmeralda arbeiten würde.

Ich würde alles fertig machen. Am Morgen würde ich mich auf der Rückseite der Bäckerei waschen, danach meinen Hut nehmen und davongehen, für immer.

Mir war klar geworden, daß ich nicht länger Bäcker sein konnte. Ich hatte einen anderen Auftrag für die Zeit, die mir noch vom Leben blieb. Ich mußte Nelios Geschichte erzählen. Die Welt konnte nicht ohne sie auskommen. Sie durfte nicht vergessen werden.

Noch heute, nach mehr als einem Jahr, erinnere ich mich ganz genau an diesen Augenblick. Eigentlich faßte ich gar keinen Entschluß. Der Entschluß war schon in mir gewesen, aber erst jetzt erkannte ich, was ich zu tun hatte. Ich dachte, der Duft des frischen Brotes würde mir fehlen. Maria mit ihren luftigen Kleidern würde mir fehlen. Vielleicht würden mir sogar Dona Esmeralda und ihr Theater fehlen?

Trotzdem war es kein schwerer Augenblick. Ich glaube, es ist richtiger zu sagen, daß es eine Erleichterung war.

Am Morgen, als ich mich gewaschen und meinen Hut genommen hatte, wartete ich auf Dona Esmeralda, um sie von meinem Entschluß zu unterrichten. Aber sie kam und kam nicht. Schließlich wandte ich mich an eins von den spöttischen Mädchen hinter der Brottheke.

- Ich höre jetzt auf, sagte ich und hob den Hut. Sag Dona Esmeralda, daß José Antonio Maria Vaz nicht mehr hier arbeitet. Richte ihr aus, daß mir die Zeit hier sehr gefallen hat. Richte ihr außerdem aus, daß ich nie wieder, solange ich lebe, in einer anderen Bäckerei Brot backen werde.

War es Rosa, mit der ich sprach? Ich erinnere mich nur an ihren erstaunten Gesichtsausdruck. Wer konnte so dumm sein, den Dienst bei Dona Esmeralda freiwillig zu quittieren? Bei all den Tausenden von Menschen ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Essen?

- Du hast richtig gehört, sagte ich und zog noch einmal

den Hut. Du hast richtig gehört. Ich gehe jetzt und komme nicht zurück.

Aber es stimmte nicht ganz. Ich hatte schon beschlossen, Maria am Abend abzugucken. Ich würde ihr entgegengehen, denn ich wollte mich von ihr verabschieden und ihr Glück für die Zukunft wünschen. Vielleicht hoffte ich insgeheim, sie würde mir folgen? Ich weiß es nicht. Aber wohin hätte sie mir folgen sollen? Wohin war ich eigentlich unterwegs?

Meine Antwort war, daß ich es nicht wußte. Ich hatte einen dringenden Auftrag, aber ich wußte nicht, in welche Richtung ich gehen sollte.

Als ich an diesem letzten Morgen die Bäckerei verlassen hatte, empfand ich eine große Freiheit. Ich wußte nicht einmal, wieso ich um Nelio trauern sollte.

Vielleicht sollte ich eher um Alfredo Bomba trauern, der sich vermutlich dort unwohl fühlen würde, wo er sich jetzt befand. Bestimmt würde er sich noch lange nach dem Leben auf der Straße zurücksehnen, nach dem Rudel, nach den Mülleimern und Pappkartons vor dem Justizministerium.

So ist es ja. Ein Mensch kann sich nach einem Mülleimer sehnen oder nach ewigem Leben. Je nachdem.

Ich ging zu dem Platz mit Nelios Reiterstandbild. Als ich hinkam, entdeckte ich zu meinem Erstaunen, daß es umgefallen war. Auf dem Platz war ein großer Menschauf-  
lauf, die indischen Händler hatten ihre Läden nicht aufgemacht, Manuel Oliveira hingegen hatte die Pforten seiner Kirche sperrangelweit geöffnet.

Das Reiterstandbild war umgestürzt.

Ich begriff, daß das Beben stark genug gewesen war, um den Sockel der schweren Statue zu sprengen. Das Bronzepferd lag auf der Seite, der Helm des Mannes war zerschmettert. Es war der letzte Rest einer anderen Zeit, der zu Boden gestürzt war. Journalisten von allen Zeitungen der Stadt

waren zur Stelle, ein Fotograf machte Aufnahmen, und die Kinder spielten und hüpfen schon auf Dom Joaquims letztem Monument.

Manuels Kirche war voller Menschen. Sie leierten ihre Gebete als Schutz und Beschwörung, damit die Erdstöße nicht wiederkehrten. Der alte Manuel stand unter dem hohen schwarzen Kreuz am hinteren Ende der Kirche und betrachtete das Wunder, das geschehen war. Vielleicht weinte er, ich stand in zu großer Entfernung, um es mit Sicherheit erkennen zu können. Ich ging davon und meinte, Nelios Geist schwebte über meinem Kopf. Seine Qualen waren vorbei, die Kugeln in seinem Körper konnten ihn nicht länger vergiften. Als letzten Gruß hatte er das Pferd, in dessen Bauch er gewohnt hatte, zu Boden stürzen lassen. Ich saß viele Stunden auf einer Bank beim Krankenhaus, von der man einen Blick über die ganze Stadt hat. In der Ferne, wenn ich die Augen zusammenkniff, konnte ich sogar das Dach erkennen, auf dem Nelio während der neun Nächte gelegen hatte, in denen er seine Geschichte erzählte.

Ich hatte viel zu bedenken. Wo sollte ich wohnen? Wovon sollte ich leben? Wer gibt einem Menschen, der eine Geschichte zu erzählen hat, die Nahrung, die er benötigt? Ich saß da auf der Bank im Schatten und wurde immer besorgter.

Dann dachte ich an die Kinder, die auf der Straße lebten, an Nelio, Alfredo Bomba, Pecado und die anderen. Sie fanden ihre Nahrung in den Mülltonnen, die Speisung der Armen. Diese Kost stand auch mir zur Verfügung. Ich konnte überall wohnen. Wie eine Eidechse konnte ich mir einen ausreichend breiten Spalt im Gemäuer suchen. Es gab Pappkartons, rostige Autowracks. Die Stadt war voll von Behausungen, die nichts kosteten.

Ich wußte, daß ich nicht mehr bei meinem Bruder und seiner Familie wohnen wollte. Es war eine Unterkunft, die

zu einem Leben gehörte, das ich verlassen hatte. Ich erhob mich von der Bank und fühlte mich seltsam aufgeräumt. Ich hatte mir umsonst Sorgen gemacht. Ich war ein reicher Mann. Ich hatte Nelios Geschichte zu erzählen. Weiter brauchte ich nichts.

Abends wartete ich in der Dunkelheit vor der Bäckerei auf Maria. Als ich sie kommen sah, wagte ich es plötzlich nicht, zu ihr zu gehen. Ich versuchte mich in der Dunkelheit zu verstecken. Aber sie hatte mich bereits gesehen, ihr Kleid war luftig, und sie lächelte. Ich trat aus dem Dunkel hervor, ich kam mir vor wie ein Schauspieler, der aus den Kulissen auf die erleuchtete Bühne tritt. Rasch fuhr ich mir übers Gesicht, ob da nicht ein unsichtbarer Rüssel an meiner Nase befestigt wäre. Dann zog ich den Hut.

- Maria, sagte ich. Wie könnte ich je eine Frau vergessen, die so fest schläft, daß kein Erdbeben sie wecken kann. Wovon hast du geträumt?

Sie lachte und schüttelte ihre langen schwarzen *tranças*.

- Meine Träume gehen nur mich etwas an, sagte sie. Aber ich mag deinen Hut. Er paßt zu dir.

- Ich habe ihn gekauft, damit ich ihn vor dir ziehen kann, sagte ich.

Auf einmal wurde sie ganz ernst.

- Warum stehst du hier?

Ich hatte den Hut abgenommen und hielt ihn vor der Brust, als befände ich mich auf einer Beerdigung.

Dann sagte ich ihr, wie es war. Daß alles zu Ende war. Daß ich nicht mehr dort arbeitete.

- Wieso? fragte sie, als ich verstummt war.

- Ich habe eine Geschichte, die ich erzählen muß.

Zu meinem großen Erstaunen schien es, als verstünde sie mich. Sie war überhaupt nicht überrascht, wie es das Mädchen an der Brottheke gewesen war.

- Man soll das tun, was man tun muß, sagte sie.

Dann trennten wir uns. Sie hatte es eilig, in die Bäckerei zu kommen. Sie wollte sich nicht verspäten. Ich schaffte es nicht einmal mehr, ihren Arm zu streifen. Es war das letzte Mal, daß sie so nah bei mir stand.

Später habe ich sie mehrmals in den Straßen der Stadt gesehen, mit einem anderen Mann, und sie hatte einen dicken Bauch, aber es war immer nur von weitem.

Maria, die Frau, die ich nie vergessen werde, blieb in meiner Nähe. Die Maria, die ich mitunter auf der Straße sehe, aus der Ferne, ist eine andere.

Ich sah sie davongehen. Einmal drehte sie sich noch um, winkte und lächelte. Ich zog den Hut und hielt ihn in der Hand, bis sie verschwunden war. Danach setzte ich den Hut nie wieder auf. Ich brauchte ihn nicht mehr. Ich legte ihn oben auf eine Mülltonne, die in der Nähe stand. Später glaube ich die Reste meines Huts wiedergesehen zu haben, auf dem Kopf eines Straßenkinds. Es schien mir, als gefiele es dem Hut dort.

Ein Jahr ist vergangen, seit Nelio starb.

Ich sah Maria verschwinden, und ich trat in mein neues Leben ein. Ich begann wie ein Bettler zu leben, suchte meine Nahrung in den Mülltonnen, schlief in den Spalten der Häuser und Mauern, und ich fing an, meine Geschichte zu erzählen.

Nelios Rudel hatte sich aufgelöst. Ich sah Nascimento wieder, der sich einer Gruppe der wildesten Kinder angeschlossen hatte, denen, die sich außerhalb des zentralen Markts aufhielten. Er wirkte wie immer. Überall schleppte er seinen Pappkarton mit herum. Ich fragte mich, ob es ihm je gelingen würde, die Monster zu erschlagen, die er in sich herumtrug. Auch wenn er jetzt ein Messer hatte, das er oft schliff.

Pecado entdeckte ich irgendwann, als ich durch das Viertel der Reichen wanderte. Er verkaufte Blumen an einer Straßenecke. Ich überlegte, ob er sie in seinen Taschen zog, auf die gleiche Weise wie Mandioca. Ich glaube, er machte gute Geschäfte, denn er hatte tadellose, saubere Kleider am Leib.

Über Tristeza stolperte ich einmal vor einem der großen Cafés, wo die Touristen und *cooperantes* sich gern versammeln. Er war mitten auf dem Gehsteig eingeschlafen, seine Turnschuhe waren verschwunden. Nun war er wieder barfuß. Er war das schmutzigste Straßenkind, das ich je gesehen habe. Er stank. Er hatte eitrige Wunden von Flöhen und Krätze, und er kratzte und juckte sich im Schlaf. Er war sehr dünn, und ich gab Nelio in Gedanken recht. Er würde nicht lange leben in dieser Welt, die keine langsam denkenden Menschen brauchte. Ich ging davon, ohne ihn zu wecken, und ich sah ihn nie wieder.

Mandioca war verschwunden. Lange argwöhnte ich, er hätte einen Unfall gehabt, er sei ebenfalls tot. Durch Zufall erfuhr ich nach langer Zeit, daß er freiwillig eins der großen Häuser aufgesucht hatte, in denen weißgekleidete Nonnen den Kindern Essen und Kleidung geben. Er hatte beschlossen zu bleiben. Ich glaube auch nicht, daß er jemals auf die Straße zurückgekehrt ist.

Auch Deolinda habe ich wiedergesehen.

Es ist eine meiner dunkelsten Erinnerungen aus dem Jahr, das vergangen ist, seit Nelio sterbend auf dem Dach lag.

Es war spätabends, in einer der zentralen Straßen, die durch die Gegend mit den Straßenlokalen führen, hin zu den Vierteln der Reichen, wo viele *cooperantes* ihre Häuser haben. Wohin ich unterwegs war, weiß ich nicht mehr, denn ich bin gewöhnlich nur dahin unterwegs, wohin mich meine Schritte tragen. An den Straßenkreuzungen standen die Mädchen und boten sich an. Es war mir immer pein-



lich, wenn ich an ihnen vorbeikam, und ich schaute meist auf die Straße oder in die andere Richtung. Aber an einer Straßenecke, an diesem späten Abend, habe ich Deolinda wiedergesehen. Sie war stark geschminkt, fast bis zur Unkenntlichkeit, sie trug aufreizende Kleider und stampfte ungeduldig mit dem Fuß aufs Pflaster. Als ich an ihr vorbei war, blieb ich stehen und sah mich um. Ich hoffte, Cosmos würde irgendwann von seiner langen Reise zurückkehren und sich um seine Schwester kümmern.

Ich hoffte, es wäre dann noch nicht zu spät.

Abends, wenn ich unterwegs zu meinem Dach bin, kommt es vor, daß ich vor einem Restaurant stehenbleibe, aus dem Musik tönt. Wenn ich die einförmigen, aber schönen Töne einer *timbila* höre, kehre ich in meiner Erinnerung zurück zu den Nächten mit Nelio. Stundenlang kann ich dort stehen und lauschen. Aus der Musik lösen sich einzelne Stimmen, längst vergessene, von allen außer mir.

Ein einziges Mal habe ich mich zu dem großen Friedhof begeben, auf dem Nelio eine Nacht in Senhor Castigos Grabhaus verbracht hat. Ich machte den Bezirk ausfindig, in dem die Armengräber waren. Dort lagen irgendwo die Überreste von Alfredo Bombas Körper. Seine Knochen vermischten sich bereits mit denen von anderen da unten in der Erde, sie lagen da, dicht aneinander gedrängt, der Kiefer des einen an der Hand des anderen, und sie klagten wie ein Chor in äußerster Verzweiflung über ihr Schicksal. Ich meinte den unruhigen Tanz all der Geister zu spüren, die keine Ruhe fanden, und solange die Geister nicht zur Ruhe kamen, würde auch der Krieg dieses Land weiter verwüsten.

Meine Geschichte neigt sich dem Ende zu. Ich habe alles erzählt, und ich fange wieder von vorn an.

Ich weiß, man nennt mich den Chronisten der Winde,

denn noch hat keiner die Kraft zu hören, was ich zu sagen habe.

Aber ich weiß, der Tag wird kommen.

Er wird kommen, weil er kommen muß.

Ein Jahr ist vergangen, seit die Schüsse fielen.

Ich verbringe meine Nächte auf dem Dach des Theaters.

Da bin ich schließlich zu Hause.

Der Bäcker, der in den stillen Stunden der Nacht arbeitet, er, der meine Stelle übernommen hat, verliert nie ein Wort darüber, daß ich da bin. Mitunter teilt er sogar sein Essen mit mir.

Ich brauche die Stille da oben auf dem Dach, nach den langen Tagen in der sengenden Sonne. Die Matratze habe ich behalten. Da kann ich liegen und die Sterne betrachten, bis ich einschlafe. Da kann ich an alles denken, was Nelio mir gesagt hat, bevor er starb, und ich weiß, daß ich seine Geschichte weitererzählen muß, selbst wenn es nur die Winde vom Meer sind, die hören, was ich zu sagen habe. Ich muß weiter von dieser Erde erzählen, die immer tiefer in ihrer Ohnmacht versinkt, wo die Menschen gezwungen sind, für das Vergessen zu leben und nicht für die Erinnerung. Ich muß weiter sprechen, damit die Träume nicht vom Fieber heiß werden, erkalten und schließlich sterben. Es ist, als wollte Nelio seine Hand auf die Stirn der Erde legen und Frau Muwulenes Kräuter in alle Flüsse und Meere der Erde mischen. Die Erde sinkt immer tiefer, die Rudel der Straßenkinder werden immer zahlreicher und immer größer, die Straßenkinder, die in den ärmsten aller Länder leben, den Straßenkinderländern.

Meine Geschichte ist zu Ende, und sie beginnt immer wieder von vorn. Zu guter Letzt wird sie wie ein unsichtbarer Ton eingebettet sein im ewig rauschenden Wind vom Meer. Sie wird in den Regentropfen sein, die auf die dürre

Erde fallen, und schließlich in der Luft, die wir atmen. Ich weiß, es ist wahr, was Nelio sagte, daß unsere letzte Hoffnung ist, uns darauf zu besinnen, wer wir sind, daß wir Menschen sind, die niemals über die lauen Winde vom Meer gebieten können, aber vielleicht irgendwann einmal verstehen werden, warum die Winde ewig wehen müssen.

Ich, José Antonio Maria Vaz, ein einsamer Mann auf einem Dach, unter dem tropischen Sternenhimmel, habe eine Geschichte zu erzählen ...



## Glossar

<i>alface</i>	Salat
<i>avô</i>	Großvater
<i>bairro</i>	Wohngebiet
<i>barracca</i>	Schuppen mit Bier- und Spirituosenaus- schank
<i>bomba</i>	Pumpe
<i>camarada</i>	Kamerad
<i>capulana</i>	Stoffstück, trad. afrikanische Frauen- kleidung
<i>cassava</i>	Maniok, Wurzelgemüse, Grundnahrungs- mittel in einigen Teilen Afrikas
<i>castigo</i>	Strafe
<i>cavalo</i>	Pferd
<i>chefe de posto</i>	portugiesischer lokaler Administrator während der Kolonialzeit
<i>cooperante</i>	Entwicklungshelfer
<i>criminosos</i>	Kriminelle, Terroristen
<i>curandeiro</i>	traditioneller Arzt
<i>empregados</i>	Angestellte
<i>feticheiro, feticheira</i>	Zauberer, Hexenmeister, Hexe
<i>halakawuma</i>	Shangaan: Echse. Der Überlieferung zufolge ist diese Echse Ratgeberin von Königen und Präsidenten
<i>mandioca</i>	Maniok
<i>markes</i>	von <i>dinamarquês</i> , dänisch
<i>nascimento</i>	Geburt
<i>padrasto</i>	Stiefvater
<i>patrão</i>	Chef, Herr
<i>pecado</i>	Sünde
<i>puta</i>	eig. <i>prostituta</i> : Prostituierte
<i>soruma</i>	afrikanisches Haschisch

<i>Steinstadt</i>	Zentrum aus Zementgebäuden in einer ehem. Kolonialstadt
<i>terrorista</i>	Terrorist
<i>tia</i>	Tante
<i>timbila</i>	trad. afrikanisches xylophonähnliches Instrument
<i>tontonto</i>	Shangaan: Selbstgebrannter Schnaps
<i>trança</i>	Zöpfe
<i>tristeza</i>	Kummer, Trauer
<i>uputso</i>	Selbstgebrannter Schnaps aus Kajunnüssen
<i>xidjana</i>	Shangaan: Albino
<i>xogo-xogo</i>	Shangaan: Geschlechtsverkehr
<i>xuva shita duma</i>	Shangaan: Handwagen

# Inhalt

7	José Antonio Maria Vaz
17	Die erste Nacht
43	Die zweite Nacht
69	Die dritte Nacht
94	Die vierte Nacht
119	Die fünfte Nacht
146	Die sechste Nacht
171	Die siebte Nacht
197	Die achte Nacht
227	Die letzte Nacht
250	Die Morgendämmerung
267	Glossar

*Henning Mankell -*  
Zwischen Schweden und  
Mosambik

Der Schwede Henning Mankell ist seinen Lesern in Deutschland als Bestsellerautor der berühmten Wallander-Krimis bekannt. Doch dies ist nur die eine Seite des Schriftstellers. Schon als Kind träumte er von einer Reise nach Afrika und bereits bei seinem ersten Besuch dieses Kontinents fühlte er sich dort zu Hause. Als man ihn später einlud, bei der Gründung eines Theaters in Mosambiks Hauptstadt Maputo mitzuwirken, brach er sofort auf.

»Seitdem hat sich natürlich meine Beziehung zu Afrika verändert und vertieft und ist zu einem entscheidenden Teil meiner Identität als Schriftsteller geworden. Nun stehe ich sozusagen ziemlich breitbeinig da, mit dem einen Fuß im Schnee und dem anderen im Sand«, sagt Mankell. Seit Jahren lebt er nun die Hälfte des Jahres in Afrika und leitet das Theater in Maputo. Diese Arbeit bedeutet ihm ebensoviel wie das Schreiben, denn Mankell möchte hier auf eine andere Art Geschichten erzählen. »Ich habe hervorragende Schauspieler, die problemlos Shakespeare in Europa spielen könnten«, meint er. In einem Land, wo der Analphabetismus durch die Armut noch weit verbreitet ist, sieht er das Theater auch als Mittel, den Menschen von dem zu erzählen, was in der Welt vorgeht. So verbinden sich für Mankell Phantasie und Realität auf dem Theater zu einer Möglichkeit, die Komplexität des Lebens besser zu verstehen. »Als Junge träumte ich davon, zum Ende der Welt zu reisen. Und für mich war Afrika dieser Ort. Es war gerade so weit weg, wie meine Phantasie reichte.«



Henning Mankell  
im Paul Zsolnay Verlag

*Die fünfte Frau.* Roman  
Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt  
1998. 544 Seiten

Dieses Buch hat mich zwei Tage und zwei Nächte gekostet, und das zweimal. (Nämlich beim ersten und beim zweiten Lesen.)

Elke Schmitter, *Die Zeit*

*Die falsche Fährte.* Roman  
Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt  
1999. 496 Seiten

Raffiniert und behutsam, dabei ungemein spannend, entwickelt der schwedische Autor eine unverwechselbare, beklemmende Atmosphäre, die weit über das hinausgeht, was ein durchschnittlicher Krimi zu bieten hat.

*Der Spiegel*

*Mittsommermord.* Roman  
Aus dem Schwedischen von Wolfgang Butt  
2000. 608 Seiten

Henning Mankell ist ein ungewöhnlich sicherer, ruhiger Erzähler und ein präzise arbeitender Konstrukteur des bildhaften Grauens. Es kann passieren, daß man während des *Mittsommermords* Frau, Mann, Kind, Büro, Hund, Katze, Vogel und sogar das Telefon vergißt.

Verena Auffermann, *Süddeutsche Zeitung*





Ein Roman über das Leben der Straßenkinder in Afrika, der in seinem legendenhaften Erzählton die Balance hält zwischen der grausamen Alltagswirklichkeit und den magischen Kräften der Phantasie. Henning Mankell gibt den Namenlosen ein Gesicht und eine Würde, die sie weit über das tägliche Elend erhebt. Ein Buch der Emotionen, das uns daran erinnert, wozu Menschen – im Guten wie im Bösen – fähig sind.

»Natürlich stehe ich zu allen meinen Büchern, aber dieser Roman hat einen besonderen Platz in meinem Herzen.«

*Henning Mankell*

»Die Geschichte des Straßenkindes Nelio hat die Sachlichkeit eines Dokuments und den universalen Glanz einer Legende. Ein Buch von internationalem Rang.«

*Sydsvenska Dagbladet*